Aus Dichtung und Sprache der Romanen

von

Heinrich Morf

Dritte Reihe




UNIVERSITY OF TORONTO
VELUT ARBOR ÆVO



Morf

Aus Dichtung und Sprache der Romanen

Vorträge und Skizzen

von

Heinrich Morf

Dritte Reihe

Herausgegeben von **Eva Seifert**.

Mit einem Bild von Professor Morf.



Berlin und Leipzig 1922
Vereinigung wissenschaftlicher Verleger
Walter de Gruyter & Co.
vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung — J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung — Georg Reimer — Karl J. Trübner — Veit & Comp.

Inhalt

Vorwort.

'Die freundliche Aufnahme, die der erste Band solch gesammelter Vorträge und Skizzen erfahren hat, mag diesem Nachläufer als Einführung dienen.' Das waren die Worte, die Morf seinem zweiten Bande „Aus Dichtung und Sprache der Romanen" vorausschickte.

Sie mögen auch das Erscheinen dieses dritten rechtfertigen.

Ein Nachläufer ist er wahrlich, nicht nur seiner beiden Vorgänger, sondern auch seines Meisters, der nun seit Jahr und Tag im Schatten der Thuner Berge die endliche Ruhe gefunden hat.

Fremder Entscheidung war Auswahl und Umfang überlassen. Und so trägt dieser neue Band, der in der selbstgeschaffenen Form des Meisters seine glättende Hand entbehrt, anderes, fremdes Gepräge. Es mußten hier in erster Linie die Arbeiten Morfs gesammelt werden, die in wenig zugänglichen Zeitschriften, in Sammlungen, in vergessenen Tagesblättern vergraben, verschollen waren. Unser Interesse, das seiner Anhänger und Freunde, bestimmt den Charakter des Buches, das ein Denkmal für den Toten sein soll.

Elf Jahre sind seit dem Erscheinen der zweiten Reihe ins Land gegangen, und manch eines hat dem Verfasser Leid gebracht. Nirgends spricht sich das innere Ringen

dieses Forschers um Frieden der Seele, um ewige Werte so rein und persönlich aus wie in seiner Biographie des Miguel de Cervantes, in dessen armes Leben er sich mitten in der Zeit des äußeren Ringens (1916) mit der Stimmung des Alternden, des innerlich Verwandten, liebevoll hineinlebte. Sein Wunsch nach Frieden, dem er in Zeiten des Sturmes so beharrlich Ausdruck gegeben und den er als einen Weihnachtsdank in die Worte Homers gekleidet hatte:

τοὶ δ' ἀλλήλους φιλεόντων
ὡς τὸ πάρος, πλοῦτος δὲ καὶ εἰρήνη ἅλις ἔστω!

[. . . . man liebe sich untereinander,
So wie zuvor, und es sei Wohlstand und Friede befestigt.
Od. 24. 485, 86.]

sollte nicht in Erfüllung gehen. Kampfesmüde, die Gedanken auf die entgleitende Lebensarbeit gerichtet, zu der die Kräfte gebrachen, traf ihn am 23. Januar 1921 der Tod und befreite ihn aus peinvoller Krankheit. Aber die stillen Zeugen seiner Arbeit und seiner Gesinnung mögen reden und künden im Sinne des Verstorbenen, im Sinne edler Humanität.

Die hier vereinigten Aufsätze sind zum großen Teil schon veröffentlicht:

Die Korrespondenz des kleinen Abbé, Don Quichote, Über Aufgabe und Methode der Volksvorlesungen entstammen der Frankfurter Zeitung 1882, 1905, 1909; Schriftsteller und Akademie, Rousseau auf der Petersinsel dem Sonntagsblatt des Bund 1884, 1888; Mundartenforschung und Geschichte dem Bulletin de Dialectologie I. 1909; Vom linguistischen Denken den Verhand-

lungen des allgemeinen deutschen Neuphilologenverbandes Frankfurt 1912; Miguel de Cervantes, An der Wiege der klassischen Lyrik Frankreichs der Internationalen Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik 1916, 1912; endlich Vom Ursprung der provenzalischen Schriftsprache und Galeotto fu il libro den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften 1912 und 1916. Sie erscheinen in ihrer ursprünglichen Gestalt.

Zwei unveröffentlichte Arbeiten: Molierès Hoffestspiel vom „Tartuffe“ und Lessings Urteil über Voltaire, die seit 1913 und 1917 des Druckes harren, sollen in diesem posthumen Bande ihren gebührenden Platz finden. Es sind Vorträge die sich im handschriftlichen Nachlaß, teils zur Hälfte, teils völlig in der alten Stolzeschen Stenographie aufgezeichnet fanden. Morf hat von ihr ausgiebigen Gebrauch gemacht: „Die Kurzschrift sichert uns den unverkümmerten Genuß des lebendigen Wortes.“

Auch Fénelon ist aus dem Manuskript veröffentlicht.[1])

Der Charakter dieser Schriften ist wesentlich wissenschaftlich. Es konnte deshalb nicht von einer Wiedergabe der Anmerkungen abgesehen werden. Morf durfte den Verzicht sich seinerzeit gestatten. —

Wem es vergönnt war, einen Einblick in des Meisters

---

[1]) Die Veröffentlichung der noch von Morf zusammengestellten Auszüge aus den Werken Gregors von Tours wird von anderer Hand vorbereitet.

sorgsames, umfassendes Schaffen zu tun, wem es vergönnt war, seine schöne Bibliothek kennen zu lernen und zu verwalten, in die es innig und unlösbar verwoben ist — so wie ihn das beigegebene Bildnis inmitten seiner stillen Bücherfreunde zeigt —, der wird nur mit zagender Hand da eine Nachlese halten wollen, wo Krankheit und Tod dem Unermüdlichen wehrten, selbst die Ernte einzubringen und dem Lebenswerk einen Abschluß zu geben. —

Dankbar gedenke ich hier des Vertrauens, das mir Frau Morf bei meiner Tätigkeit in der Bibliothek des Verstorbenen entgegenbrachte und ihrer bereiten Hilfe bei Auswahl des Materials und bei der Übertragung der Stenographie. Auch von seiten der Herren Professoren Tappolet in Basel und Erhard Lommatzsch in Greifswald ist mir bei Zusammenstellung der Bibliographie freundliche Unterstützung geworden, die ich mit herzlichem Danke entgegengenommen habe.

Berlin, September 1922.

Eva Seifert.

Miguel de Cervantes.

Von Miguel de Cervantes ist im letzten Frühjahr auch bei uns viel die Rede gewesen. Man hat aus Anlaß der dreihundertsten Wiederkehr seines Todestages, zu Ende April, in Feuilletons und Sonntagsblättern seiner gedacht und auch Gedenkfeiern abgehalten. Doch galt diese Erinnerung fast ausschließlich seinen Büchern. Cervantes selbst verschwand hinter seinen Helden, der Künstler hinter seiner Schöpfung. Von seinen Lebensschicksalen wurde wenig mehr berichtet, als daß er bei Lepanto verwundet, nachher in algerische Gefangenschaft geraten sei, auch später in mißlichen Verhältnissen gelebt und sogar mit dem Gefängnis Bekanntschaft gemacht habe. Cervantes verdient es aber wohl, daß die, die sich an seinen Geschichten ergötzen, ihn auch als Menschen näher kennen lernen. Und so soll hier post festum von seinem Leben die Rede sein.

In der kastilischen Universitätsstadt Alcalá, in grüner Talebene am Henares, einige Wegstunden östlich von Madrid, ist am 9. Oktober 1547 Miguel de Cervantes getauft worden. Seinen Geburtstag kennen wir nicht. Für die Anschauungen jener Zeit bedeutet der Eintritt in die kirchliche Gemeinschaft die wirkliche Geburt des Menschen.

Über Spanien gebot zur Zeit Kaiser Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging. Was bedeutete damals in diesem Weltreich der kleine Junge eines obskuren Wundarztes . . . . aber das Reich Karls V. ist längst in Trüm-

mer gegangen, während in dem Weltreich des Geistes, das jener bescheidene Sohn kastilischer Erde sich gründen sollte, die Sonne heute noch nicht untergeht.

Die Familie läßt sich nur wenig weit zurückverfolgen. Man begegnet in einer Urkunde von 1533 einem Juristen Juan de Cervantes, der mit einiger Wahrscheinlichkeit als Miguels Großvater angesprochen wird. Sein Vater Rodrigo war, wie gesagt, ein bescheidener Wundarzt, unbemittelt, aber kinderreich, dessen berufliche Tätigkeit durch Taubheit behindert war.

Miguel war das vierte von sieben Kindern; er hat drei Brüder und drei Schwestern. Der Bruder Rodrigo und die beiden Schwestern Andrea und Magdalena spielen in seinem Leben eine besondere Rolle.

Ist Miguel in Alcalá herangewachsen und gebildet worden? Wir wissen es nicht. Wir wissen nichts über die ersten einundzwanzig Jahre seines Lebens — nichts. Wir finden in diesen zwei Jahrzehnten einige urkundliche Spuren des Vaters Rodrigo oder einzelner Familienglieder in Alcalá, Valladolid, Sevilla, Madrid. Diese letztere Stadt scheint in den sechziger Jahren der eigentliche Wohnort der Familie gewesen zu sein. Aber über den jungen Miguel berichtet während einundzwanzig Jahren kein Dokument. Solch urkundliches Dunkel liegt auch noch über manchem späteren Jahre seines Mannesalters, und es ist kaum zu hoffen, daß die Archive Spaniens noch viel Neues hergeben werden, nachdem C. Pérez Pastor die große Ernte seiner Documentos Cervantinos hasta ahora inéditos (1897—1902), 161 Stücke, eingebracht hat.[1])

[1]) Unser Wissen vom Leben des Cervantes hat Fitzmaurice Kelly mit trefflicher Kennerschaft zusammengestellt und damit die

Diese Dokumente lehren uns freilich kaum neue literarische Tatsachen. Sie sind Zeugnisse der Wechselfälle einer soldatischen und bürgerlichen Existenz und zeugen mehr von Not und Drangsal als von Freuden des Lebens. Es sind Schuldverschreibungen, Gerichtsakten usw. — die papierenen Trümmer einer Tragödie des Geldes.

Die erste Spur Miguels birgt ein vergilbtes Blatt der Pariser Nationalbibliothek: da steht ein banales Huldigungsgedicht an die spanische Königin Isabel von Valois (1560 bis 1568): „Soneto de Mig. de Ceruantes“, das nicht näher datiert ist. Daß er in früher Jugend schon sich in der Dichtkunst übte, versichert uns der Greis.

Zu Madrid scheint Miguel die Schule besucht zu haben, wenigstens stellte ihn ein Madrider Schulvorsteher dem Publikum als nuestro caro y amado discípulo vor, und zwar aus folgendem Anlaß:

Isabel von Valois war im Oktober 1568 gestorben. Der loyale Direktor der städtischen Lateinschule, J. López de Hoyos, gab im folgenden Jahre (1569) einen Bericht über das Ende und Begräbnis der Königin heraus, der von lateinischen und spanischen Gedichten begleitet war. Unter den spanischen befinden sich sechs Stücke von Miguel de Cervantes; darunter eine Elegie, von der ausdrücklich gesagt ist, daß Cervantes sie en nombre de todo el Estudio, also im Namen der ganzen Schule, verfaßt hat.

War Miguel mit 22 Jahren noch Schüler dieser Anstalt

---

beste kritische Biographie des Dichters geliefert (Cervantes, a Memoir, Oxford 1913). Was die jüngsten spanischen Jubiläumspublikationen nun an neuen Ergebnissen gebracht haben mögen, ist hierzulande nur den Titeln nach bekannt. Der Krieg hat auch unsere literarische Zufuhr aus Spanien fast gänzlich unterbunden.

und ergänzte er, als alter Junge, eine bisher allzu lückenhaft gebliebene Schulbildung? Oder war er Lehrer der Anstalt, da er bei solcher Gelegenheit das gereimte Wort für sie ergreift? Jedenfalls war der Madrider Schuldirektor stolz auf diesen Angehörigen, den er so nachdrücklich für sein Estudio in Anspruch nimmt und im Namen der Schule die tote Königin feiern läßt.

Daß Miguel Universitätsstudien gemacht habe, ist unerwiesen und nicht wahrscheinlich. Er ist kein studierter Mann. Das soll die Universitäten nicht verdrießen.

Das nämliche Jahr 1568 führt ihn von der Madrider Schule weg in die weite Welt hinaus, die seine eigentliche Schule werden sollte. Gegen Ende des Jahres 1568 scheint er in Spanien Handgeld genommen zu haben und Soldat geworden zu sein. So kommt er nach Italien. Zu Weihnachten 1569 finden wir ihn in Rom. Ein charakteristisches Dokument bezeugt uns diesen Aufenthalt. Vater Rodrigo läßt nämlich zu Madrid für seinen in Rom weilenden Sohn Miguel das Zeugnis ausstellen, daß dieser Miguel legitimer Abkunft sei, daß die Familie väterlicher- und mütterlicherseits keine Mischung jüdischen oder ketzerischen Blutes erfahren habe, daß sie nicht etwa Konvertiten, sondern Altchristen reinster Wurzel seien: somos muy buenos cristianos viejos, limpios de toda raiz. Im alten Spanien war die Frage altchristlicher Herkunft wichtig genug. Oft ist davon auch im Don Quijote die Rede, und auch Sancho Pansa betont die Reinheit seiner Abstammung: „Ich bin ein Christ von altem Blut, und das ist genug, um ein Graf zu werden“, meint er.

Im Herbst 1570 sticht Cervantes mit der Flotte Don Juans d'Austria gegen die Türken in See und nimmt am

7. Oktober an Bord des Flaggschiffes La Marquesa teil an der Seeschlacht von Lepanto, in welcher die türkische Seemacht gebrochen wurde.

Es ist bezeugt, daß an diesem weltgeschichtlichen Tage der dreiundzwanzigjährige Marinesoldat sich durch Tapferkeit auszeichnete. Zwei Büchsenschüsse trafen seine Brust, und ein dritter verstümmelte seine linke Hand ... zum größeren Ruhme der Rechten (para gloria della diestra), wie er einmal mit einem prächtigen Soldatenwort sagt.

Trotz der Verletzung blieb er Soldat. Sein jüngerer Bruder Rodrigo gesellte sich zu ihm, und über ihrer beider Waffendienst hat Miguel später (1590) in einer Denkschrift an den König berichtet. Aus den Erlebnissen seiner Soldatenjahre schöpft er häufig genug in seinen Werken. Die Freude und die Not des Waffenhandwerks spricht aus Ernst und Scherz mancher Stelle des Don Quijote.

Die Brüder machten 1572 die Kriegsfahrten gegen Korfu und Messenien (Navarino) und im folgenden Jahre die Eroberung von Tunis mit. Lange Monate des Garnisondienstes verlebt Miguel in Neapel, gelegentlich auch in Palermo. Zwischenhinein sehen wir ihn als Kämmerer im Dienste des Kardinals Acquaviva zu Rom. Diese italienischen Lehrjahre mag er wohl genutzt haben. Seine späteren Werke zeigen ihn italienischer Bildung voll.

Rasche Beförderung war ihm in Italien nicht beschieden. 1574 ist er erst Offiziersaspirant. Da reift der Plan in ihm, nach Spanien zurückzukehren und sich dort um ein Kommando zu bewerben. Er erhält Urlaub, verläßt Neapel, in Begleitung seines Bruders, mit Empfehlungen seiner höchsten Vorgesetzten versehen: des Vizekönigs und

Don Juans d'Austria. Gerade diese Empfehlungen sollten ihm zum Unheil ausschlagen.

Das Schiff, das die beiden den heimatlichen Gestaden entgegentrug, wurde nach tapferer Gegenwehr von berberischen Seeräubern überwältigt, am 26. September 1575. Miguel und Rodrigo wurden gefangen und nach Algier in die Sklaverei gebracht.

Auf die sechs bis sieben Jahre ruhmreichen Kriegsdienstes folgen fünf volle Jahre Sklavendienst. Sein 28. bis 32. Lebensjahr, Jahre der Vollkraft, hat Cervantes in dieser demütigenden Stellung verbracht, unter schweren Leiden und Gefahren, „wodurch ich", wie er später einmal sagt, „Geduld in den Widerwärtigkeiten lernte".

Sein Bruder Rodrigo war glücklicher; schon im Sommer 1577 war es der Familie gelungen, ihn loszukaufen. Auf Miguel aber, bei dem man die Briefe hochgestellter Gönner gefunden, wurde ein viel höheres, für die Familie unerschwingliches Lösegeld gesetzt, da die maurischen Herren sich von seiner offiziellen Bedeutung eine übertriebene Vorstellung machten.

Cervantes hat später, 1580, als er, frei geworden, den Boden Afrikas verließ, einen summarischen Bericht über die Zeit seiner Gefangenschaft aufgesetzt, der von den notariell beglaubigten Zeugnissen von zwölf seiner Leidensgenossen begleitet ist und somit ein Dokument von zweifelloser Echtheit darstellt. Dieser Bericht lehrt uns nicht, wie das tägliche Leben des Sklaven sich gestaltete. Wir hören von strenger Kettenhaft und grausamer Behandlung. Cervantes schleppte sich in Algier mit einer Kette am Fuße. Aber es gab auch Zeiten ansehnlicher Bewegungsfreiheit für ihn. Seinen Lebensunterhalt mußte er sich selbst ver-

dienen. Die maurischen Herren scheinen ihre Sklaven, wenigstens die wertvolleren, wesentlich als Wertobjekte für den künftigen Loskauf behandelt und deren tägliche Arbeit nicht weiter wirtschaftlich ausgebeutet zu haben.

Literarisch fruchtbar ist diese Zeit, wie leicht begreiflich, für ihn nicht geworden. Dieser berberische Raubstaat bot ihm während fünf Jahren nichts, was sich mit den geistigen Gaben Italiens vergleichen läßt. Anregung durch arabische Literatur scheint gänzlich zu fehlen. Doch blieb Muße zu allerlei Reimereien, von denen indessen nur wenig auf uns gekommen ist.

1577 richtet er an den einflußreichen Sekretär Philipps II. Mateo Vázquez eine poetische Epistel, in der er sein Unglück erzählt und um Hilfe bittet. „Fühlen lernte ich des fremden Joches schwere Last:

Sentí de ajeno yugo la gran carga“

heißt es da in Danteschem Stil. Die Epistel hatte keinen Erfolg. Die Nachwelt hat dieses autobiographische Dokument, das sie seit 1863 kennt, mit mehr Mitgefühl gelesen als der Adressat, wenn es anders bis zu ihm gelangt ist.

Viermal unternahm Cervantes den Versuch, aus Algier zu entkommen. Jedesmal vereitelte ein unglücklicher Zufall oder der Verrat eines treulosen Genossen den Anschlag und brachte dem Gefangenen schwere Fesselung, Mißhandlung, Lebensgefahr.

Der erste, etwas naive Versuch war kläglich mißlungen, als im Sommer 1577 ein zweiter, fast abenteuerlicher mit dem Bruder Rodrigo verabredet wurde, der in jenen Tagen, losgekauft, nach Spanien heimkehren durfte. Rodrigo sollte einige Wochen später mit einem spanischen Schiff sich heimlich einer bestimmten Stelle der algerischen Küste

nähern, wo ein Dutzend christliche Sklaven, die sich zum Versteck seit Monaten eine Höhle gegraben hatten, seiner warteten. Der Plan wurde verraten, das Versteck ausgenommen (Ende September 1577). Cervantes, vor den türkischen Vizekönig von Algier, Hassan Pascha, geführt, nahm die ganze Verantwortung auf sich: er sei der Anstifter des ganzen Fluchtversuchs; er habe die andern, Schuldlosen, verführt. Und er blieb bei dieser Erklärung angesichts von Folter und Tod.

Dieses ritterliche Benehmen scheint dem Vizekönig imponiert zu haben. Er kaufte den Sklaven Cervantes seinem bisherigen Herrn ab und versetzte ihn in seinen Kerker, wo derselbe cargado de cadenas y hierros mit Hilfe eines maurischen Boten einen neuen Fluchtplan schmiedete, der wieder entdeckt wurde und damit endete, daß dieser Bote gepfählt und Cervantes zu schwerer Prügelstrafe verurteilt wurde (März 1578).

Bei der Entdeckung eines neuen, vierten Fluchtplans, anderthalb Jahre später, nahm Cervantes wieder die ganze Verantwortung von seinen Leidensgenossen weg, auf sich. Den Strick um den Hals und die Hände auf den Rücken gebunden, wie ein Delinquent, der zum Galgen geführt wird, bleibt er vor dem Vizekönig bei dieser Erklärung und antwortet mit solch unerschrockener Sicherheit auf die Fragen seines argwöhnischen Herrn, daß dieser ihm auch diesmal das Leben schenkt und sich begnügt, ihn von neuem für fünf Monate gefesselt einzukerkern — donde pasó muchos trabajos.

Die Geschichte weiß von manchem Helden zu berichten, der für andere, Schwächere, sich zu opfern bereit war und dabei Schmach und Tod ruhig ins Antlitz sah — aber sie

hat uns kein sublimeres Bild aufbewahrt als das dieses spanischen Hidalgo Miguel de Cervantes, der, die Hände auf den Rücken gebunden, den Strick um den Hals, vor dem türkischen Machthaber steht, sich weigert, seine Mitschuldigen preiszugeben, alle verfänglichen Fragen schlagfertig pariert und mit dem Schilde seiner Geistesgegenwart das gemeinsame Geheimnis des Fluchtplanes deckt — der, gefesselt, mit den überlegenen Waffen des Geistes ficht und siegt. Das ist ein wahrer Ritter des Geistes, der über seiner Not steht. Dieses Geistes Kind ist das Buch, das ihn unsterblich gemacht hat. Das Bild dieser Szene, von der Hand eines Künstlers gestaltet, müßte eigentlich sein Buch schmücken, auf daß der Leser über Don Quijote, dem Ritter von der traurigen Gestalt, die herrliche Gestalt seines Schöpfers nicht vergesse. Tausende lesen bei uns den Don Quijote, ohne dem Autor einen Blick zu schenken. Neben den Hunderten von Bildern, die Don Quijote und Sancho Pansa darstellen, wünschte man ein Bild aus dem Leben des Meisters, eben jenes, das ihn in der tiefsten Not seines Lebens als Sieger zeigt.

In all den Jahren hatte sich Miguels Familie eifrig bemüht, die Mittel für den Loskauf des unglücklichen Sohnes und Bruders zu beschaffen. Die Familie hat Schuldner, gegen welche sie gerichtliche Schritte unternimmt. Die Höhe ihrer Forderung, über 1000 Dukaten, erfüllt uns mit einiger Verwunderung. Die Verhältnisse sind wenig durchsichtig; erfolgreich scheinen die Schritte der Jahre 1576 und 78 nicht gewesen zu sein. Daneben wendet man sich an die königlichen Behörden, freilich mit sehr mäßigem Ergebnis: da 30 Dukaten, dort ein Geschenk an Waren zum Weiterverkauf. Schließlich werden 250 Du-

katen zusammengebracht. Aber Hassan Pascha verlangt für seinen Sklaven 500 Golddukaten: 500 escudos de oro en oro.

Der natürliche Vermittler eines solchen Loskaufs war der Trinitarierorden, der ja ad redemptionem captivorum gegründet worden war und dessen weißgekleidete Mönche unzählige Male die Fahrt nach den Korsarenstaaten machten. Den Trinitariern übergab die Familie die Angelegenheit. Sie kam in die Hand des braven Paters Juan Gil. An die fehlende Hälfte der Kaufsumme steuerte der Orden selbst sowie ein spanischer Unterstützungsfonds einiges bei. Den Hauptteil (220 Dukaten) schossen die christlichen Kaufleute in der Stadt Algier vor, um, wie es im Dokument vom 19. September 1580 heißt, „den Miguel de Cervantes aus Madrid, mittlerer Statur, bärtig, mit verstümmeltem linken Arm, davor zu bewahren, daß er im Maurenland untergehe".

Und das war keine Phrase. Die Gefahr dieses Untergangs drohte. Hassans Amtsperiode war abgelaufen. Er war im Begriff, nach Konstantinopel zurückzukehren. Der Tag der Abreise war da. Schon waren Hassans Christensklaven an Bord seines Schiffes in Eisen gelegt, Cervantes unter ihnen. In wenigen Stunden sollte das Schiff in See gehen — wie mag dem Ärmsten da zumute gewesen sein! Im letzten Augenblick wurde mit Hilfe der Kaufmannschaft die Kaufsumme zusammengebracht, Cervantes, seiner Fesseln ledig, von Bord des Schiffes geholt, befreit und Spanien und der Welt erhalten. Wie wenig fehlte, daß er mit 33 Jahren auf dem Sklavenmarkt Konstantinopels namenlos verschwunden wäre.

So war er frei; aber bis er bei den Seinen in Madrid eintraf, sollten noch drei Monate vergehen.

Ihm drohte Anfechtung von seiten eines Übelwollenden. Dagegen rief er die Hilfe des Paters Juan Gil an und setzte jenen Bericht über sein Leben in der Sklaverei auf, den die Aussagen von zwölf Zeugen beglaubigten. Diese Zeugen rühmen, jeder in seiner Weise, Cervantes' Charakter und Lebensführung, der als guter Christ und ritterlicher Mann sich der armen Mitgefangenen mitleidvoll angenommen, sie vor schlechter Behandlung geschützt und ihren Unterhalt bestritten habe — er, der selbst nichts besaß. Sie bezeugen seine hervorragende Stellung in dem Kreise, nennen ihn einen klugen und feinen Menschen, der in allem besondere Anmut besitze: tiene especial gracia en todo. Der Pater fügt eigenes hohes Lob hinzu und erklärt, daß Cervantes in den fünf Jahren sich so bewährt habe, daß er besonderer königlicher Gnade würdig erscheine. Erwägt man dabei auch das große Opfer, das die christliche Kaufmannschaft in der elften Stunde für ihn bringt, so mögen wir wohl heute diese fünfjährige Gefangenschaft dafür preisen, daß sie uns solche Gewißheit über die sittliche Persönlichkeit des Cervantes, einen solchen Einblick in sein vornehmes, starkes, reizvolles Wesen geschenkt hat.

Die Heimbeförderung der losgekauften Sklaven pflegte truppweise über Valencia zu geschehen. Dort wurde Cervantes im November 1580 gesehen. Dem Zeremoniell, das die Heimkehrenden empfing, und auf das er in der Española inglesa hinweist, wurde gewiß auch er unterworfen. Am 18. Dezember ist er zu Hause in Madrid, nach reichlich elfjähriger Abwesenheit. Die Freude des Wiedersehens mochte groß sein. Aber es mußte den Sohn und Bruder bedrücken, daß die Familie an seiner Befreiung

sich finanziell verblutet hatte. Auch die Mitgift der beiden unverheirateten Schwestern soll daraufgegangen sein.

Was uns die Loskaufakten über die äußere Gestalt unseres Helden lehrten, das wird durch seine eigenen späteren Angaben ergänzt: er hat kastanienblondes Haar, lebhafte, helle Farbe, freie Stirn, muntere Augen, gebogene, doch wohlgebildete Nase; er trug vollen Bart, einen großen Schnurrbart über dem kleinen Mund. Es ist leider kein Porträt von unanfechtbarer Echtheit von ihm bekannt. Nimmt man eine Bemerkung jener Selbstschilderung wörtlich, so stotterte Cervantes.

Es waren bewegte Zeiten in Spanien. Eben hatte Philipp II. von Portugal Besitz ergriffen, und eine Expedition gegen die Azoren stand bevor. Daß Miguel unter diesen Umständen in den Heeresdienst zurückkehrte, erscheint natürlich. Er erklärt auch ausdrücklich, mit Bruder Rodrigo in Portugal und auf den Azoren in des Königs Dienst gestanden zu haben. Die Urkunden, die für den Sommer 1581 seine Anwesenheit in Portugal und im Kriegshafen von Cartagena bezeugen, widersprechen dem keineswegs. Bei all dem spann er keine Seide, denn wir sehen ihn nach der Rückkehr von den Azoren im Herbst 1583 für seine Schwester Magdalena einige Rollen Tuch für 30 Dukaten verpfänden.

So kam er denn arm zurück. „Im Reiche der Armut gibt es keinen Ärmeren als den Soldaten", sagt er einmal im Don Quijote, „denn der Soldat muß sich lediglich an seinen elenden Sold halten, der spät oder niemals eintrifft." Davon wußten die Cervantes ein Lied zu singen. Als nämlich Bruder Rodrigo im Jahre 1600 bei Nieuport in Flandern gefallen war, da gelang es den armen Geschwistern

nur nach jahrelangen Bemühungen, einen kleinen Teil des rückständigen Soldes sich zu erstreiten.

Mitte der achtziger Jahre ging Cervantes als königlicher Kurier einmal nach Oran, eine Mission, die er offenbar seiner guten Kenntnis afrikanischer Verhältnisse verdankte. In diesen Jahren ist ihm eine natürliche Tochter geboren worden, die in der Taufe den Namen Isabel de Saavedra erhielt, und die er später legitimierte, ohne viel Freude an ihr zu erleben.

Daß er nun auch als Literat seinen Weg sucht, wird immer deutlicher. Er pflegt literarische Beziehungen, gibt den Büchern seiner Kollegen Lobgedichte mit auf den Weg, wie das damals Sitte war. Er selbst schreibt an einem großen Schäferroman vom treuen Elicio und der schönen, spröden Galatea, dessen ersten Teil er im Sommer 1584 einem Madrider Verleger für 100 Dukaten verkauft, und der im Frühjahr 1585 erscheint.

Die Galatea ist ein Buch ohne Ursprünglichkeit, ganz nach berühmten Mustern, besonders italienischen, gebildet, zusammengesetzt aus Liebesreden in Prosa und modischen Versen, in denen petrarkistische Spielerei herrscht. Den „geistvollen Schäfern und schönen Schäferinnen" erscheint die Nymphe Kalliope und trägt in endlosen Oktaven einen adulatorischen Katalog der zeitgenössischen Dichter vor, in welchem neben Cervantes' Freunden auch die berühmten Namen der Herrera, Luís de León, Góngora und des jungen Lope de Vega erscheinen.

Auch mit der Bühne versucht er es, doch sind von den 20 bis 30 Stücken, die er in diesen achtziger Jahren geschrieben haben will, nur zwei erhalten. Von sieben anderen kennen wir wenigstens die Titel, und eines davon, La

Confusa, sei auf der Bühne sehr bewundert worden: Pareció en los teatros admirable. Erhalten sind die Numancia, ein dramatisiertes Epos voll patriotischer Eloquenz, die einst Fichte ergriffen hat, das mit allegorischen Figuren arbeitet und eine pathetische Schilderung vom freiwilligen Untergang der belagerten Numantiner gibt, und El trato del Argel, die Dramatisierung einer Liebesgeschichte auf dem Hintergrund algerischen Sklavenlebens, doch ohne jedes Kolorit des Selbsterlebten, Selbstgeschauten, das wir hier erwarten würden. Er ist kein Dramatiker.

Ein solches Stück scheint ihm etwa 20 Dukaten eingetragen zu haben.

Als er 25 Jahre später auf diese Zeit seiner Bühnenarbeit zurückblickt, tut er es nicht ohne Stolz. Er habe, was Lope de Rueda und Naharro so glücklich begonnen, weiter gefördert mit Stücken, wie der Numancia, und er habe den Mut gehabt, die Comedias von fünf auf drei Akte zu reduzieren und sei der erste gewesen, der, unter allgemeinem Beifall, den inneren Menschen mit seinen Gedanken auf die Bühne gebracht und moralische Figuren dargestellt habe. Hier mag er doch wohl die Bedeutung seiner Stücke und den Beifall, den sie gefunden, aus der Ferne der Erinnerung übertreiben.

Auf solche Einnahmen aus Büchern und Dramen baute er wohl seine Existenz, als er mit 38 Jahren, im Dezember 1585, ein neunzehnjähriges Mädchen aus dem weinberühmten Esquivias, Catalina de Salazar, heiratete. Es war eine Liebesheirat, denn die Mitgift war sehr bescheiden.

Wieviel er von seiner Brautwerbung in seinen Roman Galatea hineingeheimnist haben mag, wie viele der kunst-

vollen Lieder des Elicio seiner eigenen Liebe Ausdruck geben, können wir nicht wissen.

Die Ehe blieb kinderlos, und so trat später die heranwachsende Isabel in die Lücke.

Aber Bücher und Dramen scheinen ihren Mann nicht zu nähren. Wirklichen Bühnenerfolg kann er eben doch kaum gehabt haben. „Ich fand andere Beschäftigung", sagt er später, „und ließ Feder und Bühnenspiel". „Die Arbeit der Bühnendichter ist unglaublich, ihre Sorgen außerordentlich, und sie müssen viel verdienen, wenn sie nicht am Schlusse des Jahres schwer verschuldet sein wollen", heißt es im „Gläsernen Assessor".

Wir sehen Cervantes schon 1585 mit Handel beschäftigt. Urkunden zeigen ihn in dieser Zeit zu Esquivias (1584/86), Madrid (1585), Sevilla (1585). Dann wird er (1587) mit vierzig Jahren Verwaltungsbeamter — zu seinem Unheil. Denn der Mann, der in literarischen Träumen lebte, fand sich in der Ziffern- und Paragraphenwelt der Verwaltungsgeschäfte nicht zurecht, und am Ende all der Nöte und Wirren dieser unerfreulichen Tätigkeit wartete seiner — das Gefängnis.

Ein Stoß von Protokollen, Rechnungen, Buchhaltungsnotizen, die uns erhalten geblieben sind, führt den Biographen heute in das Labyrinth dieser Schwierigkeiten hinein, das ihn nicht so leicht entläßt. Hier erübrigen sich die vielen Einzelheiten dieser geschäftlichen Tätigkeit, die den Dichter im Süden, besonders in Andalusien festhielt. Zu schriftstellerischer Arbeit fand er dabei wenig Gelegenheit.

Cervantes, der hier nun zum ersten Male mit dem Beinamen Saavedra erscheint, war zuerst bei der Verproviantierung der großen Flotte, der Armada, beschäftigt, mit

welcher Philipp II. England zu erobern beabsichtigte. Er hat die Hoffnung und nachher die Trauer, die sich an dieses gigantische Unternehmen knüpften, in Verse gebracht. Er ging in seinen Requisitionen mit solchem Eifer ans Werk, daß er mit den kirchlichen Behörden in Konflikt geriet und ihm sein Vorgesetzter Mäßigung empfahl.

Die Besoldung war kärglich; sie schwankte zwischen 10 und 12 Realen für den Tag, Reisekosten inbegriffen, und die Staatskasse blieb mit den Auszahlungen im Rückstande. Wie hätte da ein vermögensloser Beamter nicht in Schwierigkeiten geraten sollen? In seiner Bedrängnis bewarb er sich (Mai 1590) bei Philipp um eine Beamtung in Amerika, in Guatemala, Columbia, Bolivia oder Neu-Granada. Er beruft sich dabei auf seine 20 Dienstjahre seit Lepanto, auf seine Wunden, auf die Verarmung der Familie durch sein algerisches Sklaventum, auf seine Dienste in Portugal und den Azoren, in Oran und Andalusien — y en todo esto tiempo no se le ha hecho merced ninguna.[1]) Wie ein Kehrreim zieht sich durch den Schriftsatz die Bitte um eine königliche Gnade, das „se le haga merced"! Diese schlichte Zusammenfassung zwanzigjähriger treuer unbelohnter Dienste greift ans Herz. Sie hatte keinen Erfolg bei der spanischen Bürokratie. Der Referent fügte am Rande der Bittschrift erledigend hinzu: busque por acá! „Er soll sich hierzulande etwas suchen!"

So geht denn die Mühsal weiter. Daß er im Herbst 1592 einen Ausweg nach dem Gebiete der Bühnendichtung versucht, scheint keine Erleichterung gebracht zu haben. Die sechs comedias, die er einem Sevillaner Theaterunter-

[1]) 'Und in all der Zeit ist ihm keinerlei Gnade zuteil geworden.'

nehmer zu liefern versprach, das Stück zu 50 Dukaten, sind wohl ungeschrieben geblieben.

In der zweiten Hälfte 1594 wird er mit einem Tagesgehalt von 16 Realen als Steuereinnehmer in der Provinz Granada beschäftigt. Was dann in den nächsten zehn Jahren (1595—1604) seine Tätigkeit war, wissen wir nicht. Ein Amt scheint er nicht mehr gehabt zu haben. Amtliche Beschäftigung würde urkundliche Spuren zurückgelassen haben. Ein paar zerstreute Sonette sind spärliche Zeugen literarischer Tätigkeit. Was an archivalischen Dokumenten über seine Person aus diesen Jahren erhalten ist, spricht fast nur von Armut und Not. Es fehlt das Geld für Nahrung und Kleidung. Er wohnt wohl in Sevilla, wenn er nicht zeitweise geradezu verschollen ist. Ist er mit seiner Frau vereinigt? Lebt seine Frau bei den Schwestern? Magdalena und Andrea wohnen in den neunziger Jahren zu Madrid. Magdalena nimmt 1599 des Bruders natürliche Tochter Isabel als Haus- und Nähmädchen zu sich.

Es ist kaum anzunehmen, daß Cervantes im Mai 1595 persönlich nach Zaragoza gegangen sei, um dort den bescheidenen Silberpreis in Empfang zu nehmen, der ihm für ein Gedicht auf den heiligen Jacinto zugesprochen worden war.

Mit der Abrechnung über die von ihm eingezogenen Steuern blieb er im Rückstand. Der Zusammenbruch eines Sevillaner Bankhauses, dem er von diesen Staatsgeldern anvertraut hatte, war dabei auch im Spiel. Cervantes wurde nach Madrid befohlen, um über eine fehlende Summe von rund 200 Dukaten Rechenschaft abzulegen. Er schob die Reise auf und wurde daraufhin in Sevilla auf königlichen Befehl im September 1597 verhaftet.

Drei Monate saß er im Gefängnis. Zeitgenössische Berichte sagen uns, welch ein Ort des Jammers und der Verkommenheit dieses Sevillaner Gefängnis damals war. Die realistische Schilderung des Gaunertums, die Cervantes in seinen Novellen gibt, mag hier ihre Wurzeln haben.

Seinem Antrag auf Freilassung wurde schon am 1. Dezember stattgegeben. Doch scheint er nicht zur Rechnungsablegung nach Madrid gegangen zu sein, denn er wird 1599 von neuem dazu aufgefordert.

Im Mai 1600 bezeugt zum letzten Male eine Urkunde seine Anwesenheit in Sevilla. Sie bleibt überhaupt für mehrere Jahre die letzte Urkunde, die von ihm Nachricht gibt. Wahrscheinlich ist, daß er 1602 wiederum gefangen gesetzt worden ist. Die ganze Angelegenheit ist für uns wenig durchsichtig, und wir können nicht mehr erkennen, welche Schuld an den beklagenswerten Vorgängen der bedrängte Poet gehabt haben mag. Daß er nicht gegen Treue und Gewissen gehandelt, dafür zeugt sein übriges Leben.

In der Vorrede zum Don Quijote sagt Cervantes bekanntlich, daß die dürre Gestalt seines Helden von ihm im Gefängnis erzeugt worden sei, „wo jede Unbequemlichkeit ihren Sitz hat, wo jedes widerwärtige Gelärm zu Hause ist“. Man darf diese Erklärung wohl auf die neue Haft im Gefängnis zu Sevilla beziehen. Denn 1602 ist er sicher schon mit der Gestalt seines Hidalgo beschäftigt, wenn er auch zunächst nur eine kurze Novelle damit bildete, welche die sechs ersten Kapitel des späteren Romans, die erste Ausfahrt des Helden, behandelte. Über dieser Skizze muß ihm dann die Lust gekommen sein, von dem närrischen

Rittertum seines Helden weiter zu fabulieren. Im Sommer 1604 kennt Lope de Vega das Manuskript und urteilt in einem Privatbrief mit geringschätzigem Spott über Werk und Autor.

Das Werk erschien im Druck zu Madrid um Neujahr 1605. Zur ersten kurzen Ausfahrt des Ritters ist eine zweite gefügt, auf der ihn der Knappe Sancho begleitet, und der Autor stellt am Schluß eine weitere Fortsetzung mit einer dritten Ausreise in Aussicht.

Aus den fünf Jahren, die dieser Veröffentlichung vorangehen (1599—1604), tritt keine Spur literarischer Tätigkeit von ihm hervor. Was mag da sein Leben gewesen sein, als er die heitere Geschichte seines Narren zusammenfabulierte, dessen Gestalt er im Elend des Gefängnisses ersonnen!

In Spanien hatten inzwischen große Veränderungen stattgefunden. Philipp III. hatte 1598 den Thron bestiegen, und seit 1601 war von ihm Valladolid zur Hauptstadt an Stelle von Madrid gemacht worden (bis 1606).

Im April 1605 finden wir Cervantes in diesem Valladolid, doch mag er schon im Jahre zuvor in der neuen Kapitale gewohnt haben. Hier also erlebte er den großen Erfolg seines Werkes, dessen sich auch gleich der portugiesische Nachdruck bemächtigte. Freilich, der ganze Gewinn dieses Erfolges floß dem Verleger zu, dem er sein Manuskript verkauft hatte. Der Dichter hatte längst gelernt, sich zu bescheiden: Zwar habe ich große Wünsche, doch begnüge ich mich mit wenig.[1])

Cervantes widmete seine Bücher nach der damaligen

[1]) Con poco mi contento, aunque deseo Mucho. (Viage cap. IV.)

Sitte einer hochgestellten zahlungsfähigen Persönlichkeit mit schwungvollen Worten. Was ihm der Herzog von Béjar, ein bekannter Mäzen, für den Don Quijote I zukommen ließ, wissen wir nicht. Jedenfalls hielt das doppelte Honorar des Verlegers und des Gönners nicht lange vor. Kurz nach Erscheinen des Buches mußte Cervantes von jenem drei Dutzend Dukaten borgen.

In Valladolid schrieb er auch einen Teil seiner Novellen, so den „Gläsernen Assessor", ein Bild partieller Narrheit, wie der Don Quijote und die „Englische Spanierin", die aber erst nach Jahren erschienen.

Auch für das Theater begann er wieder zu arbeiten, vielleicht schon in Valladolid. Aber der erfolgreiche Bühnendichter von ehedem fand jetzt keine Bühne mehr, die seine Stücke annahm. Er konnte sie, wie er melancholisch sagt, wegschließen und zu ewigem Stillschweigen verdammen.

Als sein Don Quijote I erschien, stand Cervantes im 58. Jahr. Er hatte bisher weder Schätze gesammelt, noch literarischen Ruhm erworben. Was bis jetzt von ihm gedruckt worden war, in 35 Jahren vielfach gehemmter literarischer Tätigkeit, beläuft sich auf zwei Dutzend Sonette und Lieder und den ersten Teil eines Schäferromans. Seit fünf Jahren hatte er überhaupt ganz geschwiegen. Wäre er Mitte der Fünfzig gestorben, wer spräche heute von ihm? Was wüßten wir von ihm, wenn er im Alter Shakespeares, 52jährig, dahingegangen wäre? Weder sein Don Quijote noch seine Novellen wären vorhanden. Es ist eine eigentümlich späte Produktion, die ihm Ruhm gebracht hat: die Frucht des sechsten und siebenten Jahrzehnts seines armen Lebens.

Seines armen Lebens! Grell wird diese armselige Existenz durch ein banales Vorkommnis beleuchtet.

In einer Sommernacht des Jahres 1605 wurden die Insassen des Hauses, in welchem Cervantes zu Valladolid wohnte, durch Hilferufe aufgeschreckt. Sie fanden vor der Haustür in seinem Blute liegend einen Mann, der im Zweikampf schwer verwundet worden war. Es war ein liederlicher Gesell, den, wie es scheint, der rächende Degen eines Ehemannes durchbohrt hatte. Nach zwei Tagen starb er, ohne seinen Gegner zu nennen. Es folgte eine gerichtliche Untersuchung des Falles. Die Akten zeigen uns, daß die Wohnung des Cervantes in einer ärmlichen Vorstadt an der Calle del rastro lag, wo ihn und die Seinen ein übervölkertes Miethaus beherbergte. Er war mit seiner Frau vereinigt, und auch die beiden Schwestern lebten bei ihm, die ältere, Andrea, mit einer Tochter und Magdalena mit Isabel: fünf Frauen um den alternden Mann in drangvoller Enge.

Es lag die gerichtliche Untersuchung des Falles in den Händen eines Alkalden, der auf den Hintertreppenklatsch des Miethauses hörte und seinen Verdacht auf die Familie Cervantes lenkte. Der Alkalde machte kurzen Prozeß mit diesem Armeleutehaus und verhaftete neun der Insassen: den Miguel de Cervantes mit seiner Tochter Isabel sowie Schwester Andrea samt deren Tochter und vier weitere Frauen.

Nach dreitägiger Untersuchungshaft mußten sie alle wieder entlassen werden, freilich nicht ohne daß auf die Lebensführung der jungen Isabel ein Schatten fällt.

Nun verlieren wir Cervantes und seine Familie wieder für drei Jahre aus den Augen, bis zum Sommer 1608.

Man vergegenwärtige sich hier den Stand der urkundlichen Überlieferung noch einmal: Im Mai 1600 zeigt uns ein Zeugnis den Cervantes in Sevilla. Dann wissen wir bis Herbst 1604 nichts Authentisches mehr von ihm. Vom September 1604 bis Sommer 1605 läßt die Publikation des Don Quijote I ihn von neuem aus dem Dunkel auftauchen: er ist in Valladolid, und der blutige Raufhandel eines Abenteurers zeigt uns seine armselige Häuslichkeit. Dann verschwinden er und die Seinen wieder für drei Jahre in der Nacht der Zeit. So ziehen acht dunkle Jahre seines Lebens an uns vorüber, aus deren Mitte plötzlich Don Quijote auftaucht, das Zeugnis seiner Genialität, und die demütigende Verhaftung, das Zeugnis seiner Misere. Vor- und nachher schweigt die Geschichte jahrelang über ihn.

Im „Gläsernen Assessor" verabschiedet sich der unglückliche Held von Valladolid mit den Worten: „O Hauptstadt! Du sättigst mit Überfluß die schamlosen Gaukler und lässest die anständigen Menschen Hungers sterben." Das mochte die Empfindung des Cervantes sein, als er, wir wissen nicht wann, Valladolid den Rücken kehrte.

1608 taucht er zu Madrid auf, wohin der Hof zurückgekehrt war und wo der Dichter nun die letzten acht Jahre seines Lebens in verschiedenen Quartieren verbringt.

Nochmals ziehen ihn die Finanzbehörden zur Rechenschaft (Nov. 1608) wegen der alten Schuld von 1594. Jetzt endlich scheint die vierzehnjährige Schwierigkeit ihre Lösung zu finden, vielleicht durch Freundeshilfe.

Tochter Isabel ist Witwe geworden und plant eine zweite Heirat. Die finanziellen Machenschaften, die dieser zweiten Eheschließung vorangehen, machen einen sehr un-

erfreulichen Eindruck. Sie sehen Schiebungen verzweifelt ähnlich. Isabel erscheint als der böse Geist ihres schwachen Vaters. Während sie und ihr ebenso undelikater Mann, Luis de Molina, zu Geld kommen, kommt der arme Vater in die peinlichste Lage. Endlose Rechtshändel sind die Folge. Die Tochter entfremdet sich dem Vater und den Verwandten.

1609 tritt Cervantes einer neugegründeten frommen Bruderschaft bei, die sich die Confraternitas „der unwürdigen Sklaven des heiligsten Sakramentes" nannte und der Bekämpfung der protestantischen Ketzerei diente. Am 17. April unterzeichnet er seine Beitrittserklärung als esclavo del santísimo sacramento Miguel de Cervantes. Er war einer der emsigsten unter den 400 Brüdern — so wenig haben wir Grund, in dem Verfasser des Don Quijote eine Art Freidenker zu suchen. Er ist ein frommer Sohn seiner rechtgläubigen Heimat.

Auch seine Frau und seine Schwestern schlossen sich enger dem kirchlichen Leben an und traten als Tertiarier dem Franziskanerorden bei, worin er selbst ihnen später (1613) folgte. Kurz darauf starben die beiden Schwestern. Die Bestattung der Andrea (1609) bezahlte der Bruder Miguel mit zwei Dukaten. Die Bestattung der Magdalena (1611) bestritt der Orden, dessen Register unter Magdalena, hermana de Cervantes, den lakonischen Vermerk trägt: era pobre, sie war eben arm.

So wurde es stiller um den nun Sechzigjährigen.

Jetzt bemüht er sich (1611) erfolglos um ein Amt beim Grafen Lemos, dem Vizekönig von Neapel. Er erschien wohl zu alt — zu alt für ein Amt, aber nicht zu alt, um in all dem Elend literarische Meisterwerke vorzubereiten.

„Man schreibt ja nicht mit den grauen Haaren, sondern mit dem Geiste, der mit den Jahren zu reifen pflegt", sagt er 1615. Doch fällt es auf, wie wenig dieser Mann, der seit zwei Jahrzehnten für seinen Unterhalt wesentlich auf den Ertrag seiner Feder angewiesen war, in der Öffentlichkeit von sich hören läßt und zum Druck befördert. Die Not des Daseinskampfes hat eben doch lähmend auf seine Produktion gewirkt.

Mit dem Jahre 1612 läßt sich ein Umschwung erkennen, und die letzten vier Jahre bringen eine reiche Ernte. Cervantes nimmt teil am literarischen Leben der Hauptstadt Aus einem Briefe Lopes de Vega lernen wir, daß Cervantes im Frühjahr 1612 der Sitzung einer der modischen Akademien beiwohnte. Lope las dort einige Verse vor und lieh sich dazu Cervantes' Brille, über deren schlechte Beschaffenheit er sich spöttisch äußerte. Ihre Gläser glichen schlecht gemachten Spiegeleiern, meinte er.

Im Sommer des nämlichen Jahres legt Cervantes dem Zensor seine zwölf Novelas ejemplares vor, und im September verkaufte er die Sammlung um etwa 130 Dukaten an seinen Madrider Verleger. Er widmete ihren Druck (1613) dem Vizekönig von Neapel, den er seinen wahren Gebieter und Gönner nennt, und der ihm nun wirklich zu Hilfe kommt, denn Cervantes wird ihm auch seine letzten drei Werke zueignen. Dieser Graf Lemos und dessen Vetter, der Kardinal-Erzbischof von Toledo, sind die Stützen seiner letzten Jahre geworden. Cervantes hat, was sie ihm erwiesen, in Worten tiefster Dankbarkeit gepriesen. Zweifellos verdankt er diesem späten werktätigen Gönnertum die Schaffensfreudigkeit, die wir plötzlich in den letzten Jahren bei ihm beobachten und die so

zuversichtlich und erquickend aus den Vorreden seiner vier letzten Bücher spricht. Das sei jenen beiden Granden nicht vergessen. Ihnen ist es zu verdanken, daß Spanien seinen großen Sohn nicht elend hat zugrunde gehen lassen.

Die Novelas ejemplares enthalten eine autobiographische Vorrede, aus deren stolz-bescheidenen Worten das Gefühl eigenen Wertes, etwas wie ein Glücksgefühl, spricht. In kurzem, so erklärt er auch, werde der Leser die Fortsetzung des Don Quijote nebst anderem erhalten. Er traut sich noch viel zu, obschon er nun schon 64 Jahre zähle, seine Schultern sich runden und sein Schritt nicht mehr leicht sei.

An der Feier der Seligsprechung der Teresa de Jesús (Sept. 1614) beteiligt er sich mit einem Lied, und gegen Ende des Jahres erscheint seine in Terzinen gereimte literarische Heerschau nach italienischem Muster, die er Viage del Parnaso nennt, im Druck. Diese „Parnaßreise" enthält mancherlei Autobiographisches. Er spricht in wehmütigen Scherzen von der Ungunst des Schicksals, das ihn verfolgt. Im Kreise der Poeten, die Apoll auf dem Parnaß versammelt, wird Cervantes denn auch kein Platz angewiesen. Er muß stehen bleiben. Tiese Unbilligkeit veranlaßt ihn, dem Gott zu sagen, was er alles schon in seinem Dienste geleistet, wie er von Jugend auf gedichtet und dabei seine Feder nie zur Satire erniedrigt habe. Sonette, Romanzen habe er verfaßt und in mannigfachen Liedern seine Hoffnungen in den Wind gesät. Den Don Quijote habe er zur Vertreibung der Melancholie geschrieben, omnium horarum liber; in den Novelas habe er der kastilischen Sprache neue Wege gewiesen, als ein überlegener Erfinder, und einen weiteren Roman sei er zu drucken im Begriff... Ja, sagt da Apoll, es geht nicht allen gleich gut, und du

hast das Glück nicht festzuhalten verstanden — „leg' du deinen Mantel zusammen und setz' dich drauf!" „Ich habe ja keinen Mantel", wendet Cervantes ein. „Nun", erwidert der Gott, „auch so freue ich mich, dich zu sehen. Die Tugend ist der Mantel, mit dem die Armut ihre Blöße deckt." Ich neigte mich, erzählt der Dichter, dem wahren Spruch und blieb stehen — denn es gibt keinen guten Platz ohne Gunst oder Reichtum. Und während er so stand, zog in strahlendem Gewande eine Lichtgestalt herauf. Er fragte einen Begleiter nach der herrlichen Erscheinung. „Kennst du denn die Göttin der Poesie nicht?" gibt dieser zurück. Und Cervantes: „Ich habe sie immer nur in armseligem Gewande gesehen."

Jetzt trifft ihn ein schwerer Schlag.

Er war in der Niederschrift der versprochenen Fortsetzung des Don Quijote bis zum 59. Kapitel gelangt, als er Kunde davon erhielt, daß ein Unbekannter ihm zuvorgekommen war und an seinem Eigentum sich vergriffen hatte. Der nannte sich Alonso Fernández de Avellaneda aus Tordesillas und hatte im November 1614 zu Tarragona einen zweiten Teil (segundo tomo) des Don Quijote drucken lassen.

Das war ein literarischer Gaunerstreich, und das übelste daran ist die Vorrede, in welcher dieser Avellaneda, der sich als der Beleidigte aufspielt, mit den autobiographischen Worten des ihm persönlich unbekannten Cervantes seinen Spott treibt, ihn wegen seiner verstümmelten Linken und wegen seines Alters verhöhnt, ihn einen alten Gecken nennt, dessen zänkische, neidische Art ihn einsam und freudlos gemacht habe. Er gibt weiter der Freude Ausdruck, ihm den Gewinn der Fortsetzung seiner Geschichte hiemit abzu-

knöpfen. Sie ist wohl ein hundsgemeines Stück, diese Vorrede. Sie hat Cervantes schwer getroffen, wie man an der aus Ernst und Scherz gemischten Abwehr erkennt, die er seiner eigenen Fortsetzung des Don Quijote 1615 voranstellt.

Über den Inhalt des Avellanedaschen Buches hat er sich in den letzten Kapiteln des Don Quijote bei einem halben Dutzend Gelegenheiten humorvoll geäußert und dabei auch seinen beiden Helden, dem Ritter und dem Knappen, amüsante Urteile über jene erlogenen Geschichten in den Mund gelegt.

Wer war dieser Avellaneda? Das Dunkel dieses Namens ist bis jetzt nicht aufgehellt. Cervantes selbst hat ihn für ein Pseudonym gehalten. Geschäftlichen Erfolg hat das mittelmäßige Buch nicht gehabt.

Kurz bevor indessen Cervantes diesen zweiten Teil seines Don Quijote herausbrachte (gegen Ende 1615), erschien seine Sammlung von sechzehn neuen Theaterstücken: acht Schauspielen und acht Schwänken (Ocho comedias y ocho entremeses nuevos). Er nennt sie neu, weil das Publikum sie noch nicht kennt, denn sie sind nicht aufgeführt worden, wie auf dem Titel der Zusatz: nunca representados besagt. Es ist ein melancholischer Zusatz, denn Theaterstücke werden geschrieben, um aufgeführt zu werden, besonders wenn man von der Feder leben soll. Wieviel Hoffnungen eines kämpfenden Dichters liegen unter dieser Inschrift begraben: nunca representados! Die Stücke paßten eben nicht mehr in eine Zeit, in welcher Lope de Vega die Bühne beherrschte. Cervantes gibt seiner Anerkennung für Lopes Kunst in der Vorrede Ausdruck. Doch, meint er, sollte man im Reiche des Lope die

Arbeiten anderer Dramatiker — er nennt etwa zehn Namen — nicht vergessen. Cervantes urteilt über Lope gerecht, aber kühl. Er hatte keinen Grund, Lope zu lieben. Wenn er dann, von der unerhörten Fülle der Lopeschen Schöpfungen redend, deren Reihe mehr als 10000 Bogen umfasse, hinzufügt: und all diese seine Stücke hat Lope auch wirklich aufführen sehen: todas las ha visto representar, so klingt sein resigniertes nunca representados doppelt traurig.

Als am 27. Februar 1615 der Zensor Torres sein anerkennendes Urteil über das Manuskript des Don Quijote II niederschrieb, konnte er sich nicht enthalten, ein Vorkommnis der letzten Tage zu erwähnen, obschon dies in einer amtlichen Beurteilung ungewöhnlich war. Nämlich: Französische Edelleute, die er, Torres, neulich bei einem Besuche auf der Botschaft getroffen, hätten sich mit höchsten Lobpreisungen nach Cervantes erkundigt, dessen Werke sie genau kannten. Er habe ihnen mitteilen müssen, dieser Cervantes, den aufzusuchen sie so große Lust hatten, sei alt, von Stande Soldat, aus adeligem Hause und arm. Worauf einer der Franzosen erwiderte: Also einen solchen Mann hat Spanien nicht mit großem Reichtum und mit Unterhalt aus dem Staatsschatz bedacht? Ein anderer aber habe lebhaft bemerkt: Wenn die Armut ihn zum Schreiben nötigt, so wolle Gott, daß er niemals Überfluß habe, damit er mit seinen Werken, während er selber arm ist, die ganze Welt bereichert.

So war nun sein Ruhm auch ins Ausland gedrungen. 1614 war sein Don Quijote I ins Französische übersetzt worden.

Während diese Werke 1615 zur Ausgabe gelangten, vollendete Cervantes einen Abenteuerroman in vier

Büchern, den er schon wiederholt angekündigt hatte, und der, wie er sagte, mit Helidor wetteifern sollte: Die Drangsale des Persiles, des Königssohnes aus der ultima Thule. Die beiden ersten Bücher bringen das übliche Wirrsal romantischer Geschehnisse zu Wasser und zu Lande. Die beiden letzten Bücher führen den Helden als Pilger durch Spanien nach Rom. Manches Abenteuer dieser Pilgerfahrt könnte im Don Quijote stehen. Die Figur des Maultiertreibers Bartolome aus der Mancha ist vom Stamme Sancho. Hier hat Cervantes offenbar Schnitzel seines größeren Werkes verwendet.

Er hatte noch mancherlei vor. Er wollte seine Galatea von 1585 vollenden, trug sich mit einem Werke El famoso Bernardo und mit einem anderen, dessen Titel lauten sollte: „Die Gartenwochen". Nichts davon ist auf uns gekommen. Es ist überhaupt keine literarische Zeile von seiner Hand erhalten geblieben, sondern nur Aktenstücke und ein Privatbrief.

Er war, als er den Persiles abgeschlossen hatte, schon schwer krank. Der quälende Durst, über den er klagt, läßt ihn als Diabetiker erscheinen. In der Vorrede des Romans kleidet er das Bekenntnis dieser Krankheit in die humorvolle Erzählung eines Erlebnisses, das ihm auf einen Ritt von Esquivias nach Toledo mit einem Studenten begegnet sei. Scherzend erhebt er sich, wie Molière, über sein Verhängnis und schließt: „Lebt wohl, Scherze, lustige Einfälle, fröhliche Freunde; ich bin am Sterben und wünsche, euch bald und froh im andern Leben wiederzusehen."

Zu Anfang April 1616 kann er das Haus nicht mehr verlassen, und am 18. empfing er die letzte Ölung von dem

nämlichen Franziskaner, der seine beiden Schwestern absolviert hatte. In einer Stunde der Erleichterung, folgenden Tages, bringt er seine letzten Zeilen zu Papier: es ist die Widmung des Persiles an den Grafen Lemos. Es fällt ihm ein alter Vers ein, der leider nur zu gut zu seiner Lage passe:

„Schon im Bügel mit dem Fuße,
Schon des Todes Schauder fühlend
Schreib' ich, Herr, dir dies zum Gruße ...

Gestern gab man mir die letzte Ölung, und heute schreibe ich dies. Die Zeit ist kurz, die Schauder nehmen zu, und die Hoffnung nimmt ab ..." Und wenn er hinzufügt: Sollte ein Wunder geschehen und ich am Leben bleiben, dann würde der Graf die versprochenen „Gartenwochen", den Bernardo und das Ende der Galatea zu Gesicht bekommen, so klingt dieser nachdrückliche, wenn auch hoffnungslose Hinweis auf Unvollendetes wie eine Bitte, der opera interrupta sich anzunehmen.

Sie sind spurlos verschwunden.

Cervantes starb vier Tage später, am Abend des 23. April, in seiner Wohnung an der Calle del León zu Madrid. Er ruht, im Franziskanerrock bestattet, irgendwo unter den Steinen des Klosterfriedhofs der Trinitarierinnen der Calle de Lope de Vega. Das Sterbehaus steht nicht mehr. An seiner Stelle, an der Ecke der Calle del León und der Calle de Cervantes, ist längst ein Neubau errichtet.

Der Persiles erschien zu Anfang 1617 und brachte einen posthumen Erfolg.

Die Gattin, die bei Miguels Tode 50 Jahre alt war, überlebte ihn noch um 10 Jahre. Das Wenige, was wir

von ihr wissen, spricht für sie. In schwierigen Lagen hat sie sich taktvoll und klug benommen. In dem Testament, das sie 1610 aufsetzte, hatte sie ihm nicht viel zu vermachen. Das aber sollte ihm zu freier Verfügung bleiben wegen der großen Liebe und der guten Kameradschaft, die sie beide verbunden habe: por el mucho amor y buena compañía que ambos hemos tenido. Die Worte sind ein schönes Motto zu einem Leben zu zweit, und man möchte in ihnen gerne mehr sehen als eine bloß notarielle Formel.—

So lebte und starb der Dichter des Don Quijote. Er lebte, als ein Idealist, Sinn und Geist seines Buches — ein tapferer Streiter, den die Not des Lebens nicht zu bezwingen vermocht hat.

Es gibt wenige Künstlerleben, von deren Betrachtung man mit dem Gefühle solcher Dankesschuld scheidet, wie das Leben des Cervantes. Dabei gilt unser Dank einem Manne, der selbst dankbaren Herzens war und von der Dankbarkeit so schön wie kein zweiter gesprochen hat. „Unter den schwersten Sünden, die die Menschen begehen", läßt er Don Quijote in einem Trinkspruch sagen, „bezeichnen etliche den Hochmut als die ärgste. Ich aber sage, es ist die Undankbarkeit, und ich halte mich dabei an den üblichen Spruch, daß der Undankbaren die Hölle voll ist. Diese Sünde habe ich, soviel an mir lag, immer zu vermeiden gestrebt, von dem Augenblick an, wo mir der Gebrauch der Vernunft geworden, und wenn ich die guten Werke, so man mir erweist, nicht auch mit guten Werken vergelten kann, so setze ich an deren Stelle den innigen Wunsch, sie zu vollbringen. Und wenn der nicht genügt, so mache ich sie öffentlich bekannt. Denn wer die Wohltaten, die er empfängt, öffentlich erzählt und verkündet,

der würde sie auch mit seinen Wohltaten vergelten, wenn er es vermöchte. Denn großenteils stehen die, welche empfangen, weit unter denen, welche geben; und so ist Gott über allen, weil er allen der Geber ist, und die Gaben der Menschen können denen Gottes nimmer gleichkommen, da ein unendlicher Abstand dazwischen ist. Aber dieses Unvermögen, diese Armut wird gewissermaßen durch die Dankbarkeit ersetzt."[1])

So soll auch die Nachwelt ihr Unvermögen, dem großen Dichter mit guten Werken zu vergelten, durch die Dankbarkeit ersetzen.

Busque por acá: Such' dir etwas in der Heimat! hatte ihm die Burokratie geantwortet, als er 1590 um ein überseeisches Amt bat. So suchte er denn in der Heimat, und die schlechte Brille, über die andere spotteten, hinderte sein Auge nicht, hier einen Schatz zu finden, der ihn reicher machte und für die Menschheit mehr bedeutete als all die Schätze, die er drüben hätte sammeln können.

---

[1]) Don Quijote übersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Ludwig Braunfels, Straßburg, K. J. Trübner 1905, IV p. 219.

Don Quijote.

Zum dreihundertjährigen Jubiläum der Dichtung.

Das dreihundertjährige Jubiläum der Geschichte vom „Sinnreichen Junker Don Quijote de la Mancha“, das seine spanische Heimat und mit ihr die zivilisierte Welt zu feiern sich anschickt, mahnt an versäumte Arbeit und unerfüllte Aufgaben der Forschung.

Wie unsicher und lückenhaft ist unser Wissen über den Mann, der uns das unsterbliche Buch geschenkt hat, über Cervantes! Wir haben romanhafte und wortreiche Schilderungen seines Lebens; wir haben biographische Notizen und „documentos cervantinos“, aber noch keine eigentliche Biographie. Wir kennen kein authentisches Porträt des Dichters. Wann der „Don Quijote“ zum erstenmal erschienen ist, steht auch nicht völlig fest. Schon im Mai 1604 ist eine Ausgabe vorhanden gewesen. Mit allen amtlichen Kautelen versehen begegnet er uns indessen erst Ende 1604 unter der Jahreszahl 1605. — Von „Don Quijote“ gibt es seit kurzer Zeit (1900) eine kritische Ausgabe, die in — England gedruckt ist; die übrigen Werke des Cervantes sind noch vernachlässigt und zum Teil nicht leicht erreichbar. Und obwohl der „Don Quijote“ den Stift des Zeichners geradezu herausfordert, so hat sich der kongeniale Künstler nicht gefunden: die spanischen Illustra-

toren sind nicht ebenbürtig und den besten ausländischen fehlt der spanische Erdgeschmack.

Cervantes ist wesentlich homo unius libri geblieben, obwohl man ja gelegentlich auch sein Novellenbuch (Novelas ejemplares = Musternovellen) mit den Geschichten von „Preziosa", von der „Kraft des Blutes", von dem närrischen „gläsernen Assessor", dem „Hunde Berganza" und den Landstreichern Rincon und Cortado liest. Und auch jenes eine Buch, als dessen Verfasser ihn alle Welt kennt, wird bei uns nicht mehr so viel gelesen wie vor 100 Jahren, da zur Bertuchschen Übersetzung des „Don Quijote" sich die Tiecksche (seit 1799) und Soltausche (1800) fügte. Und doch haben wir heute eine weit bessere Übertragung als Tieck oder ein anderer sie geliefert: von Dr. Ludwig Braunfels, dem verdienten Frankfurter Hispanologen.[1]) Aber damals hatte Franz Hoffmann den „Don Quijote" noch nicht „für die Jugend bearbeitet" (1844) und damit andern das Beispiel gegeben, des Ritters Abenteuer weiter „für Unterhaltung und Belustigung der Jugend" zurechtzumachen und den sinnreichen Junker so mit „Lederstrumpf" und den Helden Karl Mays konkurrieren zu lassen. Dieser Wettbewerb ist dem alten Idealisten schlecht bekommen: seiner Rosinante ist der Atem dabei ausgegangen und er ist samt Sancho Panza vor den jugendlichen Lesern zu Fall gekommen. Denn seine Geschichte ist, weiß Gott, kein Buch für Kinder, sondern für Erwachsene, besonders solche, so das Schwabenalter schon erreicht haben oder gar, wie er selbst, sich den Fünfzigern nähern.

---

[1]) Erschienen in vier Bänden als Nr. 259—262 [1883] der 'Collection Spemann' zu Stuttgart. [Eine revidierte Neuausgabe dieser Übersetzung veröffentlichte H. Morf im Verlag K. J. Trübner, Straßburg 1905.]

Wer aber in seiner Jugend ein Buch gelesen hat, das ihm nicht entsprach, ihn langweilte oder seinen Spott reizte, der pflegt den ungünstigen Eindruck fürs Leben zu bewahren — der setzt der späteren Rückkehr zur nämlichen Lektüre einen instinktiven Widerstand entgegen. Und so hat der „Don Quijote für Kinder“ dem Werke viele reifere Leser dauernd entzogen. Hoffentlich führt ihm die Jubiläumsflut manchen davon wieder zu.

Cervantes' Leben fällt in jene Zeit, da der Glanz der spanischen Weltmacht zu verblassen beginnt und der wirtschaftliche Verfall unter Philipp II. eintritt, während eine herrliche Blüte der Literatur und Kunst sich entfaltet. Unter der Führung Italiens entsteht seit 1500 in Spanien eine neue Lyrik. Italien schulte den Sinn für Feinheit der Form und des Gedankens und doch war diese Italianisierung nicht so gewalttätig, daß sie, wie im zeitgenössischen Frankreich, Verständnis und Neigung für die überlieferten heimischen Formen zerstört hätte. Neben Sonett und Kanzone blühte die alte Romanze wieder auf, so daß gleichsam das „zersungene“ nationale Epos aus Trümmern neu erstand. Die herbe Kraft des Kastiliers sprach aus kunstvollen satirischen Gedichten, seine mystische Frömmigkeit aus innigen Liedern. Einen wunderbaren epischen Stoff bot das neue Seefahrertum und die Eroberung des Nuevo Mundo; hier hat Kastilien dem Portugiesen Camoes den Vortritt gelassen, dessen Epos „Die Söhne Portugals (Os Lusíadas) 1572 erschien.

Lope de Vega trat um 1580 in die Literatur ein und begann dem Drama seine Form zu geben, jener Lope, dessen dramatische Arbeit etwas von der Macht des Naturereignisses hat. Er hat die mächtigen Fundamente

zu jenem nationalen Theater gelegt, dem kein anderes Volk etwas Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hat. In der spanischen „Comedia“ floß alles zusammen, was das Land in Chroniken und Romanzeros, in Legenden, Novellen, Romanen kannte. Sie ward zur Verkörperung des nationalen Lebens, zur täglichen Glorifikation der rechtgläubigen und ritterlichen Heimat. Sie kettete in dem konservativen Lande die Gedanken der Gegenwart an die Erinnerungen der Vergangenheit, mit welcher der damalige Spanier viel lebendiger verbunden blieb als die übrigen Völker der Romania. Nebeneinander blühten der Idealroman und die realistisch-satirische Erzählung. Die Vorbilder des Idealromans stammten aus Frankreich. Es hatte im Mittelalter dem Abendland jene höfischen Epen geschenkt, in denen Minne und Rittertum durch bunte Abenteuer verherrlicht waren. Die deutschen Dichter übernahmen sie und sangen von Erek und Iwein. Auch die Italiener ergötzten sich an diesen Ritterbüchern. Dann fingen ihre Renaissancepoeten an, modernen Scherz mit den alten Geschichten zu treiben. Bojardo und Ariost schrieben unter heiterem Lachen vom verliebten und vom rasenden Roland und der betörenden Angelica.

Auch Spanien hat sich dem Zauber jener französischen Erfindungen nicht entzogen. Ja, in Spanien taucht zum erstenmal jener Roman vom „Amadis de Gaula“ auf (gegen 1350), der von den übrigen Ritterbüchern sich durch seine feine und anmutige Art und den glücklichen Aufbau auszeichnet. Ein französisches Original ist für ihn nicht zu erweisen. Er scheint spanischer Erfindung zu sein. Jedenfalls hat er im 16. Jahrhundert den Ruhm kastilischer Ritterbücher über die Welt verbreitet: Frankreich und

Italien haben ihn übersetzt und verarbeitet. Aber die nachhaltigste Wirkung übte er im eigenen Lande: sein Beispiel weckte eifrigste Nachahmung.

An die Drucklegung des „Amadis“ (1508) schließt sich während mehr als 50 Jahren eine ganze Reihe von phantastischen Rittergeschichten, deren fahrende Helden in edlem Minnedienst und endlosem Kampf gegen Gewalt, List und Zauberei die Dinge dieser Welt von oben nach unten kehren. Die Dynastie der Amadise allein füllt schließlich zwölf, ja vierzehn Bücher; dazu die Felixmarte, Lepolemo, Belianis, die Palmerine, deren berühmtesten „Palmeirim de Jnglaterra“ ein Portugiese beigesteuert hat, der aus der höfischen Gesellschaft Frankreichs herausschreibt (1544).

Ein Portugiese ist es auch, doch ein kastilisch schreibender, der den Rahmen, den der Neapolitaner Humanist Sanazar im Idyll „Arcadia“ (1502) für seine Liebe geschaffen, zum Hirtenroman ausbaut („Diana“, 1558), in dessen sentimentalem Liebesleben er seine Herzensgeschichte idealisiert, in die elegante Prosa zierliche Verse mischend. Seine glückliche Erfindung fand unter den Größten Fortsetzer und Nachahmer.

So trat der Pastoralroman neben den Ritterroman und die beiden Minnewelten des Mittelalters und der Renaissance begannen sich zu vermischen. Und daneben tat sich, nun die Maurenherrschaft der Vergangenheit angehörte, die Welt des maurischen Rittertums auf. Sie entstieg den Sagen der letzten Grenzkriege. Schon in der „Diana“ findet sich die reizende Novelle von einem treuen und tapfern Abencerrajen und der schönen Jarifa eingelegt. Den poetischen Ausbau dieser historischen Welt, deren

Trümmer er noch selbst geschaut, unternahm der Murcianer Pérez de Hita in seinen „Guerras civiles de Granada" (1593) mit ihrem König Boabdil, ihren Abencerrajen und Zegries. Aus schöner Prosa, aus überlieferten und eigenen Romanzen, hat er einen geschichtlichen Roman von großem Reiz gebildet und damit die farbenreiche sterbende granadinische Welt literarisch in Mode gebracht.

So hat Spanien den Ritterroman in dem Augenblick zu neuem Leben erweckt, als die Buchdruckerkunst eine neue Lesewelt bereitstellte; es hat zugleich den Hirtenroman und die maurische Romantik geschaffen.

Und zu all dieser Romantik auch das Gegenstück: den Schelmenroman, die autobiographische Erzählung eines armen Teufels (pícaro), der weder in Arkadien noch in Utopien, sondern im hungernden Spanien geboren ist und sich, gerieben und vorurteilslos, durch die Niederungen des Lebens schlägt. Als Führer eines blinden Bettlers beginnt im „Lazarillo de Tormes" (1554) der kleine Held seine Laufbahn; als Diener eines Geistlichen, eines Hidalgo, eines Ablaßhändlers setzt er sie fort; als öffentlicher Ausrufer und Gatte einer Pfarrköchin schließt er. Der unbekannte Verfasser, der hier eigenes mit altem Possen- und Schwankmaterial zu einem schlichten Ganzen zusammenfügte, hat nicht nur ein kleines Meisterwerk humorvoller realistischer Erzählung, sondern auch das erste Muster einer neuen Gattung geschaffen. Er hat die dem Publikum vertraute Figur des verschlagenen „Valet de Comédie" zum Träger einer Satire auf die spanische Gesellschaft gemacht. Daß er Grund hatte, seinen Namen zu verschweigen, geht daraus hervor, daß die Inquisition das Büchlein wegen seines antiklerikalen Geistes verfolgte.

Ein halbes Jahrhundert verging, bis ein zweiter, Alemán, zu dem Rahmen griff. Dessen „Guzmán de Alfarache“ (1599) weckte dann nachdrücklich die Lust an der satirischen Pícaro-Erzählung, die von Spanien aus ganz Europa ergriff. Einen gesprächsreichen Komödiantenroman, der diesen nämlichen Geist atmet und von der nämlichen scharfen Beobachtungsgabe erfüllt ist, gibt Rojas in seiner „Unterhaltsamen Reise“ (1604), die durch Scarrons „Roman comique“ zu „Wilhelm Meister“ leitet.

Die utopistische Welt des Amadis und die gemeine des Pícaro vereinigte zu einem Vollbild des Lebens Cervantes. Sein „Don Quijote“ ist eine Synthese aus Idealismus und Realismus. Der Humor einigt und versöhnt sie.

Der kastilische Hidalgo Miguel de Cervantes ist kein „studierter Mann, sondern ein lego (Laie). Ihn hat, nachdem er notdürftig Latein gelernt, das Leben geschult. Früh begann er zu reimen und er blieb ein unermüdlicher Verseschmied, ohne Hervorragendes zu leisten, denn er war „mehr erfahren im Leid als im Lied“, wie er wehmütig versichert. Wir finden den Zweiundzwanzigjährigen (1569) im Hofhalt eines Kardinals zu Rom. Er focht bei Lepanto mit und verlor dort die linke Hand, in maiorem dextrae gloriam, wie er zu scherzen pflegte. Indessen bewahrte er die Freude am Waffendienst, die auch aus Scherz und Ernst seines „Don Quijote“ spricht. Er war ein tapferer Soldat. Korsaren führten ihn (1575) zu langjähriger Gefangenschaft nach Algier und auf den Glanz weltgeschichtlicher Tage folgte für ihn die Schmach der Sklaverei. Losgekauft kehrte er nach Spanien zurück (1580); aber das Vaterland

bot ihm nur kärgliche Existenz, zumeist in Verwaltungsgeschäften, deren Verwicklungen ihn zwar wiederholt ins Gefängnis führten, indessen heute keinen Zweifel an seiner Rechtschaffenheit aufkommen lassen. In den Residenzstädten Valladolid und Madrid versuchte er es seit seinem 35. Jahr auch mit der Schriftstellerei. Aber dramatische Arbeit lag ihm nicht, auch wenn er Selbstgeschautes wie im „Leben zu Algier" darstellte. Seine Numancia ist ein Stück patriotischer Eloquenz. Sie hat Goethe gefallen, Fichte bei seinen Reden an die deutsche Nation begeistert; sie hat im belagerten Zaragoza (1809) die Soldaten Palafox' zum heroischen Widerstand entflammt — aber sie verdient die Bezeichnung eines göttlichen Meisterwerks nicht, die ihr die deutschen Romantiker beilegten. Die Bühne lohnte Cervantes schlecht. Lope de Vega sollte sie beherrschen. Die beiden Männer verstanden sich nicht und die Schuld mag nicht bloß an Lope gelegen haben. Cervantes' Erzählungskunst hatte erst spät Erfolg. Der Hirtenroman „Galatea" (1585) wurde wenig gedruckt, so daß zwanzig Jahre vergehen, ehe ein neues Buch des unberühmten Autors erschien: der „Don Quijote" (1605—14).

Cervantes' literarische Bildung stammt aus Italien. Dies Land war seine Hochschule; italienische Volgarizzamenti haben ihm die antike Literatur vermittelt; an italienischen Autoren, Ariost an der Spitze, hat er seine Erzählungskunst gebildet. Strophen italienischer Lyrik streut er in seine Bücher. Sonst schätzt er Übersetzerarbeit gering. „Mit dem Übersetzen", sagte er, „verhält es sich so, wie wenn einer Gobelins von der Rückseite betrachtet: man sieht zwar die Figuren, aber sie werden durch die

Menge von Fäden ganz entstellt und man sieht sie nicht in der Glätte und der Farbenfrische der Vorderseite." Er rühmt sich mit Recht seiner Originalität. Doch ist es übertrieben, wenn er 1613 in der Vorrede zu seinen „Musternovellen" sagt: „Ich bin der erste spanische Novellist, mein Geist hat diese Geschichten erzeugt, meine Feder sie geboren und in den Armen des Druckes sollen sie heranwachsen." Freilich ist er ein großer Erfinder wie Bojardo, obwohl auch er vieles entlehnt hat. In diesen prächtigen Novellen, in den posthumen „Mühsalen des Persiles" (1617) gibt er inmitten von bunten Verwicklungen, bei denen er selbst an den Roman Heliodors erinnert, lebenswahre, humorverklärte Handlungen und Menschen spanischer Erde: aus Andalusien, Estremadura, Kastilien, von der Landstraße, in algerischer Sklaverei, aus dem Zigeunertum. Hier hat er jene Preciosa gebildet, deren Liebreiz auch neben dem ihrer glänzenden literarischen Kinder wie Mignon, Esmeralda und Carmen nicht verblaßt ist. Cervantes' „Novelas ejemplares" sind glückliche Muster einer reichen, bald romantischen, bald realistischen Erzählungsliteratur geworden, welche die nächsten Jahrzehnte füllt und Frankreichs und — Walter Scott's Nachahmung geweckt hat.

In den nämlichen sorgenvollen Jahren begann er die ergötzliche Geschichte seines „Don Quijote" zu schreiben. Auch sie war ursprünglich wohl eine Novelle und umfaßte nur die ersten sechs Kapitel des späteren Romanes: die „Novela ejemplar" von einem Narren wie die andere vom „gläsernen Assessor". Dann wuchs sie ihm unter der Hand, und neun Jahre nach dem ersten ließ Cervantes (1614) einen ebenso umfangreichen zweiten Teil folgen. Das Werk errang einen unmittelbaren großen buchhänd-

lerischen Erfolg. Cervantes' lange und mühevolle literarische Laufbahn schließt mit dem Triumph.

Der „sinnreiche Junker" ist der Typus eines spanischen Adeligen (hidalgo) — Adelssucht ist Altspaniens Krankheit —, der mitten in einer neuen Welt von alten Träumen lebt; der nicht, wie Cervantes selbst, die Einsicht und Energie hat, in den Kampf ums Dasein hinauszutreten, sondern zu stolz, um zu arbeiten, in schäbiger Vornehmheit unter den Trümmern seines ländlichen Wohlstandes haust, eine Zielscheibe des Spottes, dem Lustspieldichter längst verfallen. Diesen unnützen Hidalgo und die unnütze Literatur, die von seiner verblichenen Größe erzählt, die Ritterromane — diese unwirklichen Menschen und Bücher will Cervantes an der Wirklichkeit messen. Er hat den genialen Einfall, seinen hidalgo als einen Menschen darzustellen, der ob der Lektüre seiner Ritterbücher den Verstand verloren und nun auszieht, um deren Ritterideal in dieser schlechten Welt wieder herzustellen. Die wunderbare Kontrastwirkung zwischen Lebenswirklichkeit und Phantasterei wird dadurch noch reicher, daß den gebildeten, aber närrischen Junker der einfältige Knappe Sancho Panza als Echo der nüchternen Welt begleitet. Und nicht höhnisch schildert uns der Dichter, wie der arme Narr sich an der Realität stößt, wie er gegen Windmühlen und Schafherden kämpft, Zuchthäusler befreit und Barbierbecken erobert, sondern mit einem milden Humor, der dem Leser den Helden lieb macht, wie er dem Autor lieb war.

Auf drei Ausfahrten führt er seinen Ritter durch Spaniens Welt dahin, und mit jeder dieser Reisen reift Cervantes' Sicherheit und wird seine Kunst freier. Was ursprünglich nur als Satire der Ritterbücher gedacht war,

wird zu einem Bilde des Lebens. Das Leben selbst spiegelt sich in seinen beiden Helden. Mit heiterer Skepsis, ohne Bitterkeit, beschaut sich Cervantes das zweifelhafte Treiben, unter dem er selbst so schwer gelitten. An der Sonne seines Humors sprießt aus diesen bodenständigen Geschichten unvergängliche Lebenswahrheit und zu ihrem Realismus gesellt sich die Romantik der Novellen, die in den Rahmen der großen Erzählung eingefügt sind. Scherz und Ernst fließen zusammen, wie in Don Quijotes Kopf Bildung und Narrheit nebeneinander wohnen. Durch die Heiterkeit schimmert der Ernst und aus gravitätischer Rede klingt die Stimme des Schalks. Jeder Leser wird das anders sehen und hören; aber keiner wird sich dem Zauber dieses unvergänglichen Lebensbildes entziehen. So sicher es z. B. ist, daß Cervantes die Vernichtung der räuberischen Berberstaaten Algiers wünscht, so zweifelhaft erscheint es, ob er wirklich die Morisken Spaniens gehaßt und ihre verhängnisvolle Austreibung gebilligt hat.

Auf alle Fälle aber trägt er den Stempel seiner Zeit. Er ist in ihren Ideen völlig befangen. Er ist ein katholischer und monarchischer Spanier des 16. Jahrhunderts, dem jene modernen Ideen gänzlich fremd waren, welche gewalttätige und wortreiche Interpreten, die Cervantófilos, ihm heute andichten, indem sie sein Buch wie ein großes Freisinn-Mysterium deuten, als die Donquijotes des „Don Quijote". Cervantes ist kein Rabelais. So sehr er den französischen Mönch als Künstler überragt, in lebensvollen Schöpfungen, die das Auge schaut, so sehr steht er an umfassender Bildung, an Weite und Tiefe des Blickes hinter ihm zurück. Suum cuique!

Die Spanier dürfen auch so mit ihm zufrieden sein.

Die Weltliteratur hat wenige Namen aufzuweisen, deren Träger diese Kraft der Menschengestaltung, diese Meisterschaft naiver Beobachtung, diese Fülle des Humors besitzen und keinen, der ihm gleichkommt in der liebenswürdigen Sympathie mit allen denen, die mit der Not des Lebens kämpfen, d. h. mit uns allen, — keinen, dessen Feder den Spruch mehr befolgt: hominibus benevolentia — den Menschen ein Wohlgefallen. —

Hundert Jahre nach Ariost hat Cervantes noch einmal aus der entschwundenen Welt des weiland französischen Minneromans ein modernes Kunstwerk entstehen lassen, das zugleich ihr Mausoleum ist. Roland ist zum armen närrischen Junker geworden, mit dem der Alltag seinen Schabernack treibt, und Angelica zur derben Bauerndirne von el Toboso, „der geschicktesten Hand, Schweine einzusalzen", die Minnebotschaft nicht versteht. Der spanische Humorist hat diese Welt endgültig entzaubert und unter Sancho Panzas Piedestal gebannt. Aber der liebenswürdige Künstler hat uns nichts geraubt, sondern viel geschenkt, denn wir können den Ingenioso hidalgo neben dem Orlando furioso genießen.

Gegen Ende seines Lebens wollte Don Quijote aus einem Ritter ein Schäfer werden. Cervantes dachte also daran, noch eine andere modernere Narrheit, an der er selbst mit seiner „Galatea" Anteil hatte, zu verspotten. Doch hat er diese Aufgabe andern überlassen, die kein Kunstwerk daraus schufen.

Schon zu Lebzeiten des Cervantes machten sich Unberufene an die Fortsetzung und die Nachahmung seines Buches. Und nie hat man seither aufgehört, Don Quijote und Sancho zur Satire auf Philosophen, Literaten, Poli-

tiker und Kirchenmänner zu verwenden: Napoleon ist ihr verfallen wie die Demokraten, die Freidenker wie die Puritaner (Hudibras), Fräulein v. Scudéry wie Bodmer (Wielands Don Sylvio), und dem Gottsched hatte es Lessing wenigstens zugedacht. Aber wenn die unverwüstliche Lebenskraft der Cervantesschen Erfindung in all den Nachahmungen sich bewährte, so ist die überlegene Kunst des Erfinders ihnen auch allen gefährlich geworden. Sie sind verstaubt und vergessen, indessen das Original lebt als das meist übersetzte und verbreitetste Buch, das jenseits der Pyrenäen entstanden ist, und es muß gesagt werden, daß sich das Ausland — namentlich Deutschland und England — des Werkes bis heute mehr angenommen hat als seine Heimat. England hat sich um Text und Erklärung des einzelnen wohl mehr bemüht; in Deutschland aber ist der Kultus des „Don Quijote" und sein literarischer Einfluß breiter und tiefer gewesen. Und nun hat sich unter der Führung Morel-Fatios und Foulché-Delboscs auch Frankreich eifrig an die Arbeit gemacht.

Schwerkrank schrieb Cervantes am 19. April 1616, vier Tage vor seinem Tode, die Widmung seines Persiles. Inmitten seiner Leiden scherzt er, ein tapferer Streiter wie sein Held „Don Quijote", mit Romanzenversen: Schon habe ich, zum Abschied bereit, den Fuß im Steigbügel:

Puesto ya el pié en el estribo.

Er starb in denselben Tagen wie Shakespeare. Cervantes und Shakespeare bedeuten jene Zeit um 1600, da Italien nicht mehr und Frankreich noch nicht unvergängliche Werke schuf. Jene Zeit gehört den beiden Antipoden, die damals um die Weltherrschaft kämpften, Spanien und England.

„Don Quijote“ hat sich ein Weltreich erobert, was die Armada Philipps II. nicht vermochte. Und so ist in Erfüllung gegangen, was er seinem Sancho einst versprach:

„Wenn du leben bleibst und ich leben bleibe, könnte es wohl geschehen, daß ich ein großes Königreich gewänne, zu dem noch ein paar andere als Nebenländer gehörten . .“

Freilich kam der hoffnungsfreudige Ritter schon bei seiner ersten Heldentat zu Fall. „Rosinante stürzte und sein Herr kugelte weit über das Feld hin. Er wollte sich wieder aufrichten und vermochte es nimmer, solche Hindernis und Beschwer verursachten ihm Speer, Tartsche, Sporen und Helm nebst dem Gewicht der alten Rüstung.“ Und der Gegner schlug ihn mit dem Schaft seines eigenen Speeres und ließ ihn, zerdroschen und zerbläut, am Boden liegen. „Sobald sich Don Quijote allein sah, versuchte er aufs neue sich aufzurichten — aber wenn er es nicht gekonnt, da er gesund und wohlbehalten gewesen, wie sollte er es jetzt tun, da er ganz zerschlagen war! Dennoch hielt er sich für glücklich, denn es bedünkte ihn, es sei dies ein Mißgeschick, wie es der Beruf fahrender Ritter mit sich bringe und er schrieb es gänzlich der Schuld seines Rosses zu.“ Und so begann er Romanzenverse vor sich hin zu sprechen, die auf seinen Fall paßten.

„Dennoch hielt er sich für glücklich!“ Siegreich überwindet sein Idealismus Mißerfolg und Demütigung und gewinnt den bösen Zufällen seiner Laufbahn die besten Seiten ab. Nichts vermag seine Zuversicht zuschanden zu machen. Wohl liegt er zu Boden und doch steht er über seiner Not. Das Schicksal kriegt ihn nicht unter, diesen Idealisten, der ausgezogen ist, der leidenden Menschheit zu helfen.

Zum Heile dieser Menschheit ist die Sorte nicht ausgestorben, wenn schon die Philister hienieden immer in der Mehrheit sind und den Idealismus eine Narrheit schelten. Der alte Béranger hielt es mit Cervantes und pries diese Narren:

Qui découvrit un nouveau monde?
Un fou qu'on raillait en tout lieu.
Sur la croix que son sang inonde
Un fou qui meurt nous lègue un Dieu.
Si demain, oubliant d'éclore,
Le jour manquait — eh bien! demain
Quelque fou trouverait encore
Un flambeau pour le genre humain.

An der Wiege der klassischen Lyrik Frankreichs.

Die Renaissance hatte Frankreich um 1550 auch eine neue lyrische Dichtung gebracht. Ihre Vertreter, Ronsard an der Spitze, waren Philologen. Sie gingen, von den Italienern geführt, auf der Spur Pindars und Anakreons, Horazens und Catulls. Gewiß sind sie Nachahmer und zeigt ihre Lyrik die Schäden einer gewollten Antikisierung, aber es sind hervorragende Künstler unter ihnen. Sie haben Frankreich eine stolze Gabe reizender Lieder geschenkt, eine Fülle neuer Rhythmen erschlossen und ihm eine reiche poetische Sprache geschaffen. In freier, individueller Gestaltung darf jeder von ihnen diese Sprache schmücken und mehren: das mundartliche Wort tritt neben den höfischen Ausdruck, der Neologismus neben den Archaismus, das moderne Bild neben die gelehrte, antike Metapher. Der Reim wird reich, doch ohne Silbenstecherei, gebildet; der Hiat wird, ohne Ängstlichkeit, zugelassen; Vers und Strophe werden in freier Harmonie gegliedert.

Gegen Ende des Jahrhunderts erhebt sich in den hauptstädtischen Kreisen der Widerspruch gegen die Gelehrtheit dieser Philologenpoesie und gegen die individuelle Freiheit ihrer Diktion. Es ist uns um 1590 das Vorhandensein einer höfischen Kritik bezeugt, die sich gegen die mundartlichen Ausdrücke, die veralteten und die technischen Wörter, die

Neubildungen, die gelehrten Metaphern richtet und von der Dichtung Gemeinverständlichkeit und Unterwerfung unter den herrschenden Sprachgebrauch verlangt.

Von dieser Strömung — die er also nicht geschaffen — läßt der Mann sich tragen, den man als den ersten Lyriker des Klassizismus bezeichnet: Malherbe. —

Nachdem Boileau im ersten Gesang des Art poétique die Dichter des 16. Jahrhunderts abgetan, ruft er erleichtert aus: „Enfin Malherbe vint... Er gab zum erstenmal dem Verse einen richtigen Tonfall, zeigte die Bedeutung der richtigen Wortstellung und unterwarf die Dichtung strengen Gesetzen. Die Strophen wurden melodisch, der Vers griff nicht mehr auf den folgenden über (n'osa plus enjamber). Liebt seine Reinheit und ahmt seine Klarheit nach!"

Dieser poetische Gesetzgeber François de Malherbe entstammt einer kalvinistischen Magistratsfamilie aus der Normandie und ist 1555 zu Caen geboren. Sein Katholizismus ist lau. Juristische Studien machte er zu Paris, Heidelberg und Basel. Mit 21 Jahren trat er in die Armee; später wurde er Sekretär des Großpriors von Frankreich und lebte lange in der Provence. 1581 schloß er eine Ehe, die ihm kein Glück brachte und aus welcher nur ein Sohn zu Jahren kam. Nach der Ermordung des Großpriors (1586) wohnte er in der Normandie, von Heinrich III. unterstützt, dem er Verse widmete (Les larmes de saint Pierre, 1587, nach dem Italienischen des Tansillo). Von 1595 bis 1605 lebte er wieder in der Provence, wo er 1600 die aus Italien einziehende Königin Maria von Medici in einem Huldigungsgedicht begrüßte. Als er 1605, schon ein Fünfziger, nach Paris kam, hielt ihn Heinrich IV.,

der auf die eleganten Verse des normandischen Autors hingewiesen worden war, zurück und machte ihn zum Kammerherrn und Hofdichter. Mit Ruhm und Gütern reich beladen starb Malherbe 1628.

Am Hofe fand Malherbe jene literarische Strömung vor, die, nicht zum mindesten unter dem Einfluß der Damen, sich gegen die Freiheiten der alten Schule wandte und von der Dichtung Gemeinverständlichkeit, Regelhaftigkeit und Unterwerfung unter den herrschenden Sprachgebrauch forderte. Er wurde der Wortführer dieser Richtung und erlangte so eine über seine persönliche Bedeutung weit hinausgehende geschichtliche Wichtigkeit.

Zur Zusammenfassung seines Systems literarischer Kritik ist Malherbe nicht gekommen. Dasselbe ist in der Praxis seiner Werke (Verse und Übersetzungen), in den Berichten seiner Schüler und besonders in den Randglossen zu suchen, mit welchen er seit 1606 sein Exemplar der Dichtungen Desportes' versah (commentaire sur Desportes), der in eben diesem Jahre gestorben war.

Die von Malherbe vertretene Reform ist eine doppelte. Sie betrifft einerseits die dichterische Sprache und andererseits die metrische Technik.

Die Sprache des Dichters soll „alle Eigenschaften einer guten Prosa" haben. Sie soll sich in leicht übersehbaren Sätzen, in gebräuchlichen Wörtern und Wendungen bewegen. Archaismen, technische Ausdrücke, Dialekt- und Fremdwörter, grammatische Freiheiten sind untersagt. Der Dichter soll ein exakter Grammatiker sein und z. B. den Unterschied zwischen j'ai demeuré und je suis demeuré streng beobachten. Ableitungen werden aus Anlaß von Desportes' ivoirin, marbrin als drôleries bezeichnet und

Diminutivbildungen in Bausch und Bogen als ungefällig verworfen. Die Gebräuchlichkeit wird an der höfischen Sprache gemessen, sodaß die Ausdrücke in „edle“ und „gemeine“ geschieden erscheinen und dem Dichter eine Reihe von Wörtern als „unhöfisch, volkstümlich“ verboten werden. Malherbe verfolgt bei Desportes das Wörtchen **car**, gegen welches sich die Mode damals gewendet hatte. „Niedrig und mehr als plebejisch“ ist es, wenn Desportes „Peitschenhieb“ (coup de fouet) sagt. Der spezielle, malerische Ausdruck (fouet) wird verfolgt, der farblose, allgemeine (coup) gilt allein als vornehm. „Niedrig“ ist das Wort muguet (Maiblume); als edel gilt nur fleur oder rose. — Nicht von den Rechten der dichterischen Inspiration, sondern nur von den Anforderungen der logischen Entwicklung spricht Malherbes Kritik. Vor ihr kann das ausschmückende Beiwort nicht bestehen. „Goldblonde Ähren“ (épis blond-dorés) findet Malherbe „lächerlich“; er begreift nicht, was in „grasreiche Wiese“ (pré herbeux), „schattenreiche Nacht“ (nuit ombreuse) die Adjektive zu tun haben sollen. Er verlangt von der Poesie die Eigenschaften der nüchternen Rede. Die Dichtung soll ein gereimtes Plaidoyer sein. Die preziösen Geziertheiten Desportes' bekämpft er nicht grundsätzlich, sondern nur, wo sie allzu maßlos ausgesponnen sind oder zur Unklarheit führen. Malherbe ist selbst preziös.

Diese Reaktion gegen die Ungebundenheit der Ronsardschen Lyrik beschränkte sich nicht darauf, Auswüchse zu beschneiden, sondern hob jegliche individuelle Freiheit des Ausdrucks auf. Was die dichterische Sprache dabei an Klarheit, Reinheit, grammatischer Richtigkeit und rednerischem Ebenmaß gewann, verlor sie an Farbe, Stim-

mung und Leben. Sie verlor jene Eigenschaften, deren die Lyrik bedarf.

Der nämliche Geist der Beschränkung beherrscht Malherbes Behandlung der Versform. Er verlangt genaue Beobachtung der historischen Orthographie in der Silbenzählung und tadelt Formen wie Hercul' oder tu marche'. Nicht das hörende Ohr, sondern das lesende Auge wird zur Feststellung der Silbenzahl angerufen. Für die rhythmische und syntaktische Gliederung des Verses werden strenge Bestimmungen aufgestellt, die dem Gedicht einen gemessenen, abgezirkelten Gang geben.

Die mittlere Cäsur des Alexandriners (6 + 6 Silben) wird als Gesetz erklärt und dadurch der streng binäre Charakter des Verses erzwungen.

Das Enjambement (Übergreifen des Satzinhaltes von einem Alexandriner auf den andern), von welchem die alte Schule einen recht maßvollen Gebrauch gemacht hatte, wird ganz verboten und so die poetische Rede taktmäßig zerhackt.

Der Hiatus, den Ronsards Schule zugelassen und z. B. zum Zwecke der Tonmalerei verwendet hatte, wird vollständig verbannt. Für den Reim werden Vorschriften gegeben, die ihn erschweren, indem sie seine Klangfülle (richesse) heben. Malherbe verlangt nicht geradezu den „Reim für das Auge", aber er strebt nach orthographischer Gleichheit der Wortbilder. Dabei empfiehlt er die Verwendung seltener Reimwörter, weil solche auf seltene Ideen führten. Der Gleichklang der Wörter wird, wenn auch nicht ohne Schwankungen, nach der hauptstädtischen Aussprache bestimmt.

Malherbe war kein Freund der Musik. Die Ronsard so teure Verbindung von Dichtung und Musik fand in

ihm keinen Förderer. Einen Freund volkstümlicher Rede und Dichtung aus ihm zu machen, da er sich ja auf die Sprechweise der Lastträger und auf Gassenhauer berufen habe, heißt seinen Spott mißverstehen. Malherbe hielt im Kreise seiner Anhänger förmlich Schule, nach den kleinsten Dingen spähend, vernünftelnd, spöttelnd. „Er bildete eine Art Sekte", sagte Sorel, „in der seine Lehren andachtsvoll verehrt wurden." Er hatte mit diesen Lehren in erster Linie die Lyrik, speziell die Ode, im Auge und gestand den „niedrigeren Dichtungsarten", wie z. B. der dramatischen, größere Freiheiten zu. Doch dehnten seine Schüler die Vorschriften dann auch auf jene aus. Parler Malherbe wird zur Bezeichnung der reinen und gewählten Ausdrucksweise. Strenge Puristen saßen dann freilich auch über ihn zu Gericht. So tat die Akademie schon zehn Jahre nach seinem Tode.

Die Beobachtung bestimmter Regeln wird zum Kriterium dichterischer Arbeit erhoben. Bei der Aufstellung dieser Regeln beruft Malherbe sich nicht aufs Altertum, das er geringschätzt; eine Reihe derselben ist vielmehr gegen die literarische Hegemonie des Altertums gerichtet. Hierin gehen auch Kritiker wie Balzac und Chapelain grundsätzlich mit ihm einig. Balzac, der Provinzler, macht freilich seine Vorbehalte in bezug auf Malherbes Purismus: er lehnt diese ängstliche Wort- und Silbenstecherei spöttisch ab. Sie ist auch Chapelain zuwider, dessen unelegante Diktion vielmehr ans 16. Jahrhundert erinnert, und der, von seiner Abneigung geleitet, ganz richtig erkennt, wie wenig poesieverständig Malherbe ist. Er nennt dessen Verse gereimte Prosa. Aber Balzac und Chapelain sind, wie Malherbe, Männer der Regel. Auch sie glauben

an die schöpferische Kraft der Kunstvorschriften und weisen dabei die Führung des Altertums ab.

So lehnt sich die Literatur gegen die Herrschaft der Antike auf wie die Wissenschaft (Descartes, Pascal). —

Die Regelhaftigkeit der „modernen" Malherbeschen Schule fand eine doppelte Gegnerschaft in den Freunden der älteren Dichtung und in den jüngeren Libertins, die zwar modern, aber auch ungefesselt sein wollten.

Gescheit und witzig verteidigt neben D'Aubigné die „eifrige Pariserin" Marie de Gournay (1566—1645) die freie Art Ronsards, den dialektischen, archaischen und neologistischen Ausdruck, den mühelosen Reim, den Hiatus usf. in mehreren Aufsätzen, die sie 1626 in einem L'Ombre de la demoiselle de Gournay — „Die Werke sind der Schatten des Menschen" — betitelten Bande vereinigte. Sie preist die splendeurs de la liberté der guten alten Zeit. In immer neuen Wendungen greift sie die poésie grammaticale der nouvelle bande Malherbes an (den sie nur einmal mit Namen nennt), die im Dienste einer Hofgesellschaft von Gigerln und Dämchen (bien coiffés et doncelles á bouche mignarde) die reiche Sprache Ronsards verstümmelten als docteurs en négative.

Docteurs en négative! Zweihundert Jahre später (1813) gibt Frau von Staël ihrer Empfindung gegenüber dem Malherbeschen Regelwerk ähnlichen Ausdruck. Sie spricht von den lois prohibitives de la littérature française, die dem französischen Geiste eine disposition très défavorable à la poésie gegeben hätten. So vernimmt man am Anfang und am Ende der klassischen Periode diesen Vorwurf aus dem Munde einer begabten Frau. Die Gournay bricht in eine Klage gegen die ganze „maßlose Feigheit

dieses Jahrhunderts" aus, dem sie dann aber doch dadurch entgegenkommt, daß sie Montaignes Prosa und Ronsards Verse zu modernisieren unternimmt. Manche teilen ihre Empfindungen und variieren ihre Invektiven. Régnier, Desportes' Neffe, spottet 1606 in einer trefflichen satirischen Epistel über die unverschämten Kritiker, die das Altertum stürzen wollen, deren dichteriche Arbeit im Spähen nach metrischen und grammatischen Kleinigkeiten besteht, denen jegliche Einbildungskraft fehlt, und die nichts tun, als „Reime in Prosa und Prosa in Reime zu setzen". „Ich ziehe", sagt er, „die freie Heerstraße, die mein Onkel mich gewiesen hat." So klagt auch Hardy (Vorrede von 1626) über die Verarmung und Verflachung der Muttersprache durch diese „tyrannische Reform", welche die „bezeichnendsten Ausdrücke", die ausschmückenden Beiwörter, verbiete und es so weit gebracht habe, daß man, um als Dichter zu gelten, ein Ignorant sein müsse. — Die Gournay, Régnier und Hardy schreiben den Stil der alten Schule, von den filandières Parques und dem enfant cuiss-né, wie Balzac höhnt.

Il faut écrire à la moderne ruft Théophile de Viau um 1620 aus. „Das dumme Altertum hat uns Fabeleien hinterlassen, welche kein Vernünftiger annehmen kann." Ein echter Libertin, verkündet er, daß seine Dichtung sich in Zukunft nur von der Natur werde leiten lassen:

Je ne reconnais rien, pour tout, que ma nature.
Imite qui voudra les merveilles d'autrui,
Malherbe a très bien fait, mais il a fait pour lui:
Mille petits voleurs l'écorchent tout en vie.
Quant à moi, ces larcins ne me font point d'envie:
J'approuve que chacun écrive à sa façon.
J'aime sa renommée et non pas sa leçon.

Ähnlich denkt Voiture, der 1639 in einem Gespräch gegen Chapelains Regelglauben das individuelle Gutfinden (le bon sens particulier) verteidigt und der freieren spanischen Dichtung vor der regelstrengen italienischen den Vorzug gibt. Sarasin beklagt (1648) die „weichliche, mark- und mutlose, wortklaubende Schreibart“ der Mode, die er mit dem Schmucke und der Freiheit der alten Dichtung auszustatten sich vornimmt. Saint-Amant preist (1653) die Selbständigkeit des dichterischen Schaffens — qu' importe qu' Aristote l'ait ou ne l'ait pas approuvée —, dem freie Wortwahl, ein freier Vers und freier Stimmungswechsel vonnöten sei.

Unter der Führung dieses Libertin Saint-Amant kam gegen 1639 die burleske Dichtung in Schwang, die, aus der Übertreibung der Preziosität entstanden und durch italienische und spanische Vorbilder beeinflußt und bestärkt, das Gegenstück zu Purismus, Prüderie, Feierlichkeit und Regelzwang bildet, da sie den archaischen, vulgären, ja obszönen Ausdruck liebt. Zu Saint-Amant gesellt sich dann um 1643 Scarron. Es bricht eine förmliche Epidemie burlesker Dichtung aus, die in der Frondezeit ihren Höhepunkt erreicht und um 1655 zu erlöschen anfängt. Balzac beginnt den literarischen Kampf gegen sie; Boileau wird ihn zu Ende führen.

Neben der Opposition der burlesken Dichtung sehen wir diejenige der poésie marotique. Nach Voitures Beispiel greifen eine Reihe von Dichtern über Malherbe-Ronsard hinweg auf Marot und Villon zurück, verteidigen und pflegen archaisierend den zehnsilbigen Vers und die alten nationalen Formen des Rondeau, der Ballade und des Triolet.

Wenden wir uns nun zu den lyrischen Gedichten,

die im Kampfe dieser kritischen Meinungen entstanden sind.

Die Lieder, die Malherbe in den Musenalmanachen der Zeit zerstreut veröffentlicht hatte, wurden 1630 von einem Verwandten gesammelt herausgegeben. Es sind etwa 5500 Verse, die sich auf 120 Gedichte verteilen: Sonette, Oden, Epigramme (madrigaux), Chansons (rhythmisch lebhafte Lieder) und besonders stances (Gedichte in vier- bis sechszeiligen, meistens langversigen Strophen). Neben dem Alexandriner und dem Achtsilber (in den Oden) erscheint der Zehnsilber kaum mehr. Malherbes Strophen sind eine bescheidene Auswahl aus dem Reichtum des sechzehnten Jahrhunderts, als dessen Epigone er beginnt. Anfänglich geht er in den Fußstapfen der italienischen Petrarkisten und füllt seine Verse, deren Bau und Reime noch manche Freiheit aufweisen, mit mythologischem Detail. Seit 1605 befolgt er dann peinlich das von ihm vertretene Programm einer puristischen Dichtung. Mühselig disponiert und reimt er Huldigungs-, Liebes- und Trostgedichte, die uns als gereimte Prunkreden, Plaidoyers und Predigten erscheinen, in denen die modischen Antithesen und Metaphern nicht vergessen sind. Malherbe handhabt diese poetische Rhetorik mit seltener Meisterschaft und Korrektheit. Er hat für Ebenmaß und Wohllaut des Verses das Ohr des Künstlers. Ein Poet ist er nicht. Er ist steril und kalt. Er besingt mit derselben Virtuosität fremde Gefühle wie die eigenen. Ja, er gibt sein Bestes, wenn er bestellte Ware liefert. Er sucht seltene Reimwörter, um auf seltene Ideen zu kommen. Umsonst. Auch das seltene Reimwort wandelt sich in der Hand dieses Midas zum Gemeinplatz. So gebraucht er Memphis dreimal im Reim, immer mit fils und

immer, um zu sagen, daß der fils des Königs seine Eroberungen bis Memphis ausdehnen werde. Schon Théophile spottet über solche Armseligkeit:

Ils travaillent un mois à chercher comme à „fils“
Pourra s'apparier la rime de „Memphis“.

Malherbes Poesien sind eine Sammlung von harmonisch, beredt und wohlgeordnet, aber auch einförmig ausgedrückten Gemeinplätzen. Sie sind wahrer Empfindung bar, aber voller Geistreicheleien und mit einigen Dutzend wundervoller Einzelverse durchsetzt.

Von seinen Getreuen ist Honorat de Bueil, Seigneur de Racan (1589—1670) der bekannteste. Als siebzehnjähriger Page lernt er den fünfzigjährigen Hofpoeten kennen und schließt sich ihm, „wie ein Sohn dem Vater“, an. Racan hatte keine gelehrte Bildung genossen und liebte es, von seiner „Unwissenheit“ zu sprechen. Er war durch die Überlieferung seines Hauses zum Hof- und Kriegsdienst bestimmt, der ihm, dem linkischen, stotternden und schüchternen Menschen, nur Mißerfolge und Enttäuschung versprach und einbrachte. Er wandte sich dichterischer Arbeit zu, für welche er unleugbares Formtalent und eine Originalität hatte, die wesentlich in einem echten und lebhaften Naturgefühl ruhte, nach dessen freiem und ungehemmtem Ausdruck seine Neigung ging. Den größten Teil seines Lebens verbringt er als „roi de mon village“ in seiner Touraine. Seine Originalität ist indessen nicht sehr kräftig. Er ist indolent und mit Vorliebe nachempfindend. Er geht, nachahmend, auf der Spur der ländlichen Modedichtung, holt seine Anregungen bei Vergil, Tasso, Guarini, Desportes und wird eine Beute des regelstrengen Malherbe. So kann ihn Marie de Gournay

höhnisch „le singe de Malherbe“ nennen. Der Poet wird zum Rhetor, der harmonische Prosa in kunstvolle Metren gießt und sein Naturgefühl in den Dienst galanter Huldigung stellt. Er, der Sänger des Waldes und des Erntefeldes, jammert über die verheerende Überschwemmung der Loire, weil sie — ein zärtliches Stelldichein stört (nach Ovid, Am. III, 6). Seiner natürlichen Vorliebe für den malerischen, volkstümlichen Ausdruck legt er Fesseln an und ersetzt ihn, nachbessernd, durch den farblosen, anspruchsvollen. Doch sind auch so seine wohlklingenden Verse noch reich an kräftigen Worten und Bildern. Er preist den Landmann

.... dont la main robuste au metier de Cérès
Fasse ployer le soc en fendant les guerets;

beklagt die Ehrgeizigen und

Leur plus bel âge, qui s'écoule
Dans les soins et dans les regrets
De vivre à l'ombre dans la foule
Comme les houx dans les forêts.

Seine Stances sur la retraite (um 1618), ein Lied auf ländliche Arbeit und Weltfernheit (solitude), sind harmonischer und wahrer als Desportes' Bergerie, der sie folgen, und poetischer als irgendein Gedicht Malherbes. Unter dem Einfluß seiner streng kirchlichen Gattin wendet sich Racan nach seiner Heirat (1628) fast ganz der religiösen Dichtung zu. Seine Psalmenbearbeitung (32 Stück 1651, der Rest 1660, im ganzen 10000 Verse) ist, wie er selbst sagt, „eine Paraphrase von Paraphrasen“. Unter dem Beifall der Akademie war er „darauf bedacht, die Psalmen den Damen und der feinen Gesellschaft angenehm zu machen“. Er ersetzt deshalb die jüdischen Züge durch französische, macht aus David einen Ludwig, dem auch die

Kanonen der Feinde nichts anhaben können (Psalm XIX). Auch hier sind es die bukolischen Stellen und die elegischen Partien, die inmitten des rhetorischen Pathos den Poeten verraten. — Racans dichterische Laufbahn ist lang. Er, der einst mit dreißig Jahren die Friedensliebe Marias von Medici gefeiert, besang, ein Siebziger, die Siege Ludwigs XIV.

Der Formalismus der Malherbeschen Poetik ist seiner Natur im Grunde ebenso zuwider, wie die Feierlichkeit der Balzacschen Stilistik. Nachdem er 1625 Balzac in einer Ode verherrlicht, lehnte er dreißig Jahr später seine Gespreiztheit in einem Briefe spöttisch ab, und nachdem er gegen Malherbe gelegentlich einige bescheidene Freiheiten hartnäckig verteidigt, glaubt er 1654 sagen zu dürfen:

„je me suis toujours opposé aux gênes
où l'on voulait mettre notre poésie."

Racan ist ein Beispiel dafür, wie wirkliche poetische Begabung nur widerstrebend die neuen Fesseln trug. —

Die Poesie wird in dieser Zeit zur beliebtesten Form gesellschaftlicher Unterhaltung, zur Etikette. Eine große Zahl geistreicher und formgewandter Männer und Frauen üben sie. Ihren Namen begegnet man gelegentlich in den satirischen Versen der späteren Zeit, Boileaus und Molières. Da ist der galante Abbé Cotin, der phantasievolle Jesuitenpater Lemoyne, der weiche, sinnliche Claude de Malleville der sinnreiche Georges de Brébeuf, der zarte Segrais, der frivole Boisrobert, der sprühende Benserade, Théophile, Voiture, Sarasin — poetische Höflinge, deren Kunstideal ja freilich nicht immer dasjenige Malherbes ist. Man könnte sie die normandische Dichterschule nennen. Fünf der Genannten, Brébeuf, Ben-

serade, Sarasin, Boisrobert und Segrais, stammen aus der Normandie, die beiden letzten aus der Stadt Caen, welche

> célèbre et superbe
> Entre ses citoyens compte le grand Malherbe.

Die Themata dieser Dichtung sind Galanterie und höfische Verherrlichung.

In der Vorrede zu seinen Eklogen (1658) sagt Segrais, er habe dieselben mehr galant als ländlich gestaltet, weil der Geschmack der Damen und der Hofgesellschaft das vorziehe. „En cela je leur ai fait un sacrifice volontaire de mes propres sentiments.“ Die persönliche Empfindung hat in dieser Lyrik zurückzutreten. Nicht aus der Tiefe des Herzens fließt sie, sondern aus den Bedürfnissen des gegesellschaftlichen Lebens. Sie ist ein konventionelles Spiel, dessen Einsatz der höfische Ruf ist. Dabei bemühen sich die Grandseigneurs nicht selbst an den grünen Tisch, sondern überlassen „das Geschäft“ gegen Provision ihren poetischen Kommissionären. Diese Autoren leben vom Besingen fremder Gefühle und Interessen; sie verrichten eine unpersönliche, unlyrische Arbeit, die Théophile in der Epistel an Du Fargis abschwört,

> Tant il est malaisé d'écrire pour autrui.

Wenn Richelieu eine Statue erwirbt, so entfesselt dieser Kauf ein Gewitter ihrer Sonette und Madrigale. Im Wettbewerb behandeln sie gewisse traditionelle Themata, wie z. B. „Die schöne Frühaufsteherin“ (La belle matineuse), die natürlich Philis heißt und gegen deren Glanz Frührot und Sonne verblassen, oder „Die schöne Bettlerin“, die auch Philis heißt und „im April ihres Lebens“ steht. Nichts wirklich Geschautes, keine Ergriffenheit des Dichters beim

Anblick der in Lumpen gehenden, der Schande verfallenden jugendlichen Schönheit — es fehlt die Humanität. Die Dichtung ist kein Erlebnis. Nur selten begegnet man einem intimen Gedichte, auf den Tod der Gattin oder eines Freundes, und auch hier wuchert die Rhetorik. Die Naturschilderungen machen in ihrer Geistreichelei und ihrer Operettenmythologie den Eindruck der Travestie. Selbst der Wald wird zum Salon — zum salon touffu des Nymphes — und der Teich zum Tränenbassin, in welchem Amoren sich baden. Auch die religiösen Themata werden zum Gegenstand der poetischen Tändelei und Galanterie. Die reuige Sünderin Maria Magdalena erscheint als das typische Opfer solcher Kunstübung. Diese Unschicklichkeit erregt Pascals Zorn, der sie aus Anlaß von Lemoynes Hymne à la pudeur eine bouffonerie impie schilt.

In dieser Gesellschaft gilt ein zierliches Verslein als ein Ereignis und leidenschaftlich wird 1648 um die Frage gekämpft, ob Benserades Sonett auf Hiob oder Voitures Sonett auf Urania vorzüglicher sei.

Nos Uranins ligués contre nos Jobelins:
Ce sont Guelfes nouveaux et nouveaux Gibelins,

spottet Corneille. Dieses Virtuosentum feiert Triumphe mit der Rätselpoesie, in welcher Cotin sich auszeichnet, und in der Mode der sogenannten boutsrimés: es gilt auf 14 gegebene, möglichst seltsam gewählte Reimwörter (boutsrimés), wie z. B. chicane, capot, pot, soutane usw., ein Sonett über ein bestimmtes Thema, den Tod eines Papageien oder den Sieg von Sainte-Menehould zu machen.

In diesen Formenspielereien werden die traditionellen Metaphern immer neu kombiniert. Quand ces auteurs

viennent encore dire qu'ils ont asservi leur raison en une adorable prison, je voudrais avoir la liberté de les élargir afin qu'ils me laissassent en repos, schreibt Brébeuf.

> Ce style figuré dont on fait vanité
> Sort du bon caractère et de la vérité:
> Ce n'est que jeu de mots, qu'affectation pure,
> et ce n'est point ainsi que parle la nature,

schilt Alceste 1666. Das ewige Einerlei dieser poetischen Nippsachen, dieser gelanten Formeln und konventionellen Naturschilderungen, erklärt es, daß Chapelain in einer akademischen Rede (Contre l'amour, 1635) gegen die dichterische Auffassung der Liebe zu Felde zieht, und Saint-Evremond in einem kritischen Aufsatz (um 1670) die Naturschilderung als poetisch unfruchtbar bezeichnet!

Diese Dichter verschmähen das Volkslied, doch legen sie ihren zärtlichen Versen gerne dessen Melodien in künstlicher Harmonisierung zugrunde.

Viel Geistreichtum, viel feine Empfindung für harmonische Rede und kunstvollen Versbau ist in diesen Gedichten und Gedichtchen verschwendet, die alle auf Pointen zugespitzt sind. Diese Salondichtung ist wesentlich epigrammatisch.

Am lebendigsten erscheint sie, wo sie scherzt und spottet. Der Scherz rettet manches Kompliment, und manche Torheit gibt sich liebenswürdig, wenn sie mit schalkhafter Selbstironie vorgetragen ist. Freilich wird diese poésie badine nicht nur leicht burlesk, sondern in ihrem Spott auch recht unfein. Wohl gefallen mag uns heute noch oft das Geplauder der poetischen Epistel, die eifrig gepflegt wird.

Wirklich lyrische Art findet man in den Gedichten, die

aus salonfeindlicher Stimmung fließen, über die Sklaverei und Nichtigkeit des höfischen Lebens klagen, das Lob ländlicher Ungebundenheit singen und ernster christlicher Selbsteinkehr das Wort leihen. Doch macht sich auch hier der Mangel an Eigenart geltend. Der Preis ländlicher Freiheit bewegt sich auf den Spuren Vergils und Horazens. Die religiöse Dichtung klammert sich an die Psalmen, an liturgische Gesänge. Sie rankt sich an fremden Worten und Empfindungen empor, wie der Spalierbaum, dessen Zweige zu kunstvollen Figuren gezogen werden: Spalierpoesie. 1651 veröffentlicht Corneille den ersten Teil einer Übersetzung der Imitatio Christi und mit neuem Eifer wendet er sich dieser frommen Arbeit nach dem Mißerfolg seines Pertharite zu, so daß 1656 die 13200 Verse der vollständigen Übertragung erscheinen. Sie erringt einen großen buchhändlerischen Erfolg. Viel metrische Kunst findet sich in dem Strophenreichtum dieser frommen Verse, deren Nachempfindung indessen der schlichten Innigkeit des Originals nicht ebenbürtig ist.

Das hervorragendste lyrische Denkmal religiöser Inspiration sind zweifellos Brébeufs Entretiens solitaires ou prières et méditations pieuses en vers français (1660). Die 28 Gedichte sind während schwerer Krankheit entstanden; les méditations d'un malade nennt er sie in der Vorrede. Es sind Lieder der Weltflucht, der Reue und des Trostes, der Zerknirschung und des Jubels. Von kraftvoller Eigenart ist z. B. der sechste Entretien, ein Lied des Dankes an den Schöpfer, dem der Mensch in seiner Sündhaftigkeit mit Undank lohne. Warum riefst du mich ins Leben? fragt der Dichter. Warum nicht statt meiner eine sündlose Bestie, die sich nicht auflehnt?

Gerade dieses Gedicht zeigt deutlich Anklänge an den Spanier Luis de León (Conocimiento de sí mismo), dessen Höhe freilich Brébeuf nicht erreicht. Emphase und Rhetorik gemahnen an Corneille und überwuchern oft den Ausdruck persönlicher Empfindung. Ängstlich ist der Dichter in der Vorrede bestrebt, seine korrekten Verse in den Dienst des theologischen Gemeinplatzes zu stellen und ihre Orthodoxie zu erweisen.

Freier und abwechselungsreicher ist die Kunst von Malherbes Gegnern.

Der ältere Régnier, der bei der Kunstübung Desportes' bleibt, schreibt lebensvolle Satiren, die in keckem, pittoreskem Ausdruck mit eigener unvergeßlicher Bildlichkeit ausgestattet sind.

Die jüngeren Libertins, wie Théophile, Sarasin, Saint-Amant, Voiture entschädigen sich für den Zwang, mit dem der beginnende literarische Absolutismus sie bedrängt, durch mancherlei poetische Ungebärdigkeit. Der eine ergeht sich ungezwungen im freien Wechsel der dichterischen Stimmungen, greift zum Thema des nächtlichen Schreckens und mischt das Gruseln in den Scherz seiner Elegie. Der andere schildert auf der Spur der Italiener, wie Berni und Lasca, das Leben als Karneval, und entwirft in reicher, origineller Sprache Bilder aus dem literarischen Zigeunertum, die gleichsam von Wein- und Fettflecken eingerahmt sind. Der gibt seinen Versen etwas von dem kräftigen, herben Erdgeschmack der spanischen Lyriker: Góngoras, Castillejos, Lopes Verse klingen in seinem Ohr. Voiture schafft im muntern Geplauder des alten Rondeau nach Marots Art kleine Meisterstücke des Witzes und der Anmut:

Rondeau.

En cas d'amour, il ne faut jamais être
Faible ni lent. Mais faut toujours paraître
Prompt, vigoureux, soumis entièrement,
Pleurer, gémir, servir fidèlement,
Donner beaucoup et de peu se repaître.
Quant est de moi, si je me sais connaître,
N'étant avare, audacieux ni traître,
Je devrais bien réussir aisément
En cas d'amour.
J'ai quelque esprit, et l'on me tient grand maître
En ces poulets que les amants font naître.
Je fais des vers assez passablement,
Et quelquefois je parle galamment
Mais, après tout, je suis un pauvre prêtre
En cas d'amour.

Er versucht sogar in altfranzösischer Sprache zu schreiben. Der kranke P. Scarron schafft sich durch den Gegensatz der Tragik seines Schicksals und des Humors seiner Klagen eine wirkliche Originalität als ein genialer Bettler.

Lange ergötzte sich das Jahrhundert an der ungebundenen unpuristischen Art dieser Dichter und gewährte ihren Versen in seinen Musenalmanachen einen Platz. Dann aber treten sie zurück. Der große Künstler, der die Freiheitsrechte des Poeten vor dem Absolutismus Malherbes und Boileaus hätte retten können, kam nicht. Und so trat an die Stelle der lyrischen Poesie die lyrische Rhetorik des Klassizismus.

Erst als zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die Romantik Vers und Sprache befreite, zog die lyrische Dichtung wieder in Frankreich ein.

Molières Hoffestspiel vom Tartuffe (1664).[1])

Wir kennen den 'Tartuffe' Molières nur in der endgültigen fünfaktigen Form, in der das Stück nach langen Kämpfen im Frühjahr 1669 zur öffentlichen Aufführung kam.[2])

Die Uraufführung aber hat fünf Jahre zuvor, im Mai 1664, aus Anlaß von Hoffestlichkeiten im Schloß zu Versailles vor dem König stattgefunden und weitere Aufführungen waren sofort inhibiert worden.

In dieser Uraufführung war das Stück dreiaktig.

Das versichert uns Charles Varlet genannt Lagrange. Lagrange war Mitglied der Molièreschen Truppe.

---

[1]) [Vortrag in der Preuß. Akademie der Wissenschaften gehalten am 6. November 1913. Vgl. Sitzungsberichte S. 919, wo ein späteres Erscheinen der Abhandlung angekündigt ist. Zum Abdruck kommt sie hier nach der zur Hälfte druckfertigen Redaktion Morfs; der Rest mußte nach stenographierten Entwürfen über Lagranges Arbeitsweise und La Thorillières Register und nach den stenographierten Mss. der Vorträge in der Akademie und in Herrigs Gesellschaft vom 12. Juni 1914 ergänzt werden, möglichst überall in Morfs eigener Formulierung. Um dem Ganzen einen Schluß zu geben, habe ich Morfs zusammenfassendes Selbstreferat in den Sitzungsberichten S. 919 angefügt].

[2]) Ich zitiere Molières Werke nach der Ausgabe Despois-Mesnard in der Sammlung der Grands écrivains de la France, deren vierter Band Tartuffe samt Anlagen enthält.

Er war ihr erster Liebhaber und war in Versailles 1664 dabei.[1]) Von ihm besitzen wir unschätzbare Notizen, in denen von Ostern 1659 bis August 1685, also 26 Jahre lang, für jeden Tag verzeichnet ist, was die Truppe spielte, welches ihre Einnahme und der Anteil des einzelnen sociétaire war.

Diesen Extrait des recettes et des affaires de la Comédie nennen wir kurz das Registre de Lagrange.[2]) Da heißt es, daß die Truppe am letzten April 1664 auf Befehl des Königs nach Versailles gegangen und dort bis zum 22. Mai, also volle drei Wochen geblieben sei; daß sie dort bei den Hoffestspielen unter anderem trois actes du Tartuffe aufgeführt habe. Und dazu fügt Lagrange ausdrücklich hinzu: qui étaient les trois premiers.[3])

Und nun vergegenwärtige man sich das fünfaktige Stück, dessen drei erste Akte 1664 zu Versailles gespielt worden sind:

---

[1]) Über Lagranges Anwesenheit in Versailles im Mai 1664 cf. Despois Mesnard IV, 236; 238. Ich führe solche 'urkundliche' Belege für den Leser nach der leicht erreichbaren Ausgabe Despois-Mesnard und nicht nach den Originalen an; indessen habe ich sie an diesen Originalen nachgeprüft.

[2]) Das Registre ist 1876 durch Ed. Thierry im Auftrage der Comédie Française in einem vornehmen Quartbande herausgegeben worden. Die Literatur zu seiner Geschichte verzeichnet Despois-Mesnard XI, 178.

[3]) Ebenso über die Aufführung in Villers-Cotterets am 20. September 1664 et les trois premiers actes du Tartuffe. — Das Registre de la Thorillière, dessen ersten Teil Monval gedruckt hat (cf. Despois-Mesnard I p. III n. u. XI, 225) und dessen zweiter Teil (1664) noch im Archiv der Comédie Française ruht, gibt über die visites keine Auskunft.

Im Hause des Herrn Orgon ist der Unfriede eingezogen.

Der kirchlich gesinnte Herr ist bei seiner kirchlichen Betätigung mit einem armen Teufel in Berührung gekommen, dessen ostentative Frömmigkeit sein Herz gewann. Er hat den frommen Hungerleider in sein Haus aufgenommen und da herrscht dieser faux dévot nun als Zensor, als ob ihm ein förmliches Sittenamt, ein Auftrag der inneren Mission verliehen sei.

Natürlich ist die Jugend des Hauses ihm gram. Sie trägt schwer an dieser weltfeindlichen Aufsicht und Schnüffelei und hält auch die Kirchlichkeit des Gastes nicht für echt.

Daher der Unfriede. Diese Jugend besteht aus den beiden erwachsenen Kindern des Orgon: Damis und Marianne, und seiner zweiten Frau, Elmire, die, jugendlich, elegant, aus Orgons Haus ein Zentrum gebildeter Geselligkeit gemacht hat. Ab und zu erscheinen im Hause auch Elmires Bruder, Cléante, ein kluges Weltkind und Mme. Pernelle, Orgons Mutter. Eine muntere Dienerin, Dorine schürt mit spitzen Reden die Auflehnung gegen den verdächtigen Tartuffe und hilft Marianne sich für ihre Liebe wehren, denn die Tochter des Hauses ist mit Valère verlobt.

Tartuffes Person erfüllt die Wortkämpfe des ganzen ersten Aktes. Er selbst tritt nicht auf. Er ist abwesend und doch allgegenwärtig. Auch im zweiten Akt erscheint er nicht selbst. Aber der verblendete Vater Orgon sorgt dafür, daß wir den in Reserve gehaltenen faux dévot von einer neuen Seite kennen lernen. Vater Orgon schlägt nämlich seiner Tochter Marianne den Tartuffe als Gatten vor. Dem vor Entsetzen sprachlosen Mädchen

springt Dorine mit schnippischen Reden bei, die schließlich den polternden Vater in die Flucht treiben. Valère erscheint, um von seiner geliebten Marianne sich die Gewißheit ihrer Treue zu holen .... ein Mißverständnis läßt ihn zweifeln; man schmollt, man bricht, man versöhnt sich in einer Folge von scènes de brouillerie et de raccommodement, wie sie Molière mit seinen Liebesleuten wiederholt gebildet hat.

Damit schließt der zweite Akt, der ganz der Herzensangelegenheit Mariannens gewidmet ist, mit zwar reizenden, aber doch etwas langen Szenen, deren Folge den Eindruck des Füllsels macht. Sie sind gewiß liebenswürdig und wirksam — aber ein hors-d'œuvre, und der so geleitete zweite Akt lenkt die Aufmerksamkeit des Hörers nun gänzlich auf die Frage: wer wird das Mädchen kriegen? Das ist aber eine völlig sekundäre Frage, der bloß durch die breite Ausführung des zweiten Aktes vorübergehend ein unverhältnismäßiges Gewicht gegeben wird.

Der zweite Akt unterbricht die strenge Entwickelung des Ganzen und zwingt das Interesse des Hörers auf Nebendinge.

Im dritten Aufzuge erscheint Tartuffe selbst. Während Frau Elmire in einer Zusammenkunft ihn zu bewegen sucht, daß er auf die Hand Mariannens verzichte, macht er ihr eine in fromme Redensarten gehüllte Liebeserklärung, denn

... pour être dévot, je n'en suis pas moins homme

und verspricht ihr

De l'amour sans scandale et du plaisir sans peur.

Der junge Damis hat die Worte gehört und enthüllt des Gastes Schändlichkeit dem hinzutretenden Orgon.

Tartuffe scheint vernichtet. Doch rettet er sich durch heuchlerische Bußfertigkeit, und der unbelehrbare Orgon sinkt vor dem vor ihm knienden Tartuffe selbst aufs Knie: ein Bild ungeheurer Komik. Damis aber, der das Knie zu beugen sich weigert, wird vom Vater mit dem Stocke bedroht, aus dem Hause gejagt, enterbt, verflucht. Den Tartuffe jedoch bestimmt Orgon zu seinem Schwiegersohn und Erben und verschreibt ihm sein ganzes Besitztum. Der quittiert über die Hand der Tochter und den Reichtum des Hauses mit dem salbungsvollen Wort

La volonté du Ciel soit faite en toute chose!

So steht Tartuffe am Schluß des dritten Aktes auf der Höhe seiner Macht, nachdem einen Augenblick sein Sturz unvermeidlich geschienen. Die Meisterschaft seiner Heuchelei hat ihn erhöht und er herrscht en maître in einem Hause, dessen Sohn und Erbe seinetwegen verstoßen, dessen Tochter ihm zugesagt ist, während er noch auf die Küsse der schönen Hausfrau hofft. Und diesen Triumph der Schändlichkeit stellt er in den Dienst des Himmels mit dem frechen Wort

La volonté du Ciel soit faite en toute chose!

Hier würde also, mit diesem Siege der Heuchelei und diesem verletzenden Wort, das Festspiel geschlossen haben.

Im vierten Akt behauptet Tartuffe die erschlichene Position mit weitern heuchlerischen Redensarten von den intérêts du ciel, die ihn leiten. Da greift die kluge unbentschlossene Elmire zum Äußersten, um sich und ihr Haus dieses Schädlings zu erwehren: Sie lockt Tartuffe in die Falle eines zärtlichen Stelldicheins und der unter dem Tisch versteckte Gatte Orgon ist Zeuge, wie Tartuffe seine Frau mit frechen Worten bedrängt und ihrem Hinweis auf die

Gebote des Himmels mit gleisnerischen Worten begegnet; wie er Sünde und Gemeinheit mit salbungsvollen Wendungen zurechtredet, da man ja mit dem Himmel sich schon verständigen könne:

.... on trouve avec lui des accommodements.

Es fällt Orgon wie Schuppen von den Augen; er jagt den Schurken aus dem Hause. Der aber dreht den Spieß um und, auf die Schenkung pochend, erklärt er: C'est à vous d'en sortir — hier bin ich der Herr.

Und das scheint im fünften Akt wahr zu werden. Der Ruin des Hauses Orgon scheint unvermeidlich. Schon zieht Tartuffe, von einem königlichen Beamten begleitet, als Herr ein — als dieser Beamte sich plötzlich gegen ihn wendet und im Namen des Königs — rex ex machina! — verkündet, daß Tartuffe als Schurke erkannt und verhaftet sei:

Nous vivons sous un prince ennemi de la fraude,
Un prince dont les yeux se font jour dans les cœurs...

und die aus aller Not Befreiten brechen auf, sich dem König zu Füßen zu werfen:

Allons à ses pieds avec joie
Nous louer des bontés que son cœur nous déploie.

Die Lösung ist gründlich — der Knoten wird durch königlichen Eingriff durchschnitten. —

Vergegenwärtigt man sich diesen Inhalt und Aufbau des Stückes, so erscheint es nicht glaubhaft, daß 1664 vor dem Hofe nur die drei ersten Akte aufgeführt worden seien, d. h. ein Stück, das zunächst aus zwei vorbereitenden Akten besteht, in denen der Held gar nicht auftritt und das dann im dritten Akt diesen schurkischen Helden auf die Höhe eines empörenden Triumphes führt, um hier abzubrechen.

Das scheint eine künstlerische Unmöglichkeit zu sein.

Und doch steht auf der andern Seite das ausdrückliche Zeugnis eines Augenzeugen, Lagranges, eines der Intimen Molières, der den Valère gespielt hat.

Ich habe dieses Problem immer als ein besonders quälendes empfunden.

Die bisherigen Molièreerklärer haben sich, freilich nicht ohne eine gewisse Schwierigkeit zu erkennen, resolut an das Zeugnis Lagranges gehalten.[1] Sie halten die Möglichkeit fest, daß ein solcher Torso aufgeführt worden sei bei solcher Gelegenheit. Ich verkenne meinerseits die Schwierigkeit nicht, auf Grund von innern Kriterien gegen die formidable Autorität eines solchen direkten Zeugnisses anzugehen und 250 Jahre nach dem Ereignis das Wort des Augenzeugen zu widerlegen, und doch glaube ich, daß es hier einen Weg gibt, der zum Ziele führt.

Dabei präzisiere ich gleich meine Stellung dem Zeugnis gegenüber:

Ich bezweifle gar nicht, daß das Stück in der Uraufführung dreiaktig gewesen sei. Meine Zweifel gehen gegen die Versicherung, daß diese drei Akte den ersten Akten der gegenwärtigen Redaktion entsprechen, daß also das Stück unvollständig gewesen und in der Mitte der Handlung abgebrochen habe.

Ich halte dies für künstlerisch unmöglich.

---

[1]) Ich nenne nur Despois-Mesnard IV, 274ff. und Mangold, Molières Tartuffe, Berlin 1881, p. 72; 79. Dabei darf ich darauf hinweisen, daß meine abweichende Meinung schon aus dem Aufsatz über Molière Aus Dichtung und Sprache der Romanen I, 203f. erhellt.

Ich halte es für materiell unmöglich, bei einem Hoffest solchen Glanzes ein unfertiges Stück zu bieten.

Ich halte es für unmöglich, daß Molières Kunst so versagt habe und er außerstande gewesen sei, das Stück zeitig fertigzumachen, er, der ganz andere Schwierigkeiten in seinen Hoflieferungen überwand.

Ich konstatiere, daß keiner der zeitgenössischen Berichte: die Gazette vom 17. Mai[1]), Loret vom 24. Mai (Despois-Mesnard IV, 281), die offiziöse Relation der Plaisirs de l'Ile enchantée von der wahrhaftig ungewöhnlichen Tatsache, daß ein halbfertiges Stück gespielt worden sei, spricht. Alle berichten von einem ganzen Stück. Und Molière selbst redet in seinem ersten Placet[2]) so, daß man nicht auf den Gedanken kommen kann, er spreche von einem unvollständigen Stück; und dieses erste Placet ist vom Sommer 1664, es ist redigiert zu einer Zeit, als das Stück noch dreiaktig war und dreiaktig gespielt wurde.

Daß Tartuffe ein Hoffestspiel ist, steht in jeder Schulausgabe zu lesen, doch scheint, daß die Literarhistoriker diesem Charakter des Stückes nicht genügend Rechnung getragen haben.

In jenen Maitagen 1664 gab der lebenslustige sechsundzwanzigjährige König Ludwig XIV. in dem damals noch kleinen Versailles ein siebentägiges prunkhaftes Hoffest, das von Mit- und Nachwelt als eine Huldigung für die Lavallière aufgefaßt worden ist: Les plaisirs de l'Ile enchantée.

Vier von den sieben Festabenden waren durch Aufführung Molièrescher Stücke ausgefüllt: der zweite, fünfte,

---

1) Cf. S. 78 Anm. 3.

2) Despois-Mesnard IV, 385ff.

sechste und siebente. Am fünften und siebenten Abend wurden schon ältere Festspiele aufgeführt: Les Fâcheux und Le mariage forcé. Der zweite und der sechste Abend sahen zwei Premièren Molières: La princesse d'Elide (Donnerstag den 8. Mai) und das Stück, dessen Held Tartuffe ist und das damals auch als 'L'hypocrite' bezeichnet wurde (Montag den 12. Mai).

Molière hatte gewiß das heikle Thema religiöser Heuchelei nicht ohne Vorwissen und Zustimmung des Königs auf die Festspielbühne gebracht. Im offiziösen Festbericht, von dem unten näher die Rede sein soll, heißt es denn auch zum 12. Mai: Le soir Sa Majesté fit jouer une comédie nommée 'Tartuffe' que le Sieur de Molière avait faite contre les hypocrites: Der Dichter und Schauspieler handelte im Einverständnis mit dem königlichen Hausherrn.

Seit Dezember 1662, seit der Aufführung der École des femmes, waren Molière auch in dem Kreise der kirchlich Gesinnten, der dévots, Gegner erstanden. Die naturalistischen Lehren der 'Frauenschule' hatten sie auf den Plan gerufen. Man denunzierte Molière als Feind der Religion. Diesen kirchlichen Heißspornen galt die Satire des Tartuffe. Das Stück ist eine Waffe im Kampfe, den Molières École des femmes entfesselt hatte. Nun hatte gerade damals der junge König durch seine Lebensführung die Mißbilligung der kirchlichen Kreise erweckt. Sie tadelten und er zürnte. Es konnte dem König gefallen, daß Molière in seinem Stücke unbequeme kirchliche Gegnerschaft als der Heuchelei verdächtig darstellte. Molière traf seine und des Königs Gegner zugleich: il faisait sa cour en se défendant. Er war ein geschickter Mann. Er schrieb pro domo sua — et regis. Ich behaupte nicht, daß

der König geradezu der Auftraggeber war, aber der Dichter wußte, daß er die Zustimmung des Königs hatte.

Der König hat die dévots seiner Umgebung 1664 dem Spotte Molières ausgeliefert, wie vorher die Narren (Les Fâcheux) und die Gecken (Marquis in der Critique de l'école des femmes).

Für die rauschenden Feste der Weltlust hat Molière im Tartuffe 1664 ein Spiel verfaßt, das in doppelter Hinsicht der festlichen Aufgabe entsprach: in seiner Komödie feiert die Weltfreude in Orgons Haus einen Sieg über die heuchlerische Kirchlichkeit, und dieser Sieg der Weltfreude wird zur persönlichen Huldigung gegenüber dem Monarchen — denn der König verhilft ihr im Stück zum Siege als rex ex machina. Die Komödie schließt, wie sich für ein Hoffestspiel mehr als für die Kunst schickt, mit einem Hymnus auf diesen rex ex machina, dem sich die befreite Familie Orgon zu Füßen zu werfen anschickt.

Dieser ganz unkünstlerische Schluß des Tartuffe ist aus dem Festspielcharakter des Werkes geboren. Er setzt dem Hoffestspiel die Krone auf: dort sitzt, eine Verkörperung der Weltlust, der junge König, der den Drachen Tartuffe vernichtet hat, und zu dessen Thron Elmire, Marianne, Orgon hineilen, um ihm zu huldigen.

Mir scheint, wenn etwas vom Lustspiel Tartuffe im Mai 1664 zu Versailles aufgeführt worden ist, so gehörte dieser fünfte Huldigungsakt dazu. Darf man von einem Mann wie Molière annehmen, daß er diese höfische Huldigung erst post festum hinzugefügt habe, daß sie eine nachträgliche papierene Studierstubenerfindung sei?

Dieser Huldigungsschluß ist so recht aus der Feststimmung der Plaisirs de l'Ile enchantée geboren!

Wenn es schon nicht glaubhaft ist, daß der Tartuffe von 1664 unfertig gewesen sei und mit dem dritten Akte, dem Triumph des Heuchlers, habe schließen können, so glaube ich noch viel weniger, daß jenem ersten Tartuffe der fünfte Akt, der Huldigungsakt habe fehlen können. Wenn aber der fünfte, eigentliche Festspielakt dabei war, so war auch der vierte da, der in jener heiklen Szene die Entlarvung des Heuchlers bringt.[1])

Da bin ich auf dem Punkte angekommen, wo ich dem Lagrangeschen: trois actes de 'Tartuffe' qui étaient les trois premiers am liebsten entgegenstellte: qui étaient les trois derniers. Aber das heißt vorläufig die Schwierigkeit nicht lösen, sondern einfach durchschneiden. Es bleibt nichts anderes übrig, als mit philologischer Geduld die neben Lagrange bestehenden historischen Zeugnisse zu prüfen: Zeitungsnachrichten, Festberichte, Kampfschriften, Briefe und Molières Werk selbst.

Daß die Aufführung des Tartuffe vom 12. Mai 1664 zu Versailles in Hofkreisen — die ja vielfach ängstlicher sind als die Fürsten selbst — Anstoß erregt hat, wissen wir.

---

[1]) Und glaubt man denn wirklich, daß der vierte Akt ursprünglich gefehlt habe, von dem ja eigentlich die Worte des ersten Placet gelten: comme l'hypocrisie sans doute en est un (sc. vice) des plus en usage, des plus incommodes et des plus dangereux, j'avois eu, Sire, la pensée que je ne rendrois pas un petit service à tous les honnêtes gens de votre royaume, si je faisois une comédie qui décriât les hypocrites, et mît en vue comme il faut toutes les grimaces étudiées de ces gens de bien à outrance, toutes les friponneries couvertes de ces faux-monnoyeurs en dévotion, qui veulent attraper les hommes avec un zêle contrefait et une charité sophistique (Despois-Mesnard IV, 386 f.).

Noch in Versailles, ehe er nach Fontainebleau am 14. abreiste, verbot der König die öffentliche Aufführung.[1]) Um gegen die Angriffe der Hofkreise aufzukommen, wandte sich Molière in Fontainebleau, wohin inzwischen das Hoflager verlegt worden war, an den König, wie ein zeitgenössischer Chronist uns überliefert.[2])

Umsonst. Der König ließ sich überreden, daß das, was für die üppigen Feste zu Versailles geduldet werden konnte, nicht für die Darbietung im öffentlichen hauptstädtischen Theater geeignet sei. So verbot er in den allernächsten Tagen die öffentliche Aufführung des Tartuffe. Dabei machte er selbst allerdings Molière gar keine Vorwürfe. Der Dichter durfte in einer einige Wochen später eingereichten Bittschrift dem König in Erinnerung rufen, daß seine Majestät damals die Güte gehabt habe, ihm zu erklären, daß sie an dem verbotenen Stücke nichts zu tadeln finde (Despois-Mesnard, IV, 388).

Der König sympathisierte — trotz seines Verbots — mit Werk und Autor. Die kirchlichen Parteien aber gaben dem königlichen Verbot eine andere Auslegung. Die erste Nachricht darüber steht in der offiziösen Gazette[3]) schon am Sonnabend den 17. Mai und ihr scharfer Ton verrät deutlich die Erregtheit der Gegner: Der König habe, heißt es da, den Eifer eines ältesten Sohnes der Kirche neulich

---

[1]) Cf. Pierre Roullé im Molière-Museum VI p. 83.

[2]) Loret, cf. Despois-Mesnard IV, 281.

[3]) Recueil des Gazettes nouvelles ordinaires et extraordinaires, relations et récits des choses avenues tant en ce royaume qu'ailleurs pendant l'année mil six cent soixante quatre. A Paris. Du Bureau d'adresse, aux Galleries du Louvre, devant la rue S. Thomas, MDCLXV. Avec privilège.

bewiesen durch sein Vorgehen gegen die Jansenisten und durch das Verbot eines Theaterstückes betitelt L'hypocrite, das er in seiner umfassenden Einsicht jugea absolument injurieuse à la religion et capable de produire de très-dangereux effets (Despois-Mesnard IV, 232).

Und in ihrem Bericht über die Versailler Festtage, den die nämliche Gazette Mittwoch den 21. Mai bringt, übergeht sie die Aufführung des verfehmten Stückes mit Stillschweigen.

Tartuffe scheint unmittelbar nach seiner ersten Aufführung Tabu zu sein.

Außer der offiziellen Relation über die Versailler Feste, die die Gazette brachte, haben wir noch andere Berichte: den brieflichen eines Herrn de Marigny vom 14. Mai 1664, der nur eine Ergänzung der gedruckten Programme sein will und für unsern Zweck nichts ergibt, und den Bericht, der zugleich mit Molières Festspiel La Princesse d'Elide 1664 bei Rob. Ballart zu Paris erschienen ist (Despois-Mesnard IV, 98). In diesem Berichte, dem sicherlich Molière nicht ferngestanden hat, heißt es zum sechsten Festtage, dem 12. Mai:

Le soir, Sa Majesté fit jouer une comédie nommée 'Tartuffe' que le sieur de Molière avoit faite contre les hypocrites; mais quoiqu'elle eût été trouvée fort divertissante, le Roi connut tant de conformité entre ceux qu'une véritable dévotion met dans le chemin du Ciel et ceux qu'une vaine ostentation des bonnes œuvres n'empêche pas d'en commettre de mauvaises, que son extrême délicatesse pour les choses de la religion ne put souffrir cette ressemblance du vice avec la vertu, qui pouvaient être prise l'une pour l'autre; et quoiqu'on ne doutât

point des bonnes intentions de l'auteur, il la défendit pourtant en public, et se priva soi-même de ce plaisir pour n'en pas laisser abuser à d'autres moins capables de faire un juste discernement (Despois-Mesnard IV, 231 f.).

Mit welchem Hasse in diesen Wochen Molière von den kirchlichen Kreisen verfolgt wurde, zeigt das Pamphlet eines Pariser Geistlichen, Pierre Roullé[1]) vom August 1664. Molière wird darin als ein Teufel in Menschengestalt bezeichnet, als le plus signalé impie et libertin qui fût jamais dans les siècles passés, der den Tod durch das Feuer verdient habe: le feu même avantcoureur de celui de l'enfer. Das Pamphlet ist besonders deshalb interessant, weil man aus seinen Worten ersieht, welche Personen, welche Institution man durch die Komödie getroffen sah, deren Ziel es sei, die katholische Religion zu vernichten en blâmant et jouant sa plus religieuse et sainte pratique qui est la conduite et direction[2]) des âmes et des familles par de sages guides et conducteurs pieux. Die Komödie beleidige les sacrements et les officiers les plus nécessaires au salut, d. i. die Institution des Gewissensrates, des kirchlichen Leiters einzelner und ganzer Familien, der durchaus nicht notwendig ein Geistlicher zu sein braucht.

Wir wissen, daß gerade in jenen Jahren eine geheime Gesellschaft für innere Mission in Paris — mit Filialen in der Provinz — bestand, la Compagnie du Saint-Sacrement, aus Laien und geistlichen Mitgliedern gebildet, die

[1]) Abgedruckt im Molière-Museum VI; cf. besonders Seite 83 f.

[2]) Als directeur wird Tartuffe im Stücke selbst bezeichnet (v. 188).

sich zur Aufgabe machten, gefährdete Individuen oder Familien ausfindig zu machen und zu leiten: eine Art Geheimkomitee für öffentliche und private Moral, eine geheime Sittenpolizei mit Detektivinstitut, welche die Gegner la Cabale des dévots nannten.[1]) Die Wirksamkeit der Compagnie du Saint-Sacrement hatte zu Skandalen geführt, zu Übergriffen auf das Gebiet der weltlichen Jurisdiktion, und das Aufsehen der Staatsgewalt erregt, die ihr seit Mazarin (1658) auf den Leib rückte. Mit besonderer Energie tat das Colbert 1665, unter dessen Druck sie ihre Zusammenkünfte einstellte. Der König selbst war ihnen wenig günstig gesinnt.

Es ist ganz unzweifelhaft und heute wohl allgemein zugegeben, daß Molière an diese verhaßte Cabale gedacht hat, als er seinen Gewissensrat Tartuffe bildete, und es ist bezeichnend, daß Pfarrer P. Roullé ein Mitglied der Cabale des dévots war. Der mußte wissen, ob der Hieb saß.[2])

---

[1]) Cf. Archiv f. d. Stud. d. n. Spr. CXXII, 346 ff. Die neueste Publikation zur Cabale des dévots ist M. Souriaus La Compagnie du Saint-Sacrement, Paris 1913. Der Verfasser dieser Schrift apologetischer Tendenz wirft manchen mißbilligenden Seitenblick auf Molières Tartuffe. Von der Parteien Gunst und Haß verzerrt, schwankt das Charakterbild der Compagnie in der Geschichte: für mich handelt es sich hier nicht darum, Stellung zu nehmen und Recht oder Unrecht der Molièreschen Satire zu beurteilen. Ich kann mich begnügen, festzustellen, daß diese Satire auf die Compagnie geht.

[2]) Molière braucht im Tartuffe denn auch wiederholt das Wort cabale im Munde des Cléante mit deutlicher Spitze gegen Tartuffes Praktiken und fast wie einen Eigennamen (v. 397; 1705; cf. das zweite Placet Despois-Mesnard IV, 392 und den

Der Jesuitenpater René Rapin bezeugt überdies in seinen Memoiren ausdrücklich, daß der König, dem die Leute der Compagnie seit Mazarins Zeiten verdächtig waren, sie dann durch Molière auf die Bühne bringen ließ, um sie in Verruf zu bringen: pour les décrier (le roi) les fit jouer quelques années après sur le théâtre par Molière[1]) — was vortrefflich zum Wortlaut des offiziösen Festberichts von 1664 stimmt: Sa Majesté fit jouer une comédie .... que le sieur de Molière avoit faite contre les hypocrites.

So verfolgt und geschmäht wendet sich Molière im nämlichen August 1664 in einer ersten Bittschrift (Placet) an den König. Er erklärt darin, daß er nicht die wahre, sondern die falsche Kirchlichkeit in seinem Stücke angegriffen und alles getan habe, Mißverständnisse zu vermeiden und die wahre von der falschen dévotion zu scheiden. Um die Öffentlichkeit von dem Unrecht zu überzeugen, das ihm die Insulten des Pfarrers Roullé zufügten, sollte er eben das Stück öffentlich aufführen dürfen.

Aber Molière erreichte nichts.

Indessen ließ der König sich den Dreiakter nochmals vorspielen: bei seinem Bruder in Villers-Cotterets am 25. September 1664 und bestätigte damit, daß er für seine Person nichts gegen das Stück einzuwenden habe. Zwei Monate später, am 29. November 1664, wurde auf Schloß

Dom Juan V p. 194; dann auch die Lettre sur la comédie de l'Imposteur IV, 552 und die Lettre sur les observations etc. V, 252 f.).

[1]) Mémoires du P. René Rapin de la Compagnie de Jésns sur l'Eglise et la Société, la Cour, la Ville et le Jansénisme, 1644—1669. Publié p. L. Aubineau. Paris 1865. 3 voll. (I, 293/4).

Le Raincy bei Condé 'Tartuffe' en cinq actes gespielt. Darnach hätte Molière sein Lustspiel zwischen Ende September und Ende November 1664 von drei Akten auf fünf Akte gebracht.

Ein fünfaktiger Tartuffe hat also schon im November 1664 vorgelegen.

Ein Jahr geht ins Land. Molière läßt den Dom Juan aufführen, der einen neuen Sturm erregt. Im Streit um den Dom Juan kommt einer der Verteidiger des Dichters auf den Tartuffe zu sprechen und sagt im Juli 1665, daß die Frommen gegen das Stück intrigiert hätten, ehe es auch nur halb fertig gewesen sei: ils ont cabalé avant que la pièce fût à moitié faite (Despois-Mesnard V, 253). Es ist das die erste Stelle in der Literatur, die eine Andeutung — aber auch nicht mehr — darüber enthält, daß der Tartuffe, als die kirchlichen Parteien ihren Lärm erhoben, noch gar nicht vollendet gewesen sei, daß also bei den Festen vom Mai 1664 in Versailles ein noch nicht ausgebauter Tartuffe gespielt worden sei.

Im Herbst 1665 wünscht der Prinz von Condé eine neue Aufführung des Tartuffe auf Schloß Le Raincy bei Paris. Er beauftragt seinen Sohn, den Herzog von Enghien, Molières Truppe auf Anfang November zur Stelle zu schaffen, und Enghien schreibt an den Agenten der Condé in Paris, daß er sich mit Molière in Verbindung setzen solle, damit der sich bereit halte, im Raincy den Amour médecin und den Tartuffe zu spielen. 'Parles-luy en donc pour qu'il tiene ces deux comédies prestes et s'il y a quelque rôle à repasser qu'il les face repasser à ces (sic) camarades. S'il en vouloit faire quelque difficultés, parles luy d'une manière qui lui face compren-

dre que Monsieur mon Père et moy en avons bien envie et qu'il nous fera plaisir de nous contenter en cela et de n'y point aporter de difficulté. Si le quatriesme acte de 'Tartuffe' estoit faict, demandés-luy s'il ne le pouroit pas jouer. Et ce qu'il faut lui recommander particulièrement c'est de n'en parler à persone et l'on ne veut point que l'on le scache devant que cela soit faict. Dittes-luy donc qu'il n'en dise mot et qu'il tiene prest tout ce qu'il faut pour cela ....'

Henry Jules de Bourbon.[1])

Ein Genrebild Fürst und Dichter! Der Grand Seigneur wünscht Gehorsam. Er setzt allerdings voraus, daß Molière ungern gehorchen wird, denn mit dem bösen Tartuffe hat er Verdruß genug gehabt und unnötige Verlegenheiten mochte er sich nicht schaffen. Jede solche private Aufführung aber barg die Gefahr, daß gewinnsüchtige Zuhörer sich Notizen machten und einen vorläufigen Text des Stückes veröffentlichten, wodurch der gesetzliche Schutz dem Dichter verloren ging. Für gedruckte Stücke kannte die Zeit keinen Schutz des Aufführungsrechtes. Indessen hat, wie Lagranges Register und die Ausgabe von 1682 bezeugen, Sonntag den 8. November 1665 die Aufführung des fünfaktigen Tartuffe im Raincy stattgefunden.

Nun aber die überraschende Bemerkung jenes Briefes über den vierten Akt, der im November 1665 auch gespielt werden sollte ,'wenn er gemacht sei'. Lagrange hat uns doch eben bezeugt, daß schon ein Jahr zuvor, im November 1664, die fünf Akte vorhanden gewesen seien!

[1]) Der ganze Brief ist in Le Moliériste III, 195ff. (Oktober 1881) abgedruckt. Er ist undatiert, doch gehört er sicher in den Oktober 1665 (cf. ibid.).

Die Sache scheint mir einfach genug zu sein: Molière ändert eben immer von neuem an der gefährlichen skabrösen Szene des vierten Aktes mit den ärgerniserregenden Worten des Tartuffe. Auch viel später hatte er diesen Teil noch in Arbeit (Despois-Mesnard IV, 548). Er konnte mit Recht sagen: der böse vierte Akt ist immer noch nicht ganz fertig und er mochte dies nachträglich betonen, um sich drängenden Wünschen gegenüber auszureden. Er ließ in seinem Interesse die Leute glauben, daß der fünfaktige Tartuffe immer noch nicht ganz ausgebaut, also zur Aufführung nicht bereit sei. Das Gerücht, Tartuffe sei immer noch nicht ganz fertig, schützte ihn vor unwillkommenen Zumutungen. So z. B. im Frühjahr 1666: Es wünschte die Königin Christine von Schweden, die in Rom lebte, dort den in Frankreich verbotenen Tartuffe aufzuführen. Sie ließ um das Stück an das auswärtige Amt in Paris schreiben. Der Minister Lionne antwortete (Despois-Mesnard IV, 310), daß er bedaure, den Wunsch der Königin nicht erfüllen zu können, da Molière das Stück schon gar nicht hergeben würde. Es sei übrigens unvollendet: ... la comédie de Tartuf (sic) que Molière avoit commencée et n'a jamais achevée — die alte Geschichte!

Im folgenden Jahre 1667 gibt der König, ehe er ins Heerlager nach Flandern reist, das Stück zur öffentlichen Aufführung in Paris frei, und am 5. August wird es unter dem Titel L'imposteur mit dem Helden Panulphe in Molières Schauspielhaus gespielt. Aber gleich nach der ersten Aufführung wird es vom Parlamentspräsidenten Lamoignon, der selbst Mitglied der Compagnie du Saint-Sacrement war, wieder verboten

Molière sandte eine Abordnung von zwei Kollegen, Lagrange und La Thorillière ins flandrische Feldlager, die dem König eine zweite Bittschrift (second Placet) überreichten. Hier gibt Molière dem König von Änderungen Kenntnis, die er im Imposteur vorgenommen.

Der Held, der jetzt Panulphe heiße, kleide sich nun nach Art eines Weltmannes: mit kleinem Hut, großem Umschlagkragen, Degen, Spitzen, langem Haar. Es geht aus diesem Detail hervor, daß Tartuffe ursprünglich großen Hut, Bäffchen, kurze Perrücke getragen, nach Art der Geistlichen. Nicht daß er je als Geistlicher gedacht gewesen wäre — davon kann keine Rede sein. Tartuffe war jederzeit ein Laie, aber ein Laie, der sich ähnlich wie ein Geistlicher trug, dessen einfaches Weltkleid geistlichen Habitus hatte. Der Tartuffe der ursprünglichen Fassung trug eine sogenannte livrée de la piété.[1])

An mehreren Stellen, so sagt Molière dem König weiter, seien des adoucissements angebracht worden — trotzdem habe die Cabale sich wieder erhoben.

Molière hat also 1667 einen Imposteur aufgeführt, dessen Text gemildert war und worin er den Helden von allerlei geistlichen Äußerlichkeiten abgerückt hatte. Der imposteur Panulphe sah jetzt nicht mehr wie ein Mitglied der Compagnie du Saint-Sacrement aus, sondern wie ein Elegant. Auch die Form von 1667, die ich einfach L'imposteur nennen will, ist nie gedruckt worden.

---

[1]) Despois-Mesnard IV, 325. Das zeitgenössische Kostüm des frommen Laien, das sich der geistlichen Tracht näherte, ist uns z. B. aus Charles Sorel bekannt: Kurzes Haar, kleiner Kragen, langer Mantel ohne Spitzen etc. cf. Roy, Ch. Sorel. Paris 1891, p. 209, 211.

Die Abgesandten La Thorillière und Lagrange bringen von Lille den Bescheid zurück, daß der König nach seiner Heimkehr das Stück — in dieser neuen Form — werde prüfen lassen und es dann werde aufgeführt werden können. — Daraus ist dann freilich vorläufig nichts geworden.

Wir haben also bis jetzt zwei[1]) ungedruckte ältere Formen der Tartuffe-Komödie konstatiert:

Den Dreiakter L'hypocrite vom 12. Mai 1664: das Versailler Hoffestspiel.

Den Fünfakter L'imposteur vom 5. August 1667 zu Paris.

Über diesen Imposteur von 1667 haben wir indessen ein eingehendes Zeugnis. Im Sommer 1667 erstand Molière ein Verteidiger in dem anonymen Verfasser der Lettre sur la comédie de 'l'imposteur', datiert vom 20. August, an der indessen Molière wohl selbst Anteil hat.[2]) Sie ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Hier soll sie um ihr Zeugnis über den Tartuffe-Text von 1667 befragt werden.

Der Verfasser erzählt die Aufführung des Imposteur von 1667:

Wenn wir seine Erzählung Szene um Szene vergleichen mit der gedruckten endgültigen Form des Tartuffe, so können wir mehr als ein Dutzend Abweichungen erkennen:

Molière hat 1667 manches noch anders eingereiht gehabt, als später; er hat 1667 im ersten[3]) und vierten[4])

---

[1]) Ich sehe von der fünfaktigen Form von 1664 und 1665 im Raincy ab, über die wir gar nichts näheres wissen.

[2]) Bestritten: Despois-Mesnard IV, 328.

[3]) Despois-Mesnard IV, 534; cf. p. 329; 408.

[4]) Ibid. p. 548.

Akte noch Ausfälle gegen die Institution der Gewissensräte qui s'ingèrent dans les affaires les plus secrètes et les plus séculières des familles, gegen die adresses des directeurs modernes, Worte, die noch viel deutlicher auf die Compagnie du Saint-Sacrement hinweisen; wie denn die Lettre an einer Stelle (Despois-Mesnard IV, 552) von la cabale als von einer ganz bestimmten Institution spricht, la cabale als Eigennamen braucht.

Diese direkten Angriffe, welche den Zorn der Gegner besonders herausforderten, hat er in der endgültigen Ausgabe 1669 weggelassen. Er hat 1669, scheint es, sich auch angelegen sein lassen, den Cléante mit mehr Nachdruck und Fülle von dem Vorhandensein und der Trefflichkeit der vrais dévots sprechen zu lassen (Despois-Mesnard IV, 533, vgl. 328).

Man sieht: Molière fühlt sich noch nach 1667 in der Notwendigkeit, seinen Respekt vor der wahren Frömmigkeit von Anfang an (I. Akt) mehr zu betonen und die direkte Satire seiner Komödie zu mildern und zwar besonders auch in dem gefährlichen vierten Akte, der also immer noch in Arbeit ist.

Anderthalb Jahre vergehen. Condé läßt sich in Chantilly am 20. September 1668 den Tartuffe wieder vorspielen.[1]) Die Cabale des dévots war von der hauptstädtischen Bildfläche vollständig verschwunden.

Zu Anfang 1669 gab der König den Tartuffe frei, und die unübersehbare Reihe der öffentlichen Aufführungen beginnt am Dienstag den 5. Februar 1669 unter ungeheurem Zudrang: Tartuffe ist wieder der Name des Helden

---

[1]) Despois-Mesnard IV, 332.

und der Titel des Stückes.[1]) Lagrange hat 'Imposteur ou Tartuffe' und nachher entweder so oder auch die beiden Titel einzeln.[2])

Im März erscheint das Stück im Buchhandel, Le Tartuffe ou L'Imposteur mit einer längeren Vorrede. Molière sagt da, er habe die delikate Materie seiner Komödie mit aller Vorsicht behandelt, alles Mögliche getan, um den Heuchler vom wahren Frommen zu unterscheiden:

J'ai employé pour cela deux actes entiers à préparer la venue de mon scélérat (Despois-Mesnard IV,375).

Erklärt er nicht hier die beiden ersten Akte als eine nachträgliche Schutzbaute, die er im Laufe des Kampfes erst zu seiner Verteidigung errichtet? Ich glaube dies herauszuhören, denn wir sahen ihn ja sogar noch nach 1667 damit beschäftigt, diese Unterscheidung besser herauszuarbeiten.

Ist es denkbar, daß diese beiden Akte 1664 mit dem dritten zusammen das eigentliche Stück ausgemacht haben? Konnte Molière in diesem Falle so sprechen? Nein. Erst als er sich verteidigen mußte, kam er auf die Idee der Verwendung dieser zwei Akte. Ursprünglich hatte er gar nicht an solche Schutzmaßregeln gedacht! Die zwei ersten Akte als reine Vorbereitung sind trefflich am Platz in einem fünfaktigen Stück; aber in einem dreiaktigen würden sie geradezu unerträglich sein! Man mute doch Molière eine solche Kompositionsbarbarei nicht zu!

Hätte Molière nachträglich dem Stück den vierten und fünften Akt angehängt, so hätte er dadurch den alten

---

[1]) Ibid. 332f.

[2]) Ibid. 336f.

Dreiakter ja noch viel angreifbarer, schärfer gemacht ... und doch zeigt sich überall sein Bestreben, zu mildern, nachzugeben, z. B. in den wortreichen Szenen des ersten und zweiten Aktes oder in den Triumphszenen des vierten und fünften Aktes. Es widerspricht der ganzen Situation, soweit wir sie kennen, daß Molière das Stück verschärft habe.

Der Umstand, daß diese beiden vorbereitenden Akte, insbesondere der zweite mit seinem Liebesszenenfüllsel von Molière selbst als mildernde Vorbereitung für die Hauptschläge der drei letzten Akte bezeichnet werden, stützt in willkommenster Weise meine Auffassung, daß der ursprünglich dreiaktige Tartuffe im wesentlichen aus den drei letzten Akten bestanden hat. Im wesentlichen, denn ich stehe gar nicht an, als wahrscheinlich zu erklären, daß auch das dreiaktige Stück schon die meisterliche Exposition der ersten Szene mit Mme. Pernelle in kürzerer Form — ohne Valère und Marianne — aufgewiesen habe.

Auch in der Vorrede gesteht er, wie schon im Placet von 1667, daß er Stellen gemildert habe, indem er kirchliche Redensarten, die man ungern in diesem Munde mißbraucht sähe, ausmerzte (Despois-Mesnard IV, 378), und dem schlimmen vierten Akte widmet er einige besondere Worte der Verteidigung.

So glaube ich aus den spärlichen Zeugnissen die Entwicklungsgeschichte des berühmten Lustspiels folgendermaßen skizzieren zu können:

Das Festspiel L'Hypocrite vom Mai 1664 entspricht im wesentlichen den drei letzten, den eigentlichen Tartuffe-Akten der späteren Form. Es könnte also im Vergleich zu dieser endgültigen Form als unvollendet bezeich-

net werden, obschon es sicherlich in sich vollendet war, denn Molière hatte gewiß zu jenen prunkvollen Festen nicht ein Festspiel geliefert, das gar nicht zu Ende geführt war. Solche Festspiele gab es für den roi soleil sowenig wie heute.

Noch im nämlichen Jahr hat Molière zwei Akte davorgesetzt, denen die Aufgabe zufällt, das Auftreten des gefährlichen Helden vorzubereiten, im Zuhörer die richtige Stimmung zu schaffen und durch Erörterungen über wahre und falsche Frömmigkeit den angefeindeten Dichter von vornherein zu salvieren, des Königs Bedenken gegen eine öffentliche Aufführung zu zerstreuen.

Dieses nun fünfaktige Stück wird mit Rücksicht auf die zu erreichende Erlaubnis öffentlicher Aufführung noch mannigfach umgearbeitet, namentlich der schwierige vierte Akt, der eigentlich immer im Flusse ist. Den unwillkommenen prinzlichen Wünschen nach Salonvorstellungen begegnet er mit der Erklärung, immer noch nicht ganz fertig zu sein.

Für die endlich erreichte Erlaubnis zur öffentlichen Vorstellung von 1667 wird der ominöse Name Tartuffe aus dem Stück, das jetzt L'imposteur heißt, entfernt; der Held wird in seiner äußern Erscheinung verweltlicht, seine Rede wird noch mehr entgeistlicht.

Trotzdem erfolgt ein neues Verbot, augenscheinlich durch den Einfluß der Compagnie du Saint-Sacrement.

Molière fährt im Ändern fort, besonders im ersten und vierten Akt. Er merzt mehrere deutliche Ausfälle gegen die Compagnie du Saint-Sacrement aus und ist noch weiter bestrebt zu zeigen, daß er kein Feind, sondern ein Bewunderer der wahren Frömmigkeit sei.

Inzwischen ist vom Staat auch die Macht der Compagnie du Saint-Sacrement gebrochen worden.

Molière erhält die endgültige Erlaubnis zur öffentlichen Aufführung.[1]) Er nennt seinen Helden jetzt wieder Tartuffe wie früher. Diese Form des Lustspiels, die sich der Dichter in jahrelangem Kampfe gegen die übermächtigen Gegner abgerungen hat, ist die einzige, die wir kennen. Diese ist, wie wir sehen, milder, viel milder als die ursprüngliche, die den Tartuffe in einer livrée de la piété, also in der Kleidung eines Mitglieds der Cabale des dévots mit starken Ausfällen gegen diese Zionswächter und Direktoren de consience zeigte und sich nicht die Mühe nahm, den Zuhörer langsam auf das Erscheinen des widerwärtigen Kumpans vorzubereiten. Damit ist nicht gesagt, daß nicht Teile der heutigen prächtigen Exposition sich nicht schon in der ersten Form gefunden haben.

Man kann sagen: das ursprüngliche Stück hatte einen keckeren Zuschnitt: ohne viel Präambeln setzt es die Figur des Tartuffe in drei Akten nur und man sieht nicht ohne Staunen ein solches Hoffestspiel zu Versailles.

Dem ursprünglichen Stücke fehlten mit dem zweiten Akte die Liebesszenen .... nicht nur das: die Figuren Marianne und Valère[2]) sind in den drei letzten Akten

[1]) Wie diese Erlaubnis zusammenfällt mit dem Aufkommen der Montespan und dem Zorn des Königs über fromme Zensuren, zeigt Ch. Revillout, Molière, Louis XIV et 'Le Tartuffe', Mémoires de l'Académie des Sciences et Lettres de Montpellier VIII, 1888 p. 333.

[2]) Im dritten fehlen sie ganz; Valère auch im vierten, während Marianne zwei Verse spricht; im fünften Akt spricht Marianne zweieinhalb Zeilen; Valère spricht länger, aber in einer Rolle, die mit seiner Stellung als Bräutigam gar nichts zu

entweder völlig abwesend, oder treten als Statisten auf, da sie kaum sprechen und kein Wort mehr zusammen reden. Diese beiden Figuren, von denen der zweite Akt lebt, sind für die eigentlichen Tartuffe-Akte III, IV, V völlig bedeutungslos. Man sieht deutlich, daß sie eben mit dem zweiten Akte dem Stücke später aufgesetzt worden sind.

Ähnlich urteilt Livet, doch aus andern Überlegungen heraus; er sieht im ursprünglichen Tartuffe einen Geistlichen (vgl. Revillout S. 301ff.).

Marianne und Valère fehlten dem ursprünglichen Dreiakter. Damit ist auch gesagt, daß Lagrange, der erste Liebhaber, 1664 nicht mitgespielt hat, weil keine Rolle für ihn in dem Stücke war. Das Stück schließt mit einem Hymen: aber doch nur ganz beiläufig, so beiläufig, daß man der Sache kaum Aufmerksamkeit schenkt: Valère und Marianne sind und bleiben hors d'œuvre.

Damit komme ich zu der Frage der Autorität des Lagrangeschen Zeugnisses — zunächst —, denn die ganze Auffassung der Entwicklungsgeschichte des Tartuffe, die ich Ihnen vorgetragen habe, verlangt als Korrelat Aufschluß darüber, wie dieser Schauspieler, der die Tage von Versailles als Kollege Molières miterlebt hat, zu der Äußerung kommt .... qui étaient les trois premiers.

Ich sollte erklären können, wie Lagranges Zeugnis entstanden sein kann.

Zunächst stelle ich fest, daß das Registre[1]) nicht im

tun hat (V, 6) und die ursprünglich irgendein Freund des Hauses sprechen konnte.

[1]) Das obengenannte Registre de Lagrange (cf. S. 68 Anm. 2) ist eine Papierhandschrift, die aus zwölf durch einen Pergamenteinband zusammengehaltenen Papierlagen 18×23½ cm besteht.

Wortsinn ein Tagebuch ist, etwa ein Tag für Tag gemachter Auszug aus dem Hauptbuch der Truppe (le grand registre de la troupe)[1]; es ist auch nicht ein privates Notizbuch, welches er täglich geführt haben mag, denn auf auf ein solches Notiz- und Rechnungsbuch verweist er selbst, auf mon livre, mon petit registre (p. 329), mon registre particulier (p. 312), das die Beilagen enthalte; sondern es ist, wie er es selbst nennt, ein Extrait, und da es im August 1685 abbricht, so dürfen wir annehmen, daß Lagrange in jenen Jahren — er war damals etwa 46 Jahre alt — sich den Auszug angefertigt, hauptsächlich um über den Stand seiner finanziellen Beteiligung bei der Truppe eine Übersicht zu haben: es ist ein Einnahmebuch — livre de raison — mit eingestreuten Bemerkungen über Krankheiten, Todesfälle, Hochzeiten, Feste usw.

Zu diesen eingestreuten Bemerkungen gehören diejenigen über Tartuffe.

Der einheitliche Charakter der Schrift dieses Registre de Lagrange zeigt, daß es im wesentlichen in einem Zug geschrieben worden ist. Es ist eine Reinschrift, in welcher

---

Die erste bis vierte, sowie die achte bis elfte Lage besteht aus je 16 Blättern, die sechste und siebente aus je 18. Die letzte Lage hat nur 12 Blätter, die fünfte Lage 17 Blätter, indem zu den ursprünglich 16 Blättern ein weiteres mit einer Abrechnung eingeklebt worden ist.

Die Seiten sind unpaginiert, die letzten 25 sind unbeschrieben.

Die Seiten des Druckes von 1876 entsprechen im Anfang nicht ganz den Seiten des Manuskripts, wie sie es dann später tun. Der Druck umfaßt etwas weniger Seiten als das Manuskript zählt.

[1]) Cf. p. 188, 237, 298, 329.

Lagrange vielfach sachlich Zusammengehöriges zusammengefügt hat, auch wenn damit die chronologische Reihenfolge verletzt wurde.

So erwähnt er zu 1681 eine Quittung vom April 1683.[1]) So nimmter 1674 (p. 155) etwas von 1675 vorweg; 1677 (p. 193) etwas von nach 1678; 1678 (p. 205) etwas von 1681 (cf. p. 226, 233).

So stellt er den Text des Brevet von 1682 zu 1680 und verweist dann p. 279 auf diese Vorwegnahme.

Und auf den allerletzten Seiten (cf. p. 350), die mitten im Jahr 1685 abbrechen, erwähnt er ein Schriftstück von März 1686: er kann also die Überträge für 1685 nicht vor dem März 1686 gemacht haben.

Also die hier erwähnten Anachronismen sind nicht etwa spätere Einschiebsel, wie Lagrange deren manche an den Rändern, zwischen den Zeilen gemacht hat, sondern die hier erwähnten Anachronismen finden sich im fortlaufenden Texte des Registers ohne Unterschied der Schrift oder der Tinte.

Das Register ist also nicht synchron mit den darin verzeichneten Ereignissen, es ist eine spätere Reinschrift.

Für die letzten Seiten ist März 1686 der terminus post quem. Und man könnte die Vermutung hegen, daß er die ganze Reinschrift überhaupt nicht vor 1686 gemacht habe. Ja, die Addition der Pensionszahlungen des königlichen Schatzmeisters, die er (p. 286) am Schluß des Geschäftsjahres 1681/82 nach dem Oktober 1687 vornimmt,

---

[1]) Cf. p. 271. Ähnliches p. 279, 305. p. 111 berichtet er von Begebnissen aus dem April 1670, fügt aber andere hinzu, die sich zwei Monate später ereignet haben, während die folgende Seite 112 wieder chronologisch den Spielplan von 18. April an registriert.

könnte glauben machen, daß er einen Teil oder das Ganze seiner Reinschrift erst seit Oktober 1687 gemacht habe. Doch kann diese Addition auch ein Nachtrag sein, wie er solcher Nachträge auf Seiten, die er am Schluß des Geschäftsjahres gern für allerlei Bemerkungen frei läßt, öfter macht. Er pflegt mit dem Anfang des Theaterjahres, jeweilen zu Ostern, eine neue Seite zu beginnen.

Warum er diese Reinschrift mitten in den Notizen zu 1685 abbricht, ist unbekannt. Das Buch hätte mit den 25 unbeschriebenen Seiten noch für anderthalb Jahr Raum gehabt. Lagrange hat das Buch auch später noch zur Hand genommen und hat zur Addition von 1687 noch etwas aus 1688, ja vom 4. September 1690 nachgetragen (p. 286). Dieses Datum ist das jüngste seines Registers; es zeigt, daß er noch anderthalb Jahr vor seinem Tode zu diesen abgebrochenen Aufzeichnungen griff, nicht um sie abzuschließen, sondern um eine Kleinigkeit anzumerken.

Man weiß also über die Zeit der Niederschrift dieses Registre nichts Bestimmtes. Die Aufzeichnungen sind jünger als die Ereignisse; und wenn wir sehen, wie der Verfasser, der das Registre nicht über 1685 hinaus führt, damals schon Ereignisse des Jahres 1686, ja 1687 kannte und registrierte, so ist die Vermutung nicht abzuweisen, daß er diese gleichmäßige Reinschrift erst in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre angelegt habe — etwa fünfzehn Jahre nach Molières Tode, mehr als zwanzig Jahre nach der ersten Aufführung des Tartuffe.

Es ist überdies längst darauf hingewiesen worden[1]), daß in diesen Bemerkungen Irrtümer mit unterlaufen.

---

[1]) Despois-Mesnard V, 264.

So ist das Datum von Molières Hochzeit falsch angegeben, ebenso das des Todes von Molières Vater (21. August 1669 statt 27. Februar).

Und auch in der die Feste von 1664 zu Versailles betreffenden Notiz findet sich ein irrtümliches Datum: der 6. Mai statt dem 7.; nicht erheblich an und für sich; aber insofern von Bedeutung, als man sieht, Lagrange schreibt das wohl aus dem Gedächtnis nieder, ohne eigentliche urkundliche Unterlagen .... für sich, pro memoria.[1])

Aber ich will nicht weiter über seine Zuverlässigkeit überhaupt sprechen.

Das Rechnungsbuch der Comédiens de la troupe de Molière ist als Auszug nachträglich angelegt worden, jahrelang nach den Ereignissen. Der Anfang mag noch in Molières Zeit zurückgehen, wann wissen wir nicht.

Daß der Auszug nachträglich angelegt wurde, das zeigt schon die Bemerkung trois actes du Tartuffe qui estoient les trois premiers.[2])

Das konnte überhaupt erst gesagt werden, als das fünfaktige Stück vorlag. Drei Akte des Tartuffe .... und nun, um nicht die Meinung zu erwecken, als seien es drei Akte des nun fünfaktigen Stückes, also etwas Unfertiges, fügt er hinzu: qui formaient la pièce première, welche das ursprüngliche Stück bildeten, das frühere Stück, welche die drei ursprünglichen Akte waren.

Wer es aber im Wortsinn auffaßt: = Akt I, II, III ... der darf dann auch nicht deuteln und nicht sagen: ja I II III und dann eben noch ein Stück vom Schluß (V).

---

[1]) Cf. ferner S. 103 die Divergenzen zum Registre de la Thorillière.

[2]) Cf. Tabelle p. 99.

Die Bemerkung qui estoient les trois les 3 premiers nicht qui sont les trois premiers, sondern qui étaient = 'waren', ist nur erklärlich aus der Vorstellung heraus, die man später allgemein von Tartuffe als einem fünfaktigen Stücke hatte. Wenn jemand sagt: man spielte drei Akte des 'Tell' oder des 'Orphelin de la Chine', so würde der erste Gedanke sein: also wurde nur ein Teil des Stückes, das fünf Akte hat, gespielt. Dieses Mißverständnis lag in der Luft, um so mehr als ja niemand das dreiaktige Stück eigentlich kannte: es war unter Ausschluß der Öffentlichkeit gespielt worden.

Aus dieser Vorstellung heraus fügt Lagrange hinzu: es waren die drei ursprünglichen, die drei alten Akte.[1])

Hätte er gesagt Tartuffe en trois actes, so wäre es weniger mißverständlich gewesen; aber nachdem ihm in die Feder geflossen war trois actes du Tartuffe, war das Mißverständnis vor der Tür.[2])

Übrigens ist Lagrange ja auch der Redaktor der Ausgabe von 1682: Also das Zeugnis seines Registers und das von 1682 stammen aus der nämlichen Quelle, sind gleich ein und das nämliche Zeugnis, und so wurde auch in der Relation von 1682 eingesetzt les trois premiers actes.

Lagranges Angaben über die ersten Aufführungen des Tartuffe nach seinem Registre lauten:

[1664]

La Troupe Est partye par ordre du Roy pour Versailles le dernier de ce mois, et y a séjourné Jusques au

---

[1]) Zu premier = 'ursprünglich' cf. Littré 12°, Plattner IV p. 30.

[2]) Eine andere erklärende Bemerkung, mit ‸ angedeutet, hat er leider nicht ausgeführt.

22.me May, On y a representé, pendant trois jours, les plaisirs de l' Isle Enchantée dont la Princesse d'Elide fist une Journée‸ (sic) (‸qui fust le 6.me de May)[1] *—. Plus les fascheux, Le Mariage forcé‸ — et trois actes du Tartuffe qui estoient les 3 premiers. Receu . 4000* ₶

[1664]

La Troupe est partie le lundy 21 Juillet pour Fontainebleau On a joué 4 fois la Princesse d'Elide deuant Monsieur Le Legat Et Vne fois la Thebaide. Receu par ordre du Roy . . . . 3000 ₶

[1664]

La troupe est partie pour Villecoterets le Samedi vingt.me Septembre et est reuenue le 27.me dud. mois a Esté pendant huit Jours au voyage. Par ordre de Monsieur. On y a joué Sertorius et le Cocu J. | L'Escolle des Maris et l' Jmpromptu | ‸La Thebaide | les fascheux | ‸Et les trois premiers actes du Tartuffe. La Troupe a esté nourrie. Receu . . . . . 2000 ₶

[1664]

Le Samedi 29me Nouembre La Troupe Est allée au Raincy, Maison de plaisance de Mad.e la princesse Palatine prez Paris. par Ordre Monsḡ. Le Prince de Condé pour y Jouer Tartuffe en cinq actes receu 1100 ₶

[1665]

Dimanche 8.me Nouembre La Troupe Est allee (sic) au Chasteau du Raincy chez Madame la princesse Palatine par ordre de Monsieur le prince on y a Joué Tartuffe et Les medecins On a receu . . . 2200 ₶

---

[1] [Ist nachgetragen.]

[1667]

Vendredy 5.me [aoust] Tartuffe . . . . 1890 ₶

Le lendemain 6.me, Un huissier de la Cour du parlement Est venu de la part du premier President, Mr de la Moignon deffendre la piece, Le 8.me le sr de la Torilliere Et moy Delagrange, sommes partis de Paris ‸en poste ‸pour aller trouuer le Roy au sujet de la d.e deffence.‸ Sa Mté [1]) *‸Estoit au siege de l'Isle en flandre, ou nous fusmes tres bien Receus Monsieur Nous protegea a son ord.re Et Sa Mté nous fist dire qua son retour à paris Il feroit Examiner la piece de Tartuffe Et que Nous la Jouerions. Aprez quoy nous sommes Reuenuz. Le Voyage a cousté 1000* ₶ *à la troupe.*

La Troupe na point Joué pendant nostre Voyage . .

[1668]

Le Jeudy 20.me [septembre] Vne Visite a Chantilly et pr vne a paris qui a[2]) *Esté jouée le 4.me Mars [1669]. Du Tartuffe pr Monsgr le Prince Receu 1100* ₶

[1669]

Mardy 5.me [feurier] Imposteur ou Tartuffe 2860 ₶

In der Relation von 1682 heißt es [3]):

[1664]

Les trois premiers actes de cette comédie ont été

---

[1]) Das Manuskript hat: *deffense S. Mté qui Estoit,* also kein ‸ Zeichen. Die Stelle zeigt also eine Korrektur: das ursprüngliche *qui* ist ausgestrichen und *S. Mté* darüber gesetzt.

[2]) Ursprünglich *qui auoit Esté Jouée,* dann hat er *uoit* gestrichen, daß nur *a* übrig geblieben ist. Er hat ursprünglich geschrieben *Vne Visite a Chantilly et vne a paris qui auoit Esté jouée* und hat dann *pr* eingefügt und aus *auoit a* gemacht.

[3]) Despois-Mesnard IV, 270.

réprésentés à Versailles pour le Roi le 12e jour du mois de mai 1664.

[1664]

Les mêmes trois premiers actes de cette comedie ont été représentés, la deuxième fois, à Villers-Cotterets, pour S. A. R. Monsieur, frère unique du Roy, qui régalait Leurs Majestés et toute la cour, le 25e septemfre de la même année 1664.

[1664—68]

Cette comédie, parfaite, entière et achevée en cinq actes a été représentée, la première et la seconde fois, au château du Raincy, près Paris, pour S. A. S. Monseigneur le Prince, les 29e novembre 1664 et 8e novembre de l'année suivante 1665, et depuis encore au château de Chantilly, le 20e septembre 1668.

[1667]

La première représentation en a été donnée au public dans la salle du Palais-Royal, le 5e août 1667, et le lendemain 6e elle fut défendue par Monsieur le premier président du Parlement jusques à nouvel ordre de Sa Majesté.

[1669]

La permission de représenter cette comédie en public sans interruption a été accordée le 5e fevrier 1669, et dès ce même jour la pièce fut représentée par la troupe du Roy.

Eine Vergleichung der beiden Tabellen ergibt ihre völlige Übereinstimmung:

Beide erwähnen für (12.) Mai und (25.)[1]) September

---

[1]) Dieses genaue Datum wird nur von der Ausgabe von 1682 gegeben; das Registre gibt nur das Datum des Aufenthalts in

1664 je eine Visite zu Versailles und zu Villers-Cotterets mit dem dreiaktigen Stücke (für Monsieur).

Beide geben für die erste Aufführung des fünfaktigen Stückes das Datum des 29. November 1664 (Visite im Raincy für Condé).

Beide erwähnen die Wiederholung solcher Aufführung am 8. November 1665 (im Raincy für Condé) und am 20. September 1668 (in Chantilly für Condé).

Beide machen über die beiden ersten öffentlichen Aufführungen vom 5. August 1667 und vom 5. Februar 1669 die nämlichen Angaben.

Für die Visite in Fontainebleau vom Juli — August 1664, die der Druck gar nicht verzeichnet, erwähnt auch das Registre keine Tartuffe-Aufführung neben der Princesse d'Elide und der Thébaïde. Ich habe sie hier angeführt, weil ich später auf diese Visite zurückkommen werde.

Die Visite vom 4. März bei Condé in Paris, die das Registre schon zum September des Jahres 1668 anmerkt, ist einfach eine rechnungsmäßige Vorausnahme des Lagrangeschen Einnahmebuches und gehört ins Jahr 1669, wo sie dann von Lagrange auch ausdrücklich verzeichnet ist: Lundy 4.me (mars 1669) Visite de l'Imp. ou Tartuf (sic) .... 550 ₶. Sie hat also nach der Freigebung und öffentlichen Aufführung des Tartuffe stattgefunden und kommt hier nicht in Betracht. Aber die Art und Weise, wie Lagrange dieser Visite vom 4. März 1669 Erwähnung tut, ist recht bezeichnend: Er spricht von ihr und ihrem finanziellen Ergebnis schon unter dem Datum des

Villers-Cotterets vom Abend des 20.—27. September. Die Sache ist ohne alle Bedeutung; cf. Despois-Mesnard IV, 290.

20. September 1668 und zwar nicht etwa in einer nachträglichen Anmerkung, sondern im fortlaufenden Text seiner Notizen. Lagrange wußte also, als er in dem Registre die Visite des 20. September 1668 eintrug, schon von der — sechs Monate später fallenden — Visite des 4. März 1669. Sein Registre ist, wie man hieraus schon sieht, nicht ein 'Tagebuch', sondern eine spätere Redaktion auf Grund von Tagebuchnotizen. Er hat aus einem Verzeichnis, welches die Visiten nach Auftraggebern ordnete, die beiden Visiten bei Condé im Rechnungsjahr 1668(—69) einfach abgeschrieben, hintereinander mit ihren Daten.

Seine Redaktionsarbeit ist an diesem Beispiel klar erkennbar. —

Neben seinem Registre besteht noch das Registre de la Thorillière[1]), ein registre de recette für das Theaterjahr 1664/65. Es bringt Formulare und enthält wirkliche Tagesnotizen.

Da finden sich denn nicht selten größere und kleinere Divergenzen in den Geldangaben.

Besonders auffällig ist das Auseinandergehen der beiden Registres zu Dienstag dem 4. November 1664, wo Lagrange sagt on ne joua point, während La Thorillière die École des femmes mit bestimmten Zahlenangaben vermerkt. Lagranges Tagebuchnotizen enthalten also auch solche Lücken!

Mehr noch können wir aus dem Registre de la Thorillière lernen.

Am 24. August 1664 gibt es unter mancherlei Aus-

---

[1]) Cf. S. 68 Anm. 3.

gaben an: Plus à M. de Molière pour l'habit de Madame Pernelle 46 ₶ 10.

An diesem Tage, dem 24. August, wurde zum erstenmal wieder gespielt, seit die Truppe aus Fontainebleau zurück war, wo sie, vom König remuneriert, vor Monsieur le Légat (Chigi) gespielt hatte. Sie war am Montag den 21. Juli nach Fontainebleau abgegangen und auf Umwegen, den 13. August zurückgekehrt, im ganzen also 24 Tage abwesend gewesen, und wenn man je einen Tag auf die Reise rechnet, etwa 22 Tage, also drei Wochen in Fontainebleau geblieben.

Was gespielt worden, sagt La Thorillière wie gewöhnlich nicht. Lagrange aber gibt an: On a joué 4 fois La Princesse d'Elide deuant Monsieur le Légat et une fois La Thébaïde, das Erstlingsstück Racines, das eben damals eine Novität war.

Nach ihrer Rückkehr von Fontainebleau feiert die Truppe 10 Tage: sie beginnt ihre Vorstellungen in Paris erst Sonntags den 24. August wieder. Solche 'interruptions' von einer Woche und mehr verzeichnen die Register häufig, ohne einen Grund dafür anzugeben.

Nach dem Ertrag dieser Vorstellungen sind die Entschädigungen ausgerechnet worden. Die Verrechnung der Einnahmen (373 ₶) und der verschiedenen (neun) Ausgabeposten, die darunter notiert sind, ist für uns nicht mehr durchsichtig; davon gehen zwei an Molière, der eine nicht näher spezifizierte Forderung von 70 ₶ bezahlt bekommt, plus die Entschädigung 'für das Kostüm der Madame Pernelle' von 46 ₶ 10.

Daraus möchte man schließen, daß Molière dieses Kostüm eben für Fontainebleau nötig gehabt hat, das

heißt, daß dort vor dem Legaten — das Zeugnis des Legaten wird angerufen[1]) — Tartuffe gespielt worden ist.

Das Schweigen Lagranges, der nur die Princesse d'Elide und die Thébaïde für Fontainebleau erwähnt, ist an und für sich kein Beweis dagegen, denn Lagrange hat noch ganz andere Dinge vergessen. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß die Truppe während eines dreiwöchentlichen Aufenthalts mehr als fünfmal gespielt hat (cf. z. B. den elftägigen Aufenthalt in Versailles vom Oktober 1664 mit zehn Vorstellungen).

Sollte die Aufführung von Fontainebleau im Juli, August 1664 einer Art Oberexpertise des Legaten gedient haben?

Wie dieses habit de Madame Pernelle in La Thorillières Rechnungsbuch auf eine verschollene Privataufführung des Tartuffe hindeutet, so scheint dies auch eine Erwähnung der Phlipotte im nämlichen Rechnungsbuch zu tun. Phlipotte spielt eine bescheidene, stumme Rolle und holt sich damit bei ihrer cholerischen Herrin Madame Pernelle, die sich auf sie stützt[2]), eine Maulschelle.

Für diese Rolle ist irgendeine dienende Person des Molièreschen Theaters wohl ein wirklicher Phlipotte, gewählt worden. So erscheint am 30. November 1664 unter den Ausgabeposten für die Visite im Raincy, bei der Tartuffe (en cinq actes) gespielt wurde: a Phlipotte . . 1 # 10.

Ebenso wird Phlipotte entschädigt am 8. Juni 1664, und diese Entschädigung könnte sehr wohl zurückgehen auf die Aufführung (des dreiaktigen Stückes) vom 12. Mai bei dem Hoffest in Versailles, nach welchem die Truppe in

---

[1]) Cf. Erstes Placet, Despois-Mesnard IV, 388.

[2]) Cf. Lettre sur l'Imposteur, Despois-Mesnard IV, 535.

Paris Ende Mai wieder zu spielen begann. Die Abrechnung mit Phlipotte hätte sich dann um etwas verzögert. Am 28. September 1664, nachdem die Truppe in Villers-Cotterets Tartuffe für Monsieur aufgeführt hatte, erscheint Phlipotte wieder und diesmal mit 3 ℔. Das ist eine Entschädigung für mindestens zweimaliges Auftreten; und es ist sehr wohl möglich, daß Phlipotte eben im August 1664 zu Fontainebleau für den Legaten aufgetreten war und am 28. September für die beiden Visites in Fontainebleau und in Villers-Cotterets honoriert wurde.

Es würde also dieser Eintrag La Thorillières vom 28. September 1664: à Phlipotte 3 ℔ die Auffassung bestätigen, daß Molière das Stück dem Legaten zu Fontainebleau vorgespielt hat. Zugleich würde damit gezeigt, daß der dreiaktige Urtartuffe die Expositionsszene — freilich eben verkürzt — enthalten hat, und damit kommt eine verschollene Aufführung des Tartuffe ans Tageslicht: vor dem König und dem Legaten[1]). —

So kann ich zum Schluß zusammenfassen:

Die Auffassung, daß das dreiaktige Stück L'hypocrite (Tartuffe), das am 12. Mai 1664 zu Versailles aufgeführt worden ist, den drei ersten Aufzügen des endgültigen Stückes von 1669 entspreche, beruht auf dem Zeugnis des Registre de Lagrange. Der ganze Bau des Tartuffe widerstreitet aber dieser Auffassung, und was wir sonst über die Entwicklungsgeschichte des Stückes aus Zeitungsnachrichten, Festberichten, Kampfschriften, Briefen und aus Äuße-

[1]) Cf. Wilhelm Mangold, Archivalische Notizen zur franz. Litteratur- u. Kulturgeschichte, Wiss. Beil. Askan. Gymn. 1893 p. 8f.

rungen Molières wissen, ist keineswegs geeignet, sie zu stützen. Lagranges Zeugnis selbst verliert bei näherer Prüfung; es trägt den Charakter eines spätern Einschiebsels und ist mißverständlich redigiert. Der ursprüngliche Tartuffe von 1664 bestand vielmehr aus einer kürzeren Redaktion der prächtigen Exposition und den drei letzten Akten des vollendeten Stückes mit der höfischen Huldigung des Festspiels. Akt I und II sind nachträgliche Schutzbauten des angefeindeten Dichters.

Fénelon.

(1651—1715)

Schon der jugendliche Zögling des Seminars St. Sulpice träumte davon, als Missionar in der Levante auf den Spuren des Paulus zu wandeln und zugleich Parnaß, Tempe und Delphi zu besuchen. Diese Verbindung christlichen Geistes mit Sympathie für das griechische Altertum bleibt ein charakteristischer Zug seiner Persönlichkeit. Der Jugendtraum erfüllte sich nicht; Fénelon wird in der innern Mission verwendet. Mit 27 Jahren wird er Superior einer Anstalt für bekehrte Hugenottinnen („nouvelles catholiques“) und übt dabei während acht Jahren seine Gabe, die Gewissen durch Worte zu lenken. Hier schließt er Freundschaft mit dem viel ältern Bossuet, von dem er innerlich sehr verschieden ist und mit dem er sich auch entzweien wird. Literarisch ist er in dieser Zeit tätig als Reformator der Kanzelberedsamkeit und der klösterlichen Erziehung der Mädchen (1681). Er will eine werktätige Erziehung, die tüchtige Hausfrauen schafft. Der Unterricht soll das Mittel der Erzählung pflegen; die Erzählung mag zum dialogischen Vortrag führen und die dramatische Gestaltung, z. B. biblischer Erzählungen, das besondere Interesse des Kindes wecken. Geeignete Lehrerinnen sollten durch ein eigenes Lehrerinnenseminar ausgebildet werden. Wenn Frau von Maintenon 1684 die Anstalt zu Saint-Cyr begründet und biblische Dramen bei Racine bestellt, so folgt sie Fénelons Anregungen.

Von 1686 bis 88 wirkt Fénelon im Südwesten des Landes bei der Bekehrung der Hugenotten im Gefolge der Dragonaden, und in seinen Berichten aus dieser Zeit verrät er einen verletzenden Mangel an Geradheit und Menschlichkeit. Er ist intolerant und erscheint als unaufrichtig.

Während sechs Jahren (1689—95) ist er Hauptlehrer des Enkels Ludwig XIV., des Herzogs von Burgund. Das Amt führt ihn in die nächste Umgebung der Frau von Maintenon. Er leitet ihr inneres Leben und führt sie der neuen Lehre des sog. Quietismus, einer mystischen Doktrin von der wunschlosen reinen Liebe zu Gott zu, der er, der Neuerer, sich selbst zugewandt hatte. Daß Frau von Maintenon mit der Zeit Zweifel an der Orthodoxie dieser neuen Doktrin schöpfte, führte zur Entfremdung der beiden und ward in der Folge die Ursache des Sturzes Fénelons. Die Aufgabe, Frankreich einen zukünftigen König zu erziehen, nahm er sehr ernst. Fabeln, Totengespräche, Märchen, den „Telemach" schrieb er für seinen Zögling, den er vom gewalttätigen, selbstsüchtigen Absolutismus des Großvaters ablenken und auf den Weg eines philanthropischen, patriarchalischen Königtums führen wollte. Als Fürstenerzieher steht er im Gegensatz zu Bossuet, der den Dauphin unterrichtet hatte: Fénelon ist der bessere, der humanere Pädagoge.

Mit der Ernennung Fénelons zum Erzbischof von Cambrai (1695) hat der König vielleicht die Absicht verbunden, den Lehrer vom Zögling zu trennen, denn Fénelons oppositionelle Stellung konnte wohl nicht verborgen geblieben sein.

In Cambrai schrieb Fénelon für den fernen Schüler

den „Telemach" als Fortsetzung des vierten Buches der Odyssee. Unter wirklich künstlerischer Benutzung der homerischen Welt, der homerischen Darstellungsart schafft er ein Lehrgedicht in Prosa, das den jugendlichen Leser für eine Sozialreform zur Bekämpfung des Pauperismus gewinnen soll. Das Buch enthält keine Satire des Hofes zu Versailles; aber, indem es ein Führer zu bessern Zeiten, zu menschenwürdigern Zuständen sein will, ist es gewiß auch kein hoffähiges Buch gewesen. Ludwig XIV. mußte es verletzend finden — deshalb war es zunächst auch nicht zum Druck bestimmt.

Nun bricht mit 1697 der Streit zwischen Fénelon und Bossuet über den Quietismus aus, ein Kampf, in welchem für keinen der beiden viel Erfreuliches zu holen ist: Intrigue, Denunziation auf beiden Seiten. Fénelon unterliegt; Rom verdammt sein quietistisches Buch. Er unterwirft sich bedingungslos. Wir wissen heute, daß er dabei nicht aufrichtig war.

Dieser Streit der Kirchenfürsten hatte einen sehr weltlichen Hintergrund: es galt die Herrschaft über den alternden König. Mit dem Erzbischof Fénelon unterlag auch der Hofmann und Politiker Fénelon. Der König tilgte seinen Namen eigenhändig aus der Liste des Hofpersonals (1699).

Da erscheint „Télémaque" im Druck, erst heimlich in Paris, dann offen im Haag. Wir sind nicht völlig überzeugt, daß Fénelon seine Hand bei der Drucklegung nicht im Spiele gehabt hat. Versailles war über das Buch entrüstet. Alle offiziellen Beziehungen zu Fénelon waren abgebrochen; aber heimlich korrespondierte er weiter mit seinen Freunden Beauvilliers und Chevreuse, die in der Umgebung des Königs lebten.

Nach vierjährigem Schweigen wendet sich 1702 der nun 20jährige Herzog von Burgund von neuem an seinen geliebten Lehrer. Sie sehen sich flüchtig wieder; sie schreiben sich unablässig. Fénelon umgibt den jungen Fürsten mit seiner moralischen Atmosphäre. Er erweist sich zugleich in den furchtbaren Zeitläuften des spanischen Erbfolgekrieges als opferwilligen Patrioten. Er ist der Wohltäter des flandrischen Kriegsschauplatzes.

Da stirbt 1711 der Dauphin und der Herzog von Burgund wird Dauphin — neben dem 73jährigen König. Mit Freund Chevreuse arbeitet Fénelon einen förmlichen Regierungsplan für den zukünftigen König aus: Friede soll um jeden Preis geschlossen werden. Heer, Hof, innere Verwaltung, Kirche, Adel, Gerichtsbarkeit, Handel sollen auf neue Grundlagen gestellt werden. Die alten États généraux und provinciaux sollen wieder einberufen werden. Aber auch der kirchliche Scharfmacher kommt dabei zum Wort. Die Jansenisten und die Protestanten tragen die Kosten von Fénelons Frieden mit Rom.

Dann rafft im Frühjahr 1712 eine geheimnisvolle Krankheit den Herzog von Burgund und seine Familie hinweg. Fénelons Traum, der Vertraute, der Leiter, der Minister des Königs von Frankreich zu werden, ist endgiltig zerstört. Er wendet sich mit Eifer kirchlichen und literarischen Fragen zu. Er schreibt 1714 einen berühmten Brief an die französische Akademie, in dem er sich nochmals als Neuerer erweist. Er verurteilt die literarische Kunst seiner Zeit als regelsüchtig, verweist auf die Freiheiten, die Ronsard beim Hellenentum gelernt und nimmt Lehren voraus, welche erst die Romantiker, hundert Jahre später, wieder verkündet haben.

In den ersten Tagen 1715 ist er gestorben. —

Heute ist an die Stelle des toleranten milden Fénelons der Legende ein Fénelon der Geschichte getreten, ein hochbegabter, ehrgeiziger Mann, der hart und verschlagen seinen Willen zur Macht betätigte. Er hat als große Intelligenz, als Mann von poetischer Veranlagung und natürlicher Redegabe, es verstanden, die glänzenden Eigenschaften seines Geistes nach außen zu kehren, als ein 'Charmeur', als der er trotz allem heute noch auf uns wirkt. Dieser Kirchenfürst, der es mit den Pflichten seines Amtes so ernst nahm, der ein trefflicher Verwalter, ein Mensch von vorbildlicher Lebensführung war, wäre sicher ein hervorragender Minister seines Königs geworden, ein Minister im Sinne des Friedens, wenn auch nicht des kirchlichen. Die Aufhebung des Toleranzedikts von Nantes hat er nicht mißbilligt, wohl aber den Raub Straßburgs, das dem deutschen Reiche zurückgegeben werden müsse.

Eine große Tragik liegt im Schicksal dieses bedeutenden Menschen. Unter — zum Teil demütigenden — Kämpfen ist er bis an die Schwelle der Erfüllung gelangt. Da wichen, wie ein Zeitgenosse sagt, die Wasser von seinen Lippen zurück, und er konnte, gleich Tantalus, die Glut seines Durstes nicht löschen.

Schriftsteller und Akademie.

Die Geschichte der Franzosen zeigt uns dieses Volk in Fragen der literarischen Form ebenso konservativ und dem historischen Recht huldigend, als es in der Lösung von Fragen des politischen, sozialen, religiösen Lebens umsturzliebend und unhistorisch sich erwiesen.

Den Typus des die Güte des Bestehenden verneinenden Franzosen sieht man mit Recht in Voltaire, der im Zentrum der destruktiven Tendenzen vor der Revolution steht. Von seinen politischen und sozialen Meinungen pflegt man dabei zwar gewöhnlich abzusehen; er hat sie nie in ein eigentliches System gebracht, wie Fénelon, der Abbé von Saint Pierre, Montesquieu, Rousseau; sie müssen vielmehr aus den mannigfaltigsten Schöpfungen seiner Feder nicht ohne Mühe zusammengesucht werden, und es ist deshalb ihr Einfluß auf die Nation auch weniger bedeutend gewesen als derjenige seiner religiös-philosophischen Schriften. Von diesen letztern aber weiß jedermann, wie sie mit dem herkömmlichen Kirchenglauben und der überlieferten Philosophie (Kartesianismus) gebrochen haben und die Freiheit des Gedankens, die Lehren Newtons und Lockes predigen.

Nun, dieser Voltaire, der politische Frondeur unter der Regentschaft, der „Liberale" aus der Zeit des Despotismus Ludwigs XV.; der mit den Standesvorrechten abfahren will, weil er an das göttliche Recht des Adels

erst dann glauben kann, wenn die Bauern mit Sätteln auf den Rücken und die Ritter mit Sporen an den Fersen zur Welt kommen; der Dogma und Hierarchie der christlichen Kirche so unversöhnlich gegenübersteht und in dessen Augen es nichts Lächerlicheres gibt, als religiöse Offenbarung — dieser selbe Voltaire hielt fest an dem literarischen Despotismus des XVII. Jahrhunderts und glaubte fest an die literarische Offenbarung, die den Auserwählten seines Volkes in den Tagen Ludwigs XIV. zuteil geworden sein soll.

Er hat nicht nur passiv daran festgehalten und geglaubt, er hat das literarische Dogma mit jenem Eifer verteidigt, der Proselyten machen will. Er hat den „Barbaren“ Shakespeare tadellos à la française kostümiert.

Als die Revolution hereinbrach, da fiel das alte Regime in Staat, Gesellschaft und Kirche, aber der literarische Absolutismus, der sogenannte Klassizismus, blieb. Er überlebte das Kaiserreich, und seine Vertreter, Anno 1810, waren päpstlicher als der Papst Boileau. Die literarische Hierarchie überdauerte in Frankreich jede andere: die französische Akademie ist tatsächlich unsterblich. Sie ist nicht umzubringen! Während so gewaltige Stürme über das Land gegangen und kaum eine der alten Institutionen ihnen getrotzt hat, haben die Sessel der vierzig Akademiker auch nicht einmal gewankt.

Es gibt kein Volk, das in literarischen Dingen konservativer ist, als die Franzosen. Wie gut hätte ihnen längst eine kleine literarische Revolution gestanden! Die romantische, die sich im dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts vollzog, hat des alten Wustes noch gar viel übriggelassen. Herkules-Victor Hugo hat den Augiasstall nur halb ge-

kehrt; er stellte den Besen in die Ecke, zog den Frack an und setzte sich auf einen der vierzig Sessel. Unterdessen seufzt die ganze französische Verskunst noch in den Fesseln, in welche sie vor bald dreihundert Jahren ein normannischer Reimschmied, Malherbe, schlug, „der Tyrann der Silben und der Worte“, der so langweilig war, daß nach seinem eigenen Geständnis das ewige Grün der Wiesen ihn langweilte. Weil Malherbe es so befohlen, ist es z. B. noch heute verboten, eine Verbalform wie tu loues oder ils croient oder eine Nominalform wie bleues im Innern eines Verses zu brauchen.

Unterdessen auch gibt sich die französische Akademie immer noch das Air eines literarischen Areopags und gibt es wirklich noch hie und da einen Franzosen und ein paar Ausländer, die an ihr Richteramt glauben.

Es ist bekannt, wie der Sieg der französischen Romantiker nur nach dem heftigsten Kampfe mit den vierzig Unsterblichen erfolgte. Wie wurde nicht am 15. Februar 1830, dem Abend der Première Hernanis, in der Comédie française gestritten zwischen der „haarigen Schule“ unter Theophil Gautiers Führung, der ad hoc zum Ärger der Philister eine blutrote Weste und eine grüne Hose trug, und den „Glatzköpfen“ von der Akademie. Vers um Vers des „schmutzigen“ Stückes mußte den Klassikern abgerungen werden. Die gesundeste Neuerung erregte ihren heftigsten Widerspruch. Als Kaiser Karl V., eine der Hauptfiguren des Stückes, die weltbewegende Frage tut:

Est-il minuit?

und ihm darauf die Antwort wird:

Minuit bientôt,

da entbrannte der Sturm der akademischen Entrüstung

entfesselter denn je, und drei Abende wurde um diese fünf Worte gerungen. Wie? sagten die Vierzig, ein König frägt nach der Uhr wie ein gewöhnlicher Mensch? und man antwortet ihm wie einem gemeinen Sterblichen? Einem König! Wie anders, wie würdiger, wie schallender würde die akademische Wendung geklungen haben:

— l'heure
Atteindra bientôt sa dernière demeure!

Theophil Gautier hat in seinen Feuilletonartikeln über die Legende von der blutroten Weste, über Hernani &c. uns dies ausführlich erzählt. Und wie die Poesie mit der Akademie in beständigem Kampfe liegt, so auch die Sprache der Nation. Zwar hat die Grammatik, deren Abfassung nach Richelieus, des Gründers der Akademie, Absicht die Aufgabe der Körperschaft sein sollte, das Licht der Welt noch nicht erblickt, wohl aber das Wörterbuch, das nach sechzigjähriger Arbeit zu Ende des XVII. Jahrhunderts zum ersten Male und 1878 in siebenter Auflage erschienen ist. Wer die Änderungen überblickt, welche diese sieben Ausgaben im Laufe der zwei Jahrhunderte aufweisen, der wird nicht leugnen können, daß die vernünftigen derselben der illustren Sozietät vom Sprach- und Schreibgebrauch der Nation geradezu abgerungen werden mußten. Ein Beispiel für viele:

Schon im sechzehnten Jahrhundert wurde der Diphthong oi in den Endungen des Imperfekts nicht mehr als oi, sondern als ä (è ai) gesprochen: chantoit = chantèt, so wie heute, aber freilich zunächst nur im Volke und bei Hofe. Die übrigen, gebildeten Kreise der Hauptstadt sprachen oi noch uä (ouè) und ouè schreiben auch die Grammatiker aus jener Zeit: chantouèt. Im siebzehn-

ten Jahrhundert gewinnt die Aussprache è immer mehr Boden, gewinnt sie die gebildete Gesellschaft, während die Prediger, die Advokaten und Akademiker, also die éloquence de la chaire, du barreau et de l'académie am alten *oué* festhalten. Wie viel würdiger klang doch dieses chant*ouèt* und welch akademische Mundgymnastik setzte nicht gar ein noy*ouèt* voraus!

Aber im achtzehnten Jahrhundert ist trotz alledem chantouèt verstummt; die Räume der Akademie können der Entweihung durch chantèt nicht länger widerstehen Um so krampfhafter halten die Vierzig an der kostbaren Orthographie chant*oit* fest. Alle Welt und sie selbst sprachen è, ai, aber es schreiben — wer wird denn so unakademisch, so vernünftig sein!

Schon 1675 hatte ein Nichtakademiker, der Jurist Bérain, vorgeschlagen, chant*ait* zu schreiben; Voltaire hatte diesen Vorschlag wieder aufgenommen und ihm in seinen Schriften praktisch Folge gegeben und 1790 konnte sogar der schwerfällige offizielle „Moniteur" dem *ai* nicht länger widerstehen. Sein chant*ait* drang überall hin im Lande und wurde überall, trotz seines akademischen Kainszeichens, bereitwillig aufgenommen.

Es erschien eine neue Ausgabe des Wörterbuches der Akademie franç*oi*se und schrieb chant*oit*. Und nochmals mußte fast ein halbes Jahrhundert ins Land gehen — da, endlich, anno domini 1835, hundertundsechzig Jahre nach Bérains Vorschlag, nachdem seit zweihundert Jahren die ganze gebildete französische Gesellschaft è ai gesprochen, tat der hehre Areopag den Schritt und stimmte zur Orthographie chantait.

Solchergestalt hat die auf dem Boden der französischen

Gesellschaft erwachsene Sprech- und Schreibweise chantait die Akademie nach jahrhundertlangem Widerstand zum Nachgeben gezwungen.

Wenn heute auf der französischen Bühne die Könige wie Menschen sprechen und wenn in den französischen Büchern ein Schritt weiter nach einer vernünftigen Orthographie hin — wahrlich ein kleiner Schritt und der Weg ist noch lang! — getan ist, so ist das trotz der Akademie erreicht worden. Wie die Kunstanschauungen, die sie vertritt, so haben auch ihre Ansichten über die Sprache kaum mehr als historischen Wert und ihr Wörterbuch droht neben der gewaltigen Leistung Littrés zur archäologischen Kuriosität zu werden. Die französische Sprache von heute, wie sie uns in den Romanen Daudets und in den Dramen Augiers entgegentritt, ist von Schriftstellern geschaffen worden, welche die Akademie bekämpfte. So ist die Körperschaft tatsächlich ein Hemmnis für die Entwicklung von Literatur und Sprache, das, wie Maxime du Camp sagte, von jeder Generation mit Fußtritten entfernt werden muß, denn sie erachtet es für ihre vornehmste Aufgabe, jedem gesunden Fortschritt in Sprache und Literatur entgegenzutreten und ihre Opposition auch dann noch nicht aufzugeben, wenn dieselbe in ihrer Aussichtslosigkeit lächerlich geworden ist. Wenn es wahr wäre, daß in Frankreich „die Lächerlichkeit tötet", dann müßte die Akademie schon lange zu den Vätern versammelt sein.

Diese spießbürgerliche reaktionäre Gesinnung zeigt sich indessen nicht nur im Kampfe gegen Ideen, sondern vorzüglich auch in der Stellung der Akademie zu den Personen. Man erinnere sich, wie servil die Körperschaft vor Napoleon I. sich benommen, solange er die Macht hatte,

und wie sie gebeugten Hauptes unter dem Joch der bourbonischen Reaktion durchging. Nichts belehrt indessen besser über ihren Charakter, als ihre Wahlen respektive ihre Nichtwahlen.

Nur vierzig sollen es ihrer sein! Einmal im XVII. Jahrhundert wurde der Platz eines 41., eines membre surnuméraire kreiert. Das ist nicht wieder geschehen. Kaum sind übrigens je die vierzig beisammen. Der Tod will die Unsterblichen nicht vollzählig sehen. So haben sie immer zu wählen und wie wählen sie! Wo ist der Franzose, der noch nie mit Hohn und Geringschätzung von einer Neuwahl der Akademie gesprochen? Eine Körperschaft, welche die geistigen Koryphäen der Nation in sich zu vereinigen bestimmt ist, ergänzt sich nach Gesichtspunkten, die mit der geistigen Kapazität der Kandidaten nichts zu tun haben. Der Akademiker von heute muß vor allem möglichst politisch reaktionär sein, ist er dazu noch ein literarischer Pedant, um so besser. Wie sagte doch Guizot? „Was mich anbelangt, so stimme ich für den Herrn N. N., denn, mögen die Leute sagen, was sie wollen, der Herr N. N. ist ein honetter Mann und hat mehrere Orden. Er hat zwar seine Werke gegen sich — aber es ist ja niemand vollkommen."

Wie viele Akademiker haben denn ihre Werke für sich? Was hat denn z. B. der Herzog von Audiffret-Pasquier geleistet? Er hat sich, wie es in Figaros Monolog im fünften Akt der „Hochzeit" von einem andern Grand Seigneur heißt — „er hat sich die Mühe genommen, auf die Welt zu kommen, und rien de plus". Wie höhnisch berichteten damals die Pariser Blätter, der herzogliche Kandidat habe in seinem Schreiben das Wort Académie

mit zwei c geschrieben! Wie höhnisch referierten sie über die réception, deren Redner das akademische Kunststück, einen gründlich unbedeutenden Menschen in wohlklingenden Periphrasen als einen Heros zu preisen, mit gewohntem Geschicke lösten!

Und wie viele solcher Nullen kommen und kamen von jeher in der Akademie auf ein wirklich bedeutendes Mitglied, dessen Unsterblichkeit mehr als Phrase ist? Wie viele Franzosen, von deren bleibenden Werken die Nachwelt zu reden nicht aufhören wird, sind durch eben diese Nullen von der Aufnahme in die Körperschaft ausgeschlossen worden. Es hat ein französischer Schriftsteller die „Geschichte des einundvierzigsten Fauteuils" der Akademie geschrieben, d. h. eine Geschichte derjenigen Koryphäen, denen sich die Türen der Akademie nicht geöffnet. Was ist das für eine stattliche Gesellschaft, diejenige dieser Exkludierten! Von Molière an bis auf Flaubert und Edmond de Goncourt.

Diese Akademie hat auch literarische Preise zu vergeben, Preise für Beredsamkeit, Poesie und Wissenschaft. Hat man je davon gehört, daß sie mit ihrem Poesiepreis ein epochemachendes Werk ausgezeichnet hat, daß sie eine neue Richtung in der Literatur damit gefördert hat? Sie pflegt denselben nur ungefährlichen Mittelmäßigkeiten zu erteilen.

Das ist die französische Akademie. Als sie gegründet wurde, 1635, da erfüllte sie einen Zweck. Sie hat in Zeiten literarischer und sprachlicher Zerfahrenheit eine wohltuende Zentralisation geschaffen. Sie hat Schranken gesetzt und Normen fixiert und damit die Situation geklärt. Damals repräsentierte sie wirklich das sprachliche

Bewußtsein und das literarische Gewissen der Nation. Seit langem aber hat diese Nation ihre literarischen Kinderschuhe ausgetreten, ist herangereift und hat die Macht, die der Oligarchie der Vierzig übertragen worden war, sich zurückgenommen. Seither ist die Akademie eine Institution, die sich überlebt hat, ein Hemmnis, das wirklich von der Nation von Zeit zu Zeit mit Fußtritten entfernt werden muß.

„Nicht nur hilft sie zu nichts", sagt derselbe Maxime du Camp, „und hindert sie alles; sie ist auch eitel und schwach genug, um nachträglich denjenigen die Arme zu öffnen, die sie vorher verschlingen wollte."

So hat sie denn auch denselben Maxime du Camp in christlicher Verzeihung seiner Schmähungen in ihre Mitte aufgenommen.

Da möchte aber denn doch einer um die Erlaubnis bitten zu fragen: Wer ist eitel und schwach? Die Körperschaft, die einem früheren Feind, nachdem er ein berühmter Mann geworden, auf seine untertänige Sollizitation hin ihre Tür öffnet, oder eben dieser Feind, der die von ihm mit bitterem Spott bekämpfte Gesellschaft um den palmblätterbestickten Frack bittet? Daß die Akademie, nachdem sie besiegt und gezwungen ist, eine literarische Neuerung, wenn auch widerwillig und mit Groll im Herzen, anzuerkennen, den glänzenden Sieger bei seiner zweiten oder dritten Kandidatur endlich aufnimmt, mit knappem Mehr, nach tausend Intrigen, ist ein Akt der Selbsterhaltung.

So ist Viktor Hugo bei seiner vierten Kandidatur endlich angenommen worden und das Faktum dieser Annahme

spricht am Ende gar zugunsten der wählenden kummervollen, aber resignierten 39.

Daß aber Viktor Hugo, auf der Höhe seiner selbstgeschaffenen, dem verzweifelten Widerstande der Akademiker abgerungenen literarischen Machtstellung, sich dazu herbeiließ, während zehn Jahren um Einlaß bei eben diesen Akademikern zu bitten und nach drei mißlungenen Bewerbungen sich einer vierten unterzog, das ist schwach und eitel.

Der Eindruck einer solchen Handlungsweise wird noch betrübender, wenn man bedenkt, wie bei der Akademie kandidiert wird. Der Bewerber hat sämtliche 39 Mitglieder zu besuchen und in erbaulicher, akademischer Rede um die unsterbliche Stimme zu bitten. Man denke, was dabei alles in urbanster Form an Unwürdigkeit und Renegation geleistet werden muß.

Darin liegt die Macht dieser französischen Akademie, daß sie den Ehrgeiz, die Eitelkeit der Schriftsteller beherrscht. Darin liegt aber auch die große Gefahr, welche diese Institution für den Charakter der Schriftsteller birgt.

Es wäre der Gegenstand einer interessanten Studie, zu untersuchen, welchen Einfluß das Streben nach dem akademischen Fauteuil auf die Handlungsweise rezipierter und zurückgewiesener französischer Autoren gehabt hat. Ich will mich für diesmal mit der Vornahme zweier berühmter Schriftsteller begnügen: Montesquieus und Voltaires.

Der Präsident des Parlaments von Bordeaux, zugleich Mitglied der Akademie von Bordeaux, der Baron de la Brède und de Montesquieu publizierte 1721 anonym und in Holland, mit dem falschen Druckort Cologne, in zwei Bänden in 12°, sein berühmtes Erstlingswerk, die Lettres

persanes. Zwei Perser, Usbek und Rica, die nach Paris gekommen sind, schreiben angeblich von 1711 bis 1720 ihre Reiseeindrücke nach Hause und da ihre Mitteilungen konfidentiell sind, so enthalten sie eine beißende Kritik der französischen Zustände, also auch der Akademie. Es heißt da im 73. Brief:

„Es gibt in Frankreich eine Art Tribunal, welches man die französische Akademie nennt, das am wenigsten respektierte Tribunal der Welt. Denn man sagt mir, daß, sobald es einen Entscheid gefällt hat, das Volk denselben kassiert und dem Gerichtshof seine eigenen Gesetze auferlegt, die er befolgen muß.... Die Akademiker haben keine andere Aufgabe, als unaufhörlich zu plappern; die Lobrede setzt sich wie von selbst in ihr ewiges Gewäsch und sobald sie in deren Geheimnisse eingeweiht sind, ergreift sie die Wut des Panegyrikus und verläßt sie nicht mehr. Diese Gesellschaft zählt vierzig Köpfe, die alle voll rhetorischer Figuren, voll bildlicher Ausdrücke und Antithesen stecken; ihre Lippen sprechen fast nur in Ausrufen, ihre Ohren wollen fortwährend von Rhythmus und Harmonie widerhallen. Augen haben sie keine. Sie scheinen nur zum Schwatzen geschaffen zu sein und nicht zum Sehen. Die Gesellschaft steht nicht fest auf den Füßen, denn die Zeit, die ihr herbster Feind ist, erschüttert sie jeden Augenblick und zerstört all ihr Werk. Man hat früher gesagt, daß ihre Hände habgierig seien; ich spreche dir nicht davon und lasse die Frage denjenigen zur Entscheidung, die das besser wissen als ich."

Wer so schreibt, der ist zunächst nicht als „akademisches Subjekt" qualifiziert. Indessen war es nicht nur dieser Angriff auf die Körperschaft, der Montesquieu disqualifi-

zierte, sondern der ganze Habitus seines Erstlingswerkes: die politischen, sozialen, religiösen Ansichten und, um das Wort Goethes zu brauchen, das Vehikel reizender Sinnlichkeit, auf dem sie präsentiert werden. Montesquieu verteidigt hier die republikanischen Institutionen, preist die Schweiz als l'image de la liberté (136. Brief) und gießt die Schale seines Spottes über das Regiment des „großen Schwarzkünstlers" Ludwigs XIV., der „einen Minister von bloß 18 und eine Maitresse von 80 Jahren hat"; er deckt die sozialen Folgen der Lawschen Finanzoperationen auf, kritisiert die lächerlichen, aller Schönheit Hohn sprechenden Moden, erörtert die Bevölkerungsverhältnisse, den Gewerbefleiß verschiedener Länder; er spricht von dem zweiten „noch größern Schwarzkünstler, den sie den Papst nennen", von den Bischöfen, „welche keine andere Aufgabe haben, als von der Erfüllung der Gesetze zu dispensieren", von den Priestern und ihrem Zölibat, von den Klöstern und ihrer Gemeinschädlichkeit, von den Kasuisten, den Gewissenszweifellösern, von der Toleranz und vor allem auch von den Dogmen der herrschenden Kirche. Das war das Schlimmste. Usbek räsonniert:

„Gott stellt den Adam ins irdische Paradies mit der Bedingung, daß er von einer bestimmten Frucht nicht esse: eine abgeschmackte Vorschrift im Munde eines Wesens, welches ja die zukünftigen Entschließungen der menschlichen Seele kennen soll. Kann denn ein solches Wesen seine Gnade an gewisse Bedingungen knüpfen, ohne dieselbe lächerlich zu machen? Das ist gerade wie wenn ein Mensch, der die Eroberung von Bagdad zum voraus gekannt hätte, zu einem andern würde gesagt haben: Ich gebe dir hundert Pistolen, wenn Bagdad nicht genommen

werden wird. Wäre das nicht ein recht schlechter Witz?" Und Usbek folgert daraus, daß das christliche Dogma von der Allwissenheit Gottes dem Dogma des Sündenfalles widerspreche.

Da der Regent Philipp von Orléans (1715—1723), unter dessen Regierung die Persischen Briefe erschienen, in denselben geschont ist, so stand der Verbreitung des Buches kein Hindernis entgegen. Der erotische Inhalt, der religiöse Skeptizismus, der politische Freisinn dieser Briefe waren weit entfernt, den Regenten bedenklich zu machen. Sie ergötzten ihn vielmehr: „Herr Präsident," sagte er zu Montesquieu, „Ihr Buch ist voll trefflicher Dinge. Was mag Sie die Aufsetzung nur gekostet haben?" „Das Papier, Monseigneur", war des Gascogners Antwort.

So erlebten die Briefe im ersten Jahre vier Auflagen und vier Nachdrucke. Dann aber hörten sie plötzlich zu erscheinen auf und acht Jahre lang werden sie nicht mehr ediert. Die Kirche hatte durch den Minister Dubois sich ins Mittel gelegt und das so gefährliche Buch verboten.

Später soll, nach der landläufigen Ansicht, Montesquieu es bereut haben, daß er die Lettres persanes geschrieben. Nichts ist unrichtiger als diese Ansicht, die einen Teil jener Montesquieu-Legende bildet, welche die neuern Forschungen definitiv beseitigt haben.[1]) Montesquieu hat

---

[1]) Montesquieus Biographien beruhten bislang alle auf einigen direkten Angaben seiner Familie, namentlich auf einem von seinem Sohne 1755 verfaßten Memoire, das viel mehr ein Panegyrikus ist als eine historische Darstellung. Zum ersten Male hat Vian, **Histoire de Montesquieu** (Paris 1878), diese legendenhaften Überlieferungen durch Zurückgehen auf authen-

so wenig Reue verspürt, daß er vielmehr 1744 ein Supplément aux Lettres persanes publizierte, in zwölf Briefen bestehend, von denen einige von neuem die Frage der göttlichen Voraussehung behandeln und denen eine Vorrede vorgedruckt ist, in welcher der Autor die unkirchlichen Stellen seines Buches ausdrücklich verteidigt. In seinem literarischen Nachlaß fanden sich weitere 41 Lettres unter dem Titel Suite aux persanes — man sieht, sein Erstlingswerk erfreute sich seiner ungeschwächten Gunst und Aufmerksamkeit. In zwei Punkten war freilich seine Meinung im Laufe der Jahre eine andere geworden. Er hatte 1729—1731 in England zugebracht, die konstitutionelle Monarchie aus nächster Nähe kennen und sie so schätzen lernen, daß sie ihm nun als die trefflichste Staatsform erscheint: der Republikaner der persischen Briefe ist zum englischen Whig des Esprit des lois geworden. Das ist das eine, und das andere: die tausend Unannehmlichkeiten, die ihm sein religiöser Skeptizismus eingetragen, haben ihn bewogen, in der Äußerung desselben später vorsichtiger zu werden und z. B. im Esprit des lois einige Sätze zum Lobe der christlichen Kirche einfließen zu lassen, die zwar sehr allgemein klingen, aber den oberflächlichen Leser doch über die kirchliche Gesinnung ihres Autors zu beruhigen geeignet waren. Nicht seine religiösen Meinungen hat also Montesquieu gewechselt, sondern nur die Ansicht über die Opportunität eines öffentlichen

tische Dokumente auf ihren wahren Wert hin geprüft und als Resultat dieser Prüfung uns das wirkliche Leben Montesquieus gegeben. Aber Vian verwendet zu viel Mühe auf das aussichtslose Beginnen, des älter gewordenen Montesquieus angebliche kirchliche Gesinnung zu erweisen.

Bekenntnisses. Er wird mit dem Alter bedenklich und schreibt 1747: je veux éviter toute occasion de chicane.

Es ist klar: Mit Ausnahme der wenigen Stellen der persischen Briefe, die von der Unübertrefflichkeit der republikanischen Staatsform sprechen, waren die Ideen des ganzen Werkes jederzeit die seinigen.

1722 kommt Montesquieu für einige Zeit nach Paris, um sich für die „mille dégoûts" zu entschädigen, die ihm sein berühmt und berüchtigt gewordenes und von der Kirche verfolgtes Buch eingebracht. Der Regent starb. Der Herzog von Bourbon ward allmächtiger Minister der jungen Majestät Ludwigs XV. (1723). Seine Schwester, die Oberintendantin der Königin, Mademoiselle de Clermont, schenkte ihr vielgeprüftes Herz dem Parlamentspräsidenten von Bordeaux. Montesqieu verkehrte oft im Lustschloß zu Chantilly und verfaßte für die Damen dieses Kreises seinen Temple de Gnide, eine geschmacklose, von gezierter Galanterie diktierte Idylle, 50 Seiten in 12⁰, anonym publiziert (1724), über welche ein Zeitgenosse urteilt: cela sort de la tête de quelque libertin, qui a voulu envelopper des ordures sous des allégories. Der Zeitgenosse — M. Marais — hat recht. Die Clermont — Ludwig XIV. hatte sie einst ihrer losen Zunge wegen la muse merdeuse du temps genannt — war eben deswegen über das Opus, das eine Huldigung gegen sie bedeutete, entzückt. Zum Lohne dafür setzte sie in Verbindung mit den übrigen Damen von Chantilly Montesquieus Wahl in die Akademie durch (1724). Der Präsident präparierte seinen discours de réception, da gelang es der Opposition, seine Wahl zu invalidieren. Die Statuten der Akademie verlangten, daß jedes Mitglied seinen

Wohnsitz in Paris habe, eine Forderung, der Montesquieu damals nicht entsprach. Das ist aber wohl kaum der einzige Grund seiner nachträglichen Ausschließung. Man weiß, daß der Herzog von Bourbon orthodox und sehr intolerant war — er promulgierte 1724 ein Religionsedikt, das gegen die zurückgebliebenen Protestanten noch viel größere Strenge anbefahl, als die beim Widerruf des Édit de Nantes angewendete — und es ist leicht möglich, daß Montesquieus Fall auf Rechnung der kirchlichen Opposition gegen den Verfasser der Lettres persanes zu setzen ist, welche Opposition den Minister leicht für sich wird haben gewinnen können. Die Nichterfüllung jener Forderung der Statuten scheint ein bloßer Vorwand gewesen zu sein, da sie um so weniger schwer ins Gewicht fallen konnte, als andern Akademikern ihr provinzliches Domizil gelegentlich nachgesehen worden war. Beinahe die Hälfte der damaligen Mitglieder der Akademie waren Geistliche: drei Kardinäle, sechs Bischöfe, neun Abbés, zusammen achtzehn von vierzig.

Er kehrte ärgerlich nach Bordeaux zurück, zu seinem Parlament, seiner Provinzakademie, seiner Frau und seinen Kindern. 1727 verkauft er seine Stelle als Parlamentspräsident — er hat ja bekanntlich die Käuflichkeit der Ämter immer verteidigt —, um dieses Hindernis für seine Aufnahme in die Pariser Akademie zu beseitigen, und nimmt Wohnung in der Hauptstadt. Von nun an wird er abwechselnd in Paris und auf seinem Schlosse la Brède bei Bordeaux leben.

In Paris findet er die Dinge nicht mehr, wie er sie verlassen. Bourbon ist in Ungnade gefallen. Der Kardinal Fleury regiert Frankreich und die Akademie. Die

Prinzessin de Clermont lebt so zurückgezogen, als es ihr Hofamt gestattet. Er brachte ihr die schönen Tage von Chantilly wieder in Erinnerung und gewann von neuem die Gunst ihres Kreises durch ein Pendant zum Temple de Gnide, Die Reise nach Paphos, der Geburtsstadt Amors (1727 gedruckt). Die herkömmlichen Ausgaben seiner Werke enthalten diese Schrift nicht, doch ist seine Autorschaft nicht zweifelhaft. Dieser Voyage à Paphos ist weniger fade als der Temple, aber um nichts anständiger; die Liederlichkeit tritt offener auf, Wein- und Liebesgenuß werden in zynischer Weise gefeiert.

Hatte Montesquieu somit der Gunst dieses Teils des Hofes durch eine entsprechende Gabe sich von neuem versichert, so unterließ er nicht, die Stimme anderer einflußreicherer Kreise ebenfalls für sich zu gewinnen.

Es bestand damals in Paris, das seit dem Tode Ludwigs XIV. mehr und mehr unter den Einfluß englischer Ideen tritt, ein politischer Klub, eine Art privater Académie des sciences morales et politiques, die jeden Samstag zum Anhören von politischen, wirtschaftlichen, historischen Vorträgen sich versammelte. Nach dem Ort, wo die Vereinigung statthatte, wurde er Club de l'Entresol geheißen. Die etwa zwanzig Mitglieder waren Diplomaten, Beamte, Gelehrte, zum guten Teil Angehörige der Académie française. Lord Bolingbroke repräsentierte in Person das englische Element. Schon 1723 war Montesquieu aufgenommen worden und hatte als Specimen eruditionis seinen berühmten Dialogue de Sylla et d'Eucrate geliefert. Er war ohnedies von Bordeaux her trefflich empfohlen, denn er hatte der dortigen Akademie eine

ganze Reihe vorzüglich naturwissenschaftlicher, indessen auch historisch-politischer Aufsätze geliefert.

Seine wissenschaftliche Qualifikation war über allen Zweifel erhaben.

Damals wurden indessen die Wahlen in die Akademie weniger vom Hofe als von einem aristokratischen Salon getroffen, dem Salon der Marquise de Lambert. „Sie hat", sagt d'Argenson in seinen Memoiren, „wohl die Hälfte unserer Akademiker gemacht." Es war schwer, bei ihr Zutritt zu erhalten. Montesquieu überwand die Schwierigkeiten und die Dame des Hauses gab ihm ihre Stimme, was so viel heißen wollte, wie die Stimmen der bei ihr verkehrenden Akademiker.

So war alles aufs beste vorbereitet, um bei der nächsten Sedisvakanz, die ja nicht lange auf sich warten lassen konnte, eine aussichtsvolle zweite Kampagne zu unternehmen.

Im Oktober 1727 starb Louis de Sacy, der berühmte Advokat. Fleury antwortete auf die Mitteilung des Todesfalles, daß er keinen Nachfolger zur Hand habe und die Wahl vollständig der Körperschaft überlasse. Es werde wohl Montesquieu sich melden, aber er, der Kardinal, habe keinerlei Verpflichtungen ihm gegenüber eingegangen. So ist Fleury wenigstens nicht gegen ihn, während die Marquise de Lambert ihren ganzen Einfluß für ihn geltend macht. Die Wahl scheint so gesichert, daß ernstliche Nebenkandidaturen gar nicht aufgestellt werden.

Da meldet sich ein Jesuite zum Wort, der P. Tournemine, der Redaktor des bekannten Ordensblattes „Le journal de Trévoux". Montesquieu hatte den Pater beleidigt, indem er sich in auffälliger Weise aus einer Ge-

sellschaft zurückgezogen, in der Tournemine das große Wort führte. Er hatte seine Geringschätzung für den Mann offen eingestanden und wenn jemand vor ihm den allbekannten Namen des Jesuiten aussprach, so pflegte er zu sagen: „Der P. Tournemine? Was ist das für ein Ding? Ich habe nie davon sprechen hören!" Der also meldet sich zum Wort und in der Überzeugung, daß Fleury die Wahl Montesquieus niemals zulassen würde, wenn er die persischen Briefe gelesen hätte, gab er jetzt, 1727, nachdem das Buch seit sechs Jahren zu erscheinen aufgehört, einen passenden Auszug aus demselben und vergaß nicht, die Geschichte von den beiden großen „Schwarzkünstlern", Ludwig XIV. und dem Papste, darin zu erwähnen.

Dieses Mittel schlug durch. Am 11. Dezember, da die Akademie sich zur Wahl des neuen Mitgliedes versammelte, erklärte einer, der es wissen mußte, daß die persischen Briefe dem Kardinal Fleury höchlich mißfielen und daß derselbe den Ausspruch getan habe: Die Wahl, welche die Akademie vorzunehmen im Begriffe sei, werde von allen anständigen Leuten mißbilligt werden.

So wagte man nicht zu wählen, indessen auch nicht den von oben ausgeübten Druck offen einzugestehen und verschob die Wahl auf den 20., angeblich weil nur achtzehn Mitglieder anwesend seien.

Man gab im Salon de Lambert dem verunglückten Kandidaten ein Trauermahl, denn man mochte wohl zunächst den Eindruck haben, daß alles verloren sei. Montesquieu erklärte in seinem Ärger, daß er nach diesem Schimpf ins Ausland gehen werde, um dort die Anerkennung zu finden, die ihm seine Heimat verweigere. Es mochte ihm

für den Augenblick auch ganz Ernst sein. Die Reisepläne, die er wenige Monate später (April 1728 bis April 1731) ausführte, beschäftigten ihn wohl schon damals: ein paar Jahre wollte er ja auf alle Fälle wegbleiben, warum denn nicht gleich ganz?

So bitter kränkte ihn also der angebliche Schimpf, daß dieses von ihm so arg verhöhnte Tribunal, dessen Verhandlungen er vor wenigen Jahren „ein ewiges Gewäsch" genannt und gegen das er den Vorwurf der Bestechlichkeit nicht verschwiegen — daß diese von ihm so verächtlich behandelte Akademie ihm verschlossen bleiben sollte.

D'Alemberts Lobrede auf Montesquieu, die gewöhnlich der Ausgabe des Esprit des lois vorgedruckt ist, hilft uns mit all den großen Worten über die Kleinlichkeit dieser Denkweise nicht hinweg. Der Schriftsteller erkennt voll und ganz die innere Richtigkeit der Auszeichnung, die ihm verweigert wird, aber die Eitelkeit siegt über seine bessere Erkenntnis und bewegt ihn zu einem Schritte, den man aufrichtig bedauern muß.

Seine Panegyriker haben dafür gesorgt, daß die Nachwelt davon nichts erfahre. Sein Sohn erzählt, Montesquieu habe zu Fleury gesagt, daß er sich zwar nicht als Verfasser der anonym publizierten Lettres persanes erkläre, daß er aber die Autorschaft auch nicht leugne und lieber auf den Sessel in der Akademie verzichte, als daß er denselben um den Preis einer solchen Erklärung erkaufe. „Der Kardinal Fleury war mit diesem Vorgang zufrieden und der Friede wurde geschlossen."

Diese Erzählung trägt den Stempel ebenso pietätvoller wie ungeschickter Erfindung. Sie wird dadurch um nichts

wahrscheinlicher, daß sie in andern Eloges académiques mit allerlei Varianten wiederholt wird. Was änderte denn diese angebliche Erklärung vor Fleury an der Anstößigkeit des Buches? Und wie naiv ist nicht die angebliche Versicherung Montesquieus, daß er die Autorschaft nicht bestreiten wolle! Seit Jahren nahm er von allen Seiten die schmeichelhaftesten Komplimente von hoch und niedrig für seine persischen Briefe in Empfang und machte er gar kein Geheimnis aus seiner Verfasserschaft. Er konnte dieselbe nicht mehr bestreiten! Was ihm sein Sohn als besondere Mannhaftigkeit anrechnet, das ist ganz einfach ein recht leidiger Zwang selbstgeschaffener Verhältnisse. Hätte er leugnen können, er würde es ganz zweifellos getan haben.

Die Härte dieses Wortes wird im Licht der literarischen Zustände des XVIII. Jahrhunderts sich mildern. Es galten damals andere Anschauungen als heute. Unter dem Drucke des Despotismus waren anonyme Publikationen an der Tagesordnung. Sie waren eine unentbehrliche Waffe der in Fesseln geschlagenen öffentlichen Meinung. Sich ihrer zum Zweck polemischer Schriftstellerei zu bedienen, trug durchaus nicht den Stempel der Gehässigkeit und Feigheit, den unsere freieren Zustände dieser Kampfweise aufgedrückt haben. Die Autorschaft eines anonymen Buches gefahrbringenden Inhalts zu leugnen, wenn die Bastille oder auch ein kleineres Übel drohte, wird von den Schriftstellern des XVIII. Jahrhunderts ebenso leicht praktiziert als nachsichtig beurteilt. Wir werden diesen Anschauungen Rechnung tragen müssen, wenn wir in einem Briefe Montesquieus von 1738 lesen: On me donne des livres, mais je ne les prends pas.

So gab man ihm z. B. den Temple de Gnide und er nahm ihn nicht an. Noch 1742 schreibt er an seinen Freund Guasco nach Turin, daß er ihm, wenn er nach Paris komme, das Geheimnis des Temple mitteilen werde.

So würde er auch die Lettres persanes nicht angenommen haben, wenn ihm das noch frei gestanden hätte. Aber es war zu spät. Er mußte auf ein anderes Mittel sinnen, um das Ärgernis der zwei Schwarzkünstler und alia similia von sich abzuwälzen. Nun ist Voltaire ein schlechter Gewährsmann, wo er von Montesquieu berichtet, mit dem er in literarischer Feindschaft lebte. Aber angehört zu werden verdient er doch. Er schrieb nach dem Tode Montesquieus eine Notiz über den berühmten Autor in der Liste der Schriftsteller, die er seinem Siècle de Louis XIV anhängte. Darin heißt es:

„Die Freiheit, mit der Montesquieu in den Persanes von den Mißständen in Regierung und Religion spricht, zog ihm von seiten des Kardinals Fleury die Exklusion aus der Akademie zu. Da bediente er sich eines sehr geschickten Kunstgriffes, um den Minister für sich zu gewinnen. Er ließ in wenigen Tagen eine neue Auflage seines Buches herstellen, in welcher er alles, was von einem Kardinal und einem Minister mißbilligt werden konnte, ausmerzte oder milderte. Montesquieu trug das neue Werk selbst zum Kardinal, der sonst kaum zu lesen pflegte, und der nun einen Teil davon las."

Das klingt etwas sonderbar, auch wenn man vergißt, wer es schreibt. Es ist aber tatsächlich so sonderbar nicht. Und vor allem ist es deswegen durchaus wahrscheinlich, weil niemand darin Voltaire widersprochen hat.

Das Siècle de Louis XIV war eines der berühmtesten Bücher des berühmten Mannes. Es konnte Montesquieus Sohn nicht entgangen sein, was Voltaire von seinem Vater sagte. Trotzdem erhebt er seine Stimme nicht zum Widerspruch. Voltaires Neider, La Beaumelle, der das Siècle de Louis XIV furtiverweise mit kritischen Ausstellungen im anmaßendsten Tone hat drucken lassen und der Voltaire ausdrücklich Montesquieu als den größern Historiker gegenüberstellt, würde es nicht unterlassen haben, die Richtigkeit dieser Angabe über eben diesen Montesquieu zu bestreiten, wenn er gekonnt hätte. Das Stillschweigen gerade der Zeitgenossen, die ein besonderes Interesse daran haben mußten, Voltaire eines Irrtums zu überweisen, ist entscheidend, mögen auch mehrere der neueren Montesquieukritiker sich dieser Schlußfolgerung noch nicht gefügt haben.

Das Prozedere Montesquieus wird demnach etwa folgendes gewesen sein:

Die Lobrede D'Alemberts enthält die bezeichnende Stelle: „Unter die wirklich von Montesquieu herrührenden Briefe hatte der holländische Drucker einige von anderer Hand gemischt; bevor man den Autor kurzerhand verurteilte, hätte man sich wenigstens die Mühe nehmen sollen, das erst auszuscheiden, was ihm nicht zugehörte."

Es ist eines der gewöhnlichen Auskunftsmittel eines in die Enge getriebenen Schriftstellers des philosophischen Zeitalters, zu erklären, daß sein Buch von übelwollenden Händen noch vor dem Drucke entstellt worden sei. Oft genug kamen solche Entstellungen wirklich vor, namentlich in den Niederlanden, wo fast alle bedeutenden Erscheinungen des französischen Büchermarktes nachgedruckt wurden. Aber

für die persischen Briefe sind sie meines Wissens nicht nachgewiesen. Dieselben sind von zahllosen Autoren nachgeahmt worden, es regnete türkische, jüdische, arabische, irokesische ꝛc. Briefe ähnlicher Tendenz; Fälschungen sind jedoch nicht bekannt. Die acht Drucke des Jahres 1721, die einzigen, die bis 1728 erschienen, stimmen bis auf ganz unbedeutende Abweichungen miteinander überein; die Korrektur des Textes der ersten Ausgabe wurde von Montesquieu selbst gelesen.

Also: Die Lettres persanes, auf Grund deren Fleury sein Veto einlegte, sind durchaus und ganz Montesquieus Werk.

Was D'Alemberts Behauptung einen Schein von Berechtigung gibt, ist der Umstand, daß das Buch von der französischen Zensur, der es unterbreitet werden mußte, um in Frankreich verkauft werden zu können, mit Kartons versehen wurde. Diese Kartons sind sogenannte Auswechselblätter. Wenn ein Blatt eines der Zensur unterworfenen Buches eine anstößige Stelle enthielt, so wurde dasselbe entfernt und ihm ein anderes substituiert, auf welchem die betreffende Anstößigkeit getilgt war. Solcher Kartons legte die Zensur 1721 im ganzen fünf in die zwei Bände der persischen Briefe. Damit war der Vertrieb des Buches für Frankreich erlaubt. Im Ausland selbstverständlich kursierten unverstümmelte Exemplare und es fanden natürlich einige davon auch Eingang in Frankreich, denn es gibt immer Personen, für welche Verbote nicht gemacht sind. Angesichts der damit geschaffenen Verschiedenheit im Wortlaut gerade der verfänglichsten Stellen eines und desselben Buches konnte sich der Autor mit einem gewissen Schein von Recht darauf berufen, daß die an-

stößigere der beiden Versionen nicht zu Recht bestehe, da er (für Frankreich) nur die gereinigte anerkenne. Von da bis zur Versicherung D'Alemberts, daß es gefälschte Ausgaben der Briefe gegeben habe, ist dann nur noch ein Schritt.

Daß dieser Schritt schon von Montesquieu selbst getan wurde, ist augenscheinlich, sobald wir Voltaires oben angeführter Notiz Glauben schenken. Das war auch der einzige Schritt, von dem Hilfe zu erwarten war: Da er die Autorschaft des Ganzen nicht mehr leugnen konnte, so mußte er auf diese Weise die Verantwortlichkeit für die bösen Details von sich abwälzen, wenn er Fleury umstimmen wollte. Und wie konnte er Fleury besser von seiner Unschuld überzeugen, als wenn er ihm eine ad hoc arrangierte, gründlich ausgekehrte Ausgabe der Persanes vor Augen legte? Nur müssen wir nicht glauben, daß er das ganze Buch neu habe drucken lassen! Dazu würde ja auch die Zeit nicht hingereicht haben, die Tage vom 11. bis 20. Dezember. Er ließ vielmehr alle die Stellen, auf welche sich Fleurys Unwille gründete, durch Kartons verschwinden, ganz wie es nach Vian in einer zeitgenössischen, an und für sich freilich nicht sehr zuverlässigen, hier aber durchaus entscheidenden Nachricht heißt:

„Montesquieu ließ heimlich Kartons drucken und brachte so sein Buch Fleury zur Lektüre dar."

Was dabei weiter sich ereignete, entzieht sich unserer genaueren Kenntnis. Ob es wahr ist, was derselbe Zeitgenosse uns versichert, daß Fleury die List durchschaute, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls genügte die bloße Vorlegung der emendierten Briefe nicht. Montesquieu mußte Erklärungen abgeben, die den Kardinal beruhigten. Das

geht hervor aus zwei Briefen Fleurys an die Akademie. Am 18. Dezember schreibt er: Nach den Aufklärungen, die der Präsident ihm gegeben, werde er die Akademie nicht hindern, ihn zu wählen. Am 5. Januar 1728: „Die Unterwerfung des Herrn Präsidenten von Montesquieu war eine so vollständige (entière), daß es unbillig wäre, noch mit irgend etwas an das zu erinnern, was seinem Rufe Schaden bringen könnte, und jedermann weiß so gut, was vorgegangen ist, daß die Akademie von der Sache ohne Unzukömmlichkeit nun ganz wohl vollständig schweigen kann."

„Die Unterwerfung war vollständig", so lautet also die Kunde, die der allmächtige orthodoxe Minister der Akademie offiziell zukommen läßt und womit er sein Veto zurücknimmt.

Man kann sich denken, wie weit Montesquieu hatte gehen müssen, bis er den Kardinal so vollständig befriedigte! Er, der Zeit seines Lebens in seiner Denkweise der Mann der persischen Briefe geblieben ist, der 1744 noch eine besondere Vorrede zu denselben schrieb, um die unkirchlichen Stellen zu verteidigen, er verleugnete im Dezember 1727 vollständig seine Überzeugung, um nur den Fauteuil der Akademie zu erlangen.

Es ist dies der schwärzeste Punkt seiner Laufbahn. Er hat die angeblich höchste Ehre eines französischen Schriftstellers durch den niedrigsten Akt seines Lebens erkauft.

Am 5. Januar 1728 fand die definitive Wahl statt. Sechzehn Mitglieder waren anwesend. Am 24. Januar hielt er seine Antrittsrede. Sie war, wie es damals noch Sitte, kurz; nur sechs Seiten füllt sie in seinen Werken in 12⁰. Aber sie ist umfangreich genug, um ein Loblied

auf Ludwig XIV. zu enthalten, das dem Verfasser der persischen Briefe sonderbar zu Gesicht steht. Jetzt ist der „Schwarzkünstler“ zum Heros, zum Abbild Gottes geworden! Und die vor ihm versammelten 39 versichert Montesquieu seines Dankes dafür, daß sie ihn zu sich erhoben und es ihm möglich gemacht haben, sie aus der Nähe zu bewundern.

Ist es nicht, wie er selbst gespottet hat: „Die Lobrede setzt sich wie von selbst in ihr ewiges Gewäsch“?

Die Antwortrede des Direktors der Akademie war voller scharfer Hintergedanken, ja geradezu höhnisch, soweit es die akademische Form erlaubte. Montesquieu weigerte sich, dieselbe mit der seinigen zusammen drucken zu lassen, so wie es Brauch war. Er publizierte die seinige für sich allein.

Nur dreimal besuchte er die Sitzungen der Akademie und nie ergriff er dabei das Wort.

Er mochte fühlen, wie wenig Ursache er hatte, an diese seine neue Würde zu erinnern.

Auch wir möchten gerne vergessen, daß und wie er Akademiker geworden ist.

Je überraschender uns das Benehmen des zukünftigen Verfassers des Esprit des lois in dieser Sache erscheint, um so eindringlicher stellt sich uns die unerquickliche Wahrheit dar, daß die Akademie den Charakter der französischen Schriftsteller schädigt, daß sie eine Institution der Eitelkeit ist, die zum Bösen verführt. Sollte ihr Voltaire widerstanden haben? Er, der mit kindischer Gier nach den inhaltlosesten äußern Auszeichnungen haschte?

Wir werden vielmehr von vorneherein annehmen, daß er noch weiter geht als Montesquieu. Dieser verleugnete

seine Überzeugung zwischen zwei Akademiesitzungen, gleichsam der bösen Eingebung eines Momentes folgend. Ein schriftliches Dokument seiner Palinodie hat er nicht ausgestellt. Voltaire wird ganz freiwillig und mit reiflicher Überlegung während eines Zeitraums von Jahren gegen jeden, dessen akademische Gegnerschaft er fürchtet, von Versicherungen seiner kirchlichen Gesinnung überfließen.

Das beginnt 1732 und endet 1746 mit seiner schließlichen Wahl. Zu Anfang 1732 starben zwei Mitglieder der Akademie. Voltaire beschloß, sich zu bewerben. Er war damals 38 Jahre alt, hatte seine Henriade, seinen Oedipus und Brutus, seine Geschichte Karls XII. publiziert, aber auch jenes berühmte Glaubensbekenntnis Le pour et le contre verfaßt, in welchem er sich für das contre, d. h. gegen das Christentum ausspricht, und eine Unzahl kleinerer Poesien geschrieben, die das akademische Orakel, den Herrn de Boze, zu dem Ausspruch veranlaßten, daß Voltaire niemals ein akademisches Personnage werden würde.

Die Aussichtslosigkeit seiner Bewerbungen bewog ihn bald, abzustehen und von der Akademie schriftlich und mündlich in sehr despektierlicher Weise zu reden.

Kurze Zeit nachher brach der Sturm wegen der englischen Briefe Voltaires aus. Er mußte fliehen. Auf Schloß Cirey in den Vogesen fand er Aufnahme bei seiner Freundin, der Marquise du Châtelet, und hier verlebte er nun die nächsten fünfzehn Jahre, hie und da eine bald freiwillige, bald unfreiwillige Reise ins Ausland antretend und häufig, namentlich im Winter, nach Paris zurückkehrend.

Im Januar 1743 starb der Kardinal Fleury, und nun

hielt Voltaire den Moment für gekommen, einen neuen Versuch zu machen. Des orthodoxen Ministers Nachfolger in der Akademie zu werden, das mußte für den Spötter von Cirey noch seinen besondern Reiz haben.

Seine literarischen Ruhmestitel hatten sich in den elf Jahren bedeutend vermehrt und nun war am 20. Februar 1743 noch der unerhörte Erfolg seiner Mérope dazugekommen, die ihm die bisher unbekannte Ehre eines Hervorrufs einbrachte. Aber andrerseits war der Ruf seiner Unkirchlichkeit nicht geringer geworden. Es war vorauszusehen, daß die Wahl nicht so glatt verlaufen werde.

In seinen autobiographischen Aufzeichnungen berichtet er darüber folgendermaßen:

„Mehrere Akademiker wollten, daß ich Fleurys Platz in der Akademie haben sollte. Man fragte an der Tafel des Königs, wer in der Akademie die Rede auf Fleury halten würde. Der König antwortete, daß ich das tun würde. Seine Maitresse, die Châteauroux, wollte es so; aber der Staatssekretär v. Maurepas wollte es durchaus nicht haben. Er hat die üble Gewohnheit, sich mit allen Maitressen seines Herrn zu überwerfen.

„Ein alter Narr, der Lehrer des Dauphin, ein früherer Theatinermönch und späterer Bischof von Mirepoix, Namens Boyer, übernahm es, aus Gewissensgründen, die Laune des Herrn v. Maurepas zu sekundieren ... er stellte vor, daß das Gott beleidigen hieße, wenn man einen Profanen wie mich einem Kardinal zum Nachfolger gebe. Ich wußte, daß Herr v. Maurepas den Boyer handeln ließ. Ich ging zum Staatssekretär und sagte zu ihm: „„Ein Sessel in der Akademie ist keine besonders wichtige Würde, aber wenn man einmal in Sachen genannt ist, so ist es be-

trübend, denselben nicht zu erhalten. Sie sind mit der Châteauroux, die der König liebt, zerfallen, aber, ich bitte Sie, was hat denn ein armseliger akademischer Fauteuil mit diesem Zerwürfnis zu tun? Ich beschwöre Sie, mir offen zu sagen: werden Sie sich widersetzen, wenn die Châteauroux über Boyer Meister werden wird?"" Er sann einen Moment nach und dann antwortete er: „„Oui et je vous écraserai.""

„Schließlich wurde wirklich der Priester über die Maitresse Meister und ich bekam den Sessel nicht, um den ich mich übrigens kaum kümmerte."

Der Schlußsatz zeigt, wieviel Glauben diese Relation verdient. Daß die Châteauroux Voltaire gewogen war, können wir nicht bezweifeln; es war immer seine Taktik, sich der Gunst dieser Damen zu versichern. Ludwig XV. aber war persönlich nie für Voltaire eingenommen, so daß wir der Behauptung Maurepas' wohl Glauben schenken dürfen, daß der König den Dichter nicht als Nachfolger seines Lehrers und Premiers Fleury haben wollte. Maurepas hat gegenüber Beaumarchais später sein eigenes Verhalten in der Sache anders dargestellt als Voltaire; mag nun aber auch seine gehässige Antwort von Voltaire erfunden sein, die Gehässigkeit seines ganzen Betragens steht jedenfalls außer Zweifel.

Boyer aber ist in Wahrheit von Voltaire nicht mit der Geringschätzung behandelt worden, die aus der oben angeführten Stelle spricht. Voltaire hat es sich vielmehr sehr angelegen sein lassen, ihn für sich zu gewinnen. Er hat ihm zu diesem Zwecke im März 1743 einen Brief geschrieben, in welchem die Stelle vorkommt:

„Vor Gott, der mich hört, erkläre ich, daß ich ein guter

Bürger und ein wahrer Katholik bin. Ich sage dies einzig aus dem Grunde, weil ich es in meinem Herzen immer gewesen bin. Ich habe keine Seite geschrieben, die nicht den Geist der Humanität atmet, wohl aber manche, die durch ihre Religiosität geheiligt sind. Die Henriade ist von einem Ende bis zum andern nichts als das Lob der Tugend, die sich der Vorsehung unterwirft ..." Im folgenden verleugnet er dann seine unter dem Titel Lettres philosophiques gehenden englischen Briefe.

Wahres und Falsches bildet in diesen, wie in allen ähnlichen zahlreichen Versicherungen Voltaires einen unentwirrbaren Knäuel. Halten wir uns nur daran, daß er hier feierlich erklärt, daß er immer ein guter Katholik gewesen sei, nachdem er doch in seinem Le pour et le contre die Worte ausgesprochen: „Ich bin kein Christ."

Das Auffallendste ist, daß der sonst so schlaue Voltaire es nicht einsehen wollte, daß ein solcher Brief aus seiner Feder gerade den dem gewünschten entgegengesetzten Erfolg haben mußte. Er überzeugte selbstverständlich diejenigen nicht, welche an Voltaires Unglauben sich stießen, sondern verletzte sie noch mehr durch die Blasphemie, die sie darin sahen, und zog ihm auch die Mißbilligung derjenigen zu, die sonst seine Meinungen teilten.

Der Brief machte in Paris nicht geringes Aufsehen; in Berlin war man nicht weniger unangenehm überrascht. Auf König Friedrichs und anderer Freunde Vorstellungen hat Voltaire keine andere Entschuldigung als die: „Boyer hätte wissen sollen, daß es ein recht trauriges Handwerk ist, das Handwerk, die Menschen zu Heuchlern zu machen."

Aber das ist nicht alles. Voltaire mag es Friedrich

gegenüber leugnen, so ist es doch nicht weniger gewiß, daß er auch an seinen zweiten heftigen Gegner, den Erzbischof von Sens, den er einst in einer literarischen Satire verspottet hatte, einen solchen Brief geschrieben, um dieses einflußreiche Mitglied der Akademie von der Aufrichtigkeit seines Kirchenglaubens zu überzeugen. „Sie können denken, wie ich erstaunt war", schreibt Friedrich am 21. Mai, „da ich hörte, wie der Diener der Wahrheit seine Knie vor dem Götzen des Aberglaubens gebeugt hat." Worauf Voltaire im Juli stolz antworten wird, daß er nur einen Brief, an Boyer, geschrieben, in welchem er diesem „vilain" heftige Vorwürfe gemacht habe. „Ich beuge mein Knie nicht vor Baal!" ruft er pathetisch aus.

All seine Künste waren, wie billig, verlorne Liebesmüh; der Priester siegte über die Maitresse, wie's im Stil Voltaires heißt und am 22. März 1743 wurde der Bischof von Bayeux in die Körperschaft gewählt.

„Darauf war ich gefaßt", schreibt am 6. April Friedrich, „daß Voltaire zurückgewiesen werden würde, sobald er vor diesem bekrummstabten und bebischofsmützten Areopag erscheinen sollte." Er gießt seinen Spott über die Akademie in Verse: Quarante savants perroquets etc.

Des Zurückgewiesenen Wut wurde dadurch nicht geringer, daß er nun umsonst die kompromittierenden Schreiben an seine beiden Feinde gerichtet hatte. Seine Eitelkeit war um so empfindlicher getroffen, als er zu ihrer Befriedigung so große Opfer gebracht hatte, als er durch seine Bewerbung auch die Lästerzungen seiner literarischen Feinde geweckt hatte. Ein heute kaum mehr bekannter, damals aber nicht unangesehener Poet, Namens Roi, ein unversöhnlicher Feind Voltaires, hatte zur Feier von dessen

Kandidatur ein Pamphlet verfaßt: Discours prononcé à la porte de l'Académie par M. le directeur à M.*** (Voltaire), in welchem der Direktor der Akademie dem vor der Tür des Hauses stehenden, um Einlaß bittenden Voltaire in der gehässigsten Weise verschiedene nicht eben ehrenvolle Vorkommnisse seines Lebens vorhält.

Voltaire schwor, für immer dieser blamierten Akademie fernbleiben zu wollen; nahm den Mund voller denn je, wenn er von des Preußenkönigs Freundschaft sprach, und zeigte den Lumpenpfaffen, wie er sie hieß (prestolets), die königliche Faust.

An dem einen, Boyer, hat er sich in einer Weise gerächt, die charakteristisch ist, charakteristisch vorzüglich dadurch, daß er dies in seiner Autobiographie mit sichtlichem Behagen erzählt:

„Als Vorwand, um Paris verlassen zu können (Sommer 1743), nahm ich meinen Handel mit dem frühern Bischof von Mirepoix. Ich schrieb dem König von Preußen, daß ich die Verfolgungen dieses Theatiners nicht mehr aushalten könne und daß ich vor den Quälereien dieses Betbruders eine Zuflucht beim weltweisen Könige suche. Da dieser Prälat immer mit Abkürzung unterzeichnete als l'anc. évêque de Mirepoix und seine Schrift ziemlich zu wünschen übrig ließ, so las man das als l'ane de Mirepoix: der Esel, statt: der Alte. Das war ein Hauptspaß und niemals war eine Unterhandlung heiterer. Der König von Preußen, der nicht faul war, wenn es galt, auf die Mönche loszuschlagen, antwortete mir mit einer Flut von Spöttereien über den Esel von Mirepoix. Ich ließ es mir angelegen sein, meine Briefe und seine Antworten andern zum Lesen zu geben. Der

Bischof erfuhr das. Er ging, bei Ludwig XV. sich zu beklagen darüber, daß ich ihn an fremden Höfen für einen Dummkopf ausgebe. Der König antwortete, daß man darüber allgemein einig sei und daß er nicht darauf achten solle." Friedrich II. hatte wirklich an dem âne de Mirepoix seinen Spaß; der Ausdruck kehrt mehrfach mit allerlei Verzierungen in seinen Briefen wieder.

Also Voltaire geht kurz nach seinem Durchfall nach Berlin. Und zwar im Auftrage des Hofes. Man betrachtete ihn, den Freund Friedrichs II., als den geeignetesten Vertreter Frankreichs in jenen schwierigen politischen Konstellationen. Es ist bekannt, wie wenig reich an Resultaten diese seine politische Mission war. Als er zu Anfang 1744 nach Paris zurückkehrte, das Herz voller Erwartungen reichen höfischen Lohnes, da harrte seiner nichts als Enttäuschung.

Man weiß, wie gerade Friedrich II. die besten Hoffnungen von den Folgen des akademischen Mißgeschickes Voltaires hegte. Er rechnete darauf, daß Voltaire jetzt geneigter denn je sein müsse, Paris, ja auch Cirey und seine Freundin Emilie du Châtelet zu verlassen und für immer nach Berlin zu kommen. Er schreibt es an Voltaire selbst in jedem Briefe; er schreibt es in überzeugten Versen an Jordan (Juni 1743):

Paris et la belle Emilie
A la fin ont pourtant eu tort;
Boyer avec l'académie
Ont malgré sa palinodie,
De Voltaire fixé le sort.
Berlin quoi que il puisse nous dire,
A bien prendre, est son pis-aller;
Mais qu'importe? Il nous fera rire

Lorsque nous l'entendrons parler
De Maurepas et de Boyer
Plein du venin de la satire.

Da Voltaire, der im August 1743 in Berlin anlangte, kein Hehl daraus machte, daß er nur vorübergehend komme, griff Friedrich zu einem eigentümlichen Mittel, um ihm die Rückkehr nach Frankreich abzuschneiden. Erstens verweigerte er ihm jede Auskunft über seine politischen Intentionen, indem er Voltaires ernsthafte Fragen mit allerlei Kalauern und Spottversen beantwortete. Er mochte Voltaire, in dem er den diplomatischen Sendling wohl erkannt hatte, nicht zu diplomatischen Erfolgen verhelfen, die ihn in Paris wieder in Gunst gebracht hätten. Zweitens ließ er durch seinen Vertrauten in Paris, den Grafen Rottembourg, dem Bischof Mirepoix Voltaires höhnische Auslassungen über denselben zukommen, „um ihn für immer mit Frankreich zu brouillieren und ihn so sicher in Berlin zu halten" (August 1743).

Die Verurteilung dieses Schrittes des Königs ist eine allgemeine. Derselbe blieb Voltaire nicht lange verborgen und ärgerte ihn nicht wenig (Oktober 1743).

Ich führe diese Vorgänge an, um zu zeigen, wie Voltaire in seiner Autobiographie dieselben zu verdrehen und für sich auszunutzen versteht. Was König Friedrich durch Rottembourg hatte tun lassen, das rühmt er sich dort, selbst getan zu haben. Er selbst habe Boyer nicht nur Friedrichs Antworten, sondern auch seine eigenen Briefe zur Kenntnis gebracht, um ihn zu ärgern. So wirft er sich zehn Jahre nach dem Ereignis in die Brust und bramarbasiert, um uns glauben zu machen, daß ihm

an Boyers Einfluß auf die Wahlen der Akademie gar nichts mehr gelegen gewesen sei.

Dem war aber tatsächlich nicht so. 1746 strahlte die Sonne der Hofgunst heller denn je über Voltaire. Madame de Pompadour lenkte jetzt Frankreichs Geschicke. Sie war aus der Zeit, da sie noch d'Etiole hieß, mit Voltaire bekannt und nun bereit, ihn zu begünstigen. Schon zu Anfang 1745 war Voltaire zum Historiographe de France ernannt worden; der Hof hatte ihn zugezogen, damit er seine Feste durch Schaustücke verschönere und den Ruhm seiner Taten durch Gesänge verkünde. Sollte dem Hofdichter und Hofhistoriographen die Akademie auch noch verschlossen bleiben?

Am 17. März 1746 wurde einer der vierzig Sessel frei. Kaum hatte Voltaire Kunde davon, als er seinen Freunden d'Argental ein Billet schrieb, das mit einer Zurückhaltung von seinem Wunsche spricht, in dem man ebensowohl die Nachwehen früherer Mißerfolge als das glühende Verlangen nach einem endlichen Erfolge erkennt.

Die Freunde sollen das Terrain sondieren. Die Operation lieferte günstige Resultate. Der König war diesmal wirklich einverstanden und erklärte seine Zustimmung später schriftlich.

Aber immer blieb noch Voltaires Reputation als Freidenker ein Hindernis. Zwar hatte das Jahr 1745 hierin eine wesentliche Änderung gebracht. Der Papst Benedikt XIV. hatte die Widmung von Voltaires Mahomedtragödie angenommen und in einem besondern Schreiben (September 1745) Voltaire den apostolischen Segen erteilt. Man kennt diesen unglaublichen Vorgang, diese Farce des achtzehnten Jahrhunderts. Wenn auch einzelne

geistliche Stimmen der Mißbilligung nicht fehlten, so blieb der schmeichelhafte Brief Benedikts eben doch ein Brief des Papstes und Voltaire konnte mit Recht ausrufen: Je suis couvert contre mes persécuteurs de l'étole du Vicaire de Dieu.

Indessen scheint ihm dieser Schutz zum Zwecke der akademischen Kampagne doch nicht ganz ausreichend vorgekommen zu sein und er hielt es für passend, ein übriges zu tun. Er wollte neben dem Papst zu Rom auch die Jesuiten Frankreichs für sich gewinnen.

Man weiß, daß Voltaire ein Jesuitenzögling war. Das Collège Louis-le-Grand, dem er als Interne während Jahren angehört hatte, war nicht besser und nicht schlechter als alle ähnlichen Institute. Voltaire schätzt die Erziehung nicht eben hoch, die er da genoß. Wenigstens urteilt er in seinem Dictionnaire philosophique (1764) unter dem Worte Éducation sehr geringschätzig: Er habe Horaz und die christlichen Pädagogen gekannt, als er das Gymnasium verließ, aber er habe nicht gewußt, daß Franz I. bei Pavia gefangen genommen worden sei, noch wo Pavia liege; Mathematik und vernünftige Philosophie sei ihm fremd gewesen, er habe nur „Latein und dummes Zeug verstanden".

Anno 1746 aber lag es nicht in seinem Interesse, seinen frühern Lehrern bittere Wahrheiten zu sagen, und da nützliche Schmeicheleien ihm jederzeit leicht sitzen, so zieht er diese vor. Er schreibt den berüchtigten schmählichen Brief an den Jesuitenpater de Latour, den damaligen Vorsteher des Collège Louis-le-Grand, der mit den Worten beginnt:

„Da ich während langen Jahren in dem Hause er-

zogen wurde, das Sie jetzt leiten, so hielt ich es für meine Pflicht, mir die Freiheit zu nehmen, diesen Brief an Sie zu schreiben und Ihnen ein öffentliches Geständnis meiner Gesinnungen zu machen, da sich eben eine gute Gelegenheit bietet.“ Er behauptet, daß zwei Schmähschriften, die ihm die jüngste Vergangenheit gebracht, diese Gelegenheit bedeuteten. Wir wissen indessen besser, welches für ihn die wahre Gelegenheit war.

Man rufe ihm in einem dieser Libelle zu, heißt es weiter, daß er ein Anhänger der Jesuiten sei. Er werde sich hüten, darauf mit der Anklage zu antworten: Sie sind ein Verleumder! Er sage vielmehr darauf: Sie sagen die Wahrheit! Zur Erhärtung dieser sonderbaren Wahrheit beruft er sich auf die unleugbare Tatsache, daß er jederzeit mit einigen Gliedern des Ordens, namentlich mit seinen frühern Lehrern, persönlich auf gutem Fuße gestanden habe. Hier nimmt er nun Veranlassung, die vortreffliche Erziehung zu preisen, die ihm von den Vätern geworden sei. Er singt das Loblied ihrer Moral und verbittet sich die Zumutung, diese Moral nach den Provinzialbriefen Pascals beurteilen zu sollen. Die Lettres provinciales lehrten nur, wie man gleichgültigen Dingen den Anschein von Verbrechen geben und wie man mit Beredsamkeit insultieren könne! Es gebe nichts, was die wahre Humanität mehr schände, als die Anklage der laxen Moral, die gegen diesen vortrefflichen Orden erhoben werde. Endlich tue er seinen Verleumdern kund und zu wissen, daß er es mit dem großen Corneille halte und erkläre: „Ich unterwerfe meine Schriften dem Urteil der Kirche. Ich erkläre auch, daß, wenn man jemals unter meinem Namen eine

Seite gedruckt hat, die auch nur einem Dorfküster Ärgernis geben kann, ich bereit bin, sie vor seinen Augen zu zerreißen. Ich will ruhig leben und sterben im Schoß der katholisch-apostolisch-römischen Kirche, ohne jemanden anzugreifen, ohne jemandem zu schaden, ohne die geringste Meinung, die jemanden stoßen könnte, aufrechtzuerhalten. Ich verabscheue alles, was die geringste Störung in der Gesellschaft hervorrufen könnte."

„Man hat diese Denkweise, glaube ich, in allen meinen Schriften erkannt, so verunstaltet dieselben auch sein mögen durch die lächerlichen Ausgaben, die man von ihnen unter das Publikum gebracht hat. Sogar die Henriade ist nie korrekt gedruckt worden. Man wird meine wahren Werke wahrscheinlich erst nach meinem Tode erhalten", fügt er mit heuchlerischem Augenaufschlag hinzu. Als ob man nicht wüßte, daß es ja in seiner Hand lag, korrekte Ausgaben seiner Schriften zu veranstalten und daß er in England, wo er die Henriade drucken ließ, Zeit und Muße hatte, die Korrekturen genau zu lesen. Freilich waren die Henriade, das Pour et Contre, die englischen Briefe in korrekten Ausgaben vorhanden! Aber es lag nicht in seinem Interesse, diese echten Ausgaben vor den interpolierten Nachdrucken hier durch eine wahrhaftige Erklärung zu bezeichnen.

So lügt er denn von Anfang bis zu Ende. Und das alles wegen der pauvre place à l'académie française, wie er sie vor Jahren schon geringschätzig genannt hat.

„Es wäre besser gewesen", sagt ebenso schonend wie nachdrucksvoll sein Biograph Condorcet (1787), „er hätte auf die akademische Ehre verzichtet, als daß er die Schwäche

hatte, diesen Brief zu schreiben.“ Der Mann, der längst Mitglied fast aller europäischen Akademien war, der, was mehr sagen will, sich einen Namen gemacht hatte, dessen Ruhm und Machtstellung kein Titel zu erhöhen vermochte, erkaufte um diesen Preis seinen Platz in der Académie française. „Il aspire à descendre“, sagte einst Paul Louis Courier von Bonaparte, als er den Kaisertitel annahm, „il aime mieux un titre qu'un nom. Pauvre homme! ses idées sont au-dessous de sa fortune... Être Bonaparte et se faire Sire!“

Être Voltaire et se faire académicien!

Über wen würde die Nachwelt die Achsel zucken, wenn er in selbstbewußter Zurückhaltung auf die Ehre verzichtet hätte, — über ihn oder über die bebischofsmützte Körperschaft?

Ja, die Sache ist eigentlich noch schlimmer, als ich sie dargestellt. Daraus, daß der Bischof Boyer bei der neuen Kandidatur Voltaires seine Stimme zum Widerspruch nicht erhebt, kann ersehen werden, daß von oben herab jede Bekämpfung dieser Kandidatur verpönt war. Man wollte Voltaire haben. Er wußte das. Aber es war ihm nicht genug, überhaupt zugelassen zu werden, er begehrte einen glanzvollen, auf Stimmeneinheit gegründeten Einzug. „In eine Gesellschaft überhaupt aufgenommen zu werden, das will wenig heißen. Man muß in derselben wie in einem Freundeskreis empfangen werden“, schreibt er im März an seinen lieben Moncrif, den Vorleser der Königin.

Also bloß um eine möglichst große Zahl von Stimmen auf sich zu vereinigen, schreibt er Briefe, wie den an den Pater de Latour.

Die Stimmung der Voltaire feindlichen Akademiemitglieder charakterisiert übrigens am besten eine „Pensée“

Montesquieus: „Voltaire ist keine schöne, sondern nur eine artige literarische Erscheinung. Es wäre eine Schande für die Akademie, ihn als Mitglied zu besitzen, und es wird ihr einst zur Schande gereichen, ihn nicht besessen zu haben." Man sieht, dieselben Unsterblichen, die 1743 ohne Zögern ihn abgewiesen haben, sind sehr wankend geworden. Voltaire selbst ist ihnen um nichts sympathischer als früher; aber sie fürchten, sich schließlich selbst zu schädigen, wenn sie den weltberühmten Mann wieder abweisen.

Die Zustimmung, ja der ausgesprochene Wunsch von oben und die nachgiebige Stimmung der oppositionellen Mitglieder sicherten die Wahl; der Lügenbrief sollte die Einstimmigkeit sichern.

Die literarischen Feinde schrien lauter als 1743. Roi legte eine Schmähschrift, die er 1736 verfaßt, le Triomphe poétique, neu auf, indem er den Ereignissen der letzten zehn Jahre aus dem vielumgetriebenen Leben Voltaires in dieser zweiten Auflage Rechnung trug, und druckte seine Rede des Akademiedirektors wieder ab; andere sangen Chor.

Voltaire ist außer sich, weniger wegen der Angriffe auf seine Person — und wenn man ihm glaubt — als weil die ihm jetzt so teure Akademie in dem Libell beleidigt sei. Moncrif soll die Königin umstimmen, welche als die Gönnerin Rois gilt, und so die gerichtliche Verfolgung möglich machen. Aber Roi schwört hoch und teuer, daß er an dem Pamphlet völlig unbeteiligt sei. Für den Moment scheint Voiltaire nicht Ernst machen zu wollen. Es kam ihm offenbar zunächst mehr darauf an, Lärm zu schlagen und durch Anrufung seiner einflußreichen Verbindungen das Literatenvolk zu schrecken.

Am 25. April 1746 wird er gewählt. Neunundzwanzig

Unsterbliche waren anwesend. Er behauptet, die Wahl sei einstimmig erfolgt; das Register der Akademie, welches das Stimmenverhältnis nie angibt, bedient sich des formelhaften Ausdrucks: mit Stimmenmehrheit.

Nun hielt er ihn, diesen teuren Sessel, dessen Erlangung ihn so viel Niedrigkeit und so viel ingrimmigen Ärger gekostet; nun war er, wie er später spotten wird, eines der vierzig unnützen Mitglieder der Akademie.

Sein Discours de réception fand am 9. Mai unter großem Andrang eines distingierten Publikums statt. Diese Rede war eine Neuerung. Sie beschränkte sich nicht auf das Lob Richelieus und Ludwigs XIV., wie noch diejenige Montesquieus, sondern behandelte auf 25 Seiten in 12[10] auch die Geschichte der französischen Sprache und Literatur und kam von den berühmten Autoren der Vergangenheit zu sprechen auf die Helden der Feder und des Geistes der Gegenwart, lobte überall, pries alle und vor allen die Mitglieder der Akademie, auch die, denen er im Herzen spinnefeind war: Montesquieu und seinen Rivalen im Tragödienfache, den schrecklichen Crébillon. Auch ihm setzte sich der Panegyrikus wie von selbst in sein harmonisches Gewäsch.

Ein Spaßvogel soll dieses Musterstück akademischer Lobrede in den Salons fünf- oder sechsmal vorgelesen haben, wobei er mit der Lektüre jedes Mal an einer andern Stelle anhub, ohne daß jemand dessen gewahr wurde. Se non è vero, è ben trovato und charakterisiert trefflich die inhaltlose, unzusammenhängende, buntscheckige Manier dieser tönenden Lobrednerei.

Nichts konnte den Libellschreibern willkommener sein, als eine solche Prunkrede. Die Bibliographen verzeichnen

drei Pamphlete, die sich mit derselben beschäftigen. Eines davon, ein ironischer Discours de réception, wurde Voltaire mit einem Briefe und voller Unterschrift vom Autor selbst zugesandt. Der empfindliche Akademiker reicht hastig eine Klage ein, zieht sie aber kurz nachher wieder zurück. Er hetzt die Polizei auf die Kolporteure der gegen ihn gerichteten Schmähschriften. Einer derselben wird mit ein paar hundert Exemplaren des Roischen Libells festgenommen. Es regnet Verhaftungsbefehle gegen kompromittierte Buchhändler. Haussuchungen finden statt; bei einem mit Voltaire verfeindeten Mitglied des Orchesters der Oper werden weitere Exemplare vorgefunden und dieser, Travenol mit Namen, von Voltaire angeklagt. Er verlangt 6000 Franken Zivilentschädigung.

Ein fetter Prozeß von sechzehn langen Monaten ist die Folge. Voltaire zeigt sich von seiner häßlichsten Seite. Schließlich erhält er 300 Franken Entschädigung und muß selbst seinen Gegnern deren 500 zahlen. Seine Leidenschaftlichkeit hat ihm diesen Mißerfolg eingetragen. Die von ihm angerufenen weitern Instanzen belassen es bei diesem Urteil (August 1747).

Dieser Handel hat Voltaire in den Augen des Publikums viel geschadet. Er ist ein Flecken in seinem Leben, wie Laharpe sagte. Der Sünde seiner Kandidatur folgte die Strafe auf dem Fuße.

So ist weder Montesquieu noch Voltaire seiner akademischen Würde recht froh geworden. Beider Gesinnung hat die Feuerprobe nicht bestanden. Sie haben, wie so viele andere, ihre Überzeugung verleugnet

pour une pauvre place à l'académie française.

Lessings Urteil über Voltaire.[1])

Voltaire hat sein Siècle de Louis XIV bekanntlich zu Berlin redigiert und zum Druck gebracht, und an die Drucklegung aus der zweiten Hälfte des Jahres 1751 knüpft sich ein Begebnis, ein persönlicher Konflikt mit Lessing, ein Begebnis, das, wenn man den Lessingbiographen glaubt, sichtbare Spuren in der Geschichte der deutschen Literatur zurückgelassen hat, weil durch diesen Konflikt der Ton von Lessings 'Hamburgischer Dramaturgie' wesentlich bedingt worden sei.

Lessing habe eben in der 'Hamburgischen Dramaturgie' 1767 'einen alten Handel mit dem verhaßten Voltaire zu begleichen gehabt'. Das ist der Ausdruck, den z. B. Erich Schmidt[2]) braucht. Das ist, soviel ich sehe, die communis opinio der Lessingbiographie überhaupt, und auch die Voltairebiographie hat daran Teil z. B. bei D. Fr. Strauß.[3])

Ich hobe wiederholt Gelegenheit gehabt, in Gesprächen mit Freund Schmidt zum Ausdruck zu bringen, daß ich diese Auffassung für irrtümlich halte, wenn es auch zu

---

[1]) (Vortrag in der Preuss. Akademie der Wissenschaften vom 22. XI. 1917. Vgl. Sitzungsberichte S. 623; wiedergegeben nach Morfs stenographiertem Ms.; die Zitate wurden nachgetragen, so wie Morf sie etwa vorgelesen hat.)

[2]) Lessing. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften. 3. Auflage. Berlin 1909. S. 603, 616.

[3]) Voltaire, 3. Auflage. Leipzig, Hirzel, 1872. S. 158.

einer ausgiebigen Besprechung der Frage zwischen uns nicht mehr gekommen ist. Man wird es nicht für pietätlos halten, wenn ich nun noch, ohne daß er gegenwärtig ist, die Meinung, die er besonders scharf und eindrucksvoll formuliert, zu widerlegen versuche und mich gegen die beredten Worte wende, welche er dafür gefunden hat.

Zwischen dem Ton der 'Hamburgischen Dramaturgie' und dem peinlichen Erlebnis von 1751 kann ich keinen Zusammenhang sehen; ich sehe vielmehr, daß der gereizte Ton der 'Dramaturgie' aus anderen Quellen fließt, die ihn restlos erklären. Lessing soll dabei nichts verlieren, im Gegenteil.

Es ist mir jederzeit vorgekommen, daß es nicht sehr ruhmvoll für ihn ist, anzunehmen, er habe sich 1767 als Hamburger Theaterkritiker für ein Vorkommnis von 1751, aus seiner Berliner Studentenzeit gerächt, also nachdem er seinen Grimm fünfzehn lange Jahre in sich herumgetragen. — Aber nicht um eine Rettung Lessings handelt es sich dabei für mich. Auch wenn Lessing zu Schaden käme, könnte das das Urteil des Historikers nicht beeinflussen.

Ebensowenig handelt es sich für mich um eine Rettung Voltaires, obwohl ich auch im Urteil über Voltaire der communis opinio der Lessingbiographen, Erich Schmidt eingeschlossen, widersprechen muß. Es ist in diesen Urteilen, in denen er als ein leibhaftiger Gottseibeiuns erscheint, ein stark traditionelles Element zu erkennen, einer übernimmt sie von dem andern, wobei man beachten kann, daß der letzte gern noch etwas schärfer, pointierter spricht als seine Vorgänger, gleich als wollte er wenigstens in der Form etwas Eigenes hinzutun. So läßt sich Erich Schmidt zu der Qualifikation 'meineidiger Giftmischer'

(p. 252) hinreißen. Solche Leidenschaftlichkeit erschwert sicherlich die Erkenntnis der Wahrheit, und in Wirklichkeit hat die Voreingenommenheit, welche bei den Lessingbiographen gegenüber Voltaire herrscht, gerade hier die Erkenntnis der einfachsten Zusammenhänge hintangehalten.

Ich habe Ihnen nicht neue Tatsachen, Entdeckungen vorzutragen, ich möchte Ihnen einfach objektiv erzählen, wie sich die Dinge zugetragen haben und sie ruhig, ohne Voreingenommenheit weder gegen den einen noch für den anderen zusammenfügen und beurteilen.

Ich werde Ihnen insbesondere erzählen müssen, was denn Lessings peinliches Erlebnis mit Voltaire von 1751 überhaupt gewesen ist. Inwiefern hat Lessing dabei Veranlassung bekommen, sich über Voltaire zu beklagen? Wie ist da Recht und Unrecht verteilt? Ist Lessing wirklich ein Tort widerfahren, über dessen Erinnerung selbst die Jahrzehnte nicht triumphierten? ... Il tempo è galantuomo.

Ich muß etwas weiter ausholen.

Voltaire war 1726—28 in England gewesen. Er hat dort England für die Franzosen entdeckt und diese Entdeckung in den berühmten achtzehn 'Briefen über die Engländer' 1734 im Druck bekanntgegeben. Er hatte insbesondere das englische Theater, er hatte Shakespeare entdeckt, und dieses Theater und diesen Dichter gab er den Franzosen bekannt.

Hören Sie, was er über das englische Theater überhaupt sagt:

> leurs pièces presque toutes barbares, dépourvues de bienséance, d'ordre, de vrai-semblance, ont des lueurs étonnantes au milieu de cette nuit ..... (p. 84),

und über Shakespeare:

. . . . il créa le théatre; il avoit un génie plein de force & de fécondité, de naturel & de sublime, sans la moindre étincelle de bon goût, & sans la moindre connoissance des régles ..... il y a de si belles scénes, des morceaux si grands & si terribles répandus dans ses Farces monstrueuses, qu'on appelle Tragédies . . . . (p. 79).[1])

Sie sehen die Zwiespältigkeit seiner Empfindung: „genial aber regel- und geschmacklos, monströse Farcen."

Und dann fährt Voltaire fort: Le premier Anglais qui ait fait une pièce raisonnable & écrite d'un bout à l'autre avec élegance, est l'illustre Mr Addisson. Son Caton d'Utique est un chef-d'œuvre pour la diction, & pour la beauté des vers .... Le Caton de Mr Addisson me paroit le plus beau personnage qui soit sur aucun théatre ..... (p. 84).

Darüber sagt Schmidt (I, 178): Die Tragödie der Engländer war 'mit Voltairescher Verschlagenheit beurteilt'. Sehr absichtlich muß Addisons regelmäßiger 'Cato' als Meisterstück von innen und außen paradieren; das heißt: die Engländer haben nur Ein wahrhaftes Trauerspiel, und dies ist in der französischen Münze geprägt.

Also Voltaires zwiespältiges Urteil über Shakespeare ist eine Verschlagenheit, Addisons 'Cato' wird gelobt, weil es französische Münze ist.

Keine Aufrichtigkeit, keine Spontaneität, nur Berechnung, List, Verschlagenheit.... Dieser Voltaire kann nur lügen und trügen!

---

[1]) Voltaire, Lettres philosophiques; éd. critique p. G. Lanson, Paris 1909, Société des textes français modernes.

Diese Art, Voltaires Verhältnis zu Shakespeare zu beurteilen ist nun seit einem halben Jahrhundert bei uns Sitte, seit 1875 im Shakespeare-Jahrbuch Königs Aufsatz über Voltaire und Shakespeare erschienen ist, der überall in Voltaires Verhältnis zu Shakespeare nur Eitelkeit, Gehässigkeit, Perfidie sieht und der gesteht, daß ihn Voltaires Worte erbittert haben. Es ist aber für den nicht erbitterten Forscher ganz klar, daß Voltaire in seiner Stellung gegenüber Shakespeare durchaus seiner ehrlichen Überzeugung Ausdruck gibt. Nicht Gehässigkeit, Verschlagenheit diktiert ihm 1734 und noch vierzig Jahre später seine spöttischen Bemerkungen über Shakespeares Trunkenbolde, Totengräber, Schuhflicker, sondern seine aufs empfindlichste verletzte Überzeugung von der Vornehmheit der Bretter, welche die tragische Welt bedeuten. Voltaires Klassizismus und Aufklärertum legen sich wie eine Binde über seine Augen.

Ich habe mir vor 30 Jahren die Mühe genommen[1]), Voltaires Urteil über Shakespeare während seines ganzen Lebens zusammenzustellen und zu vergleichen. Es ist immer die nämliche Beurteilung, und wir dürfen ihr Anerkennung ihrer Konsequenz und Aufrichtigkeit nicht versagen.

Neunzehnjährig war der Studiosus G. E. Lessing Ende 1748 zusammen mit seinem etwas älteren Vetter Mylius nach Berlin gekommen. Unbemittelt, uneins mit dem frommen Elternhause, suchte er hier seinen Weg. Eine der ersten Bekanntschaften, die er hier machte, so berichtet

---

[1]) Aus Dichtung und Sprache der Romanen I, Straßburg, Trübner, 1903 S. 265ff.

sein Bruder Karl 1793, war ein Belgier namens Richier, der sich als französischer Sprachmeister durchschlug.

Mit Mylius begründete Lessing im folgenden Jahre eine Vierteljahrsschrift 'Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters', die es freilich nur auf vier Nummern gebracht hat. Die beiden jungen Leute bringen da Theaterberichte aus Paris, Stuttgart, Dresden, Berlin, übersetzen dramaturgische Abhandlungen aus dem Französischen, behandeln Plautus, besonders seine Captivi. Hier erkennt man die Arbeit Lessings, dort die des Freundes Mylius.

Schon im ersten Teil, der zur Herbstmesse 1749 erschienen sein wird, begegnet ein Artikel unter dem Titel: 'Des Herrn von Voltaire Gedanken über die Trauer- und Lustspiele der Engländer aus seinen Briefen über die Engländer übersetzt'[1]) mit der redaktionellen Bemerkung, daß Voltaire 'beinahe der einzige sei, der unter seinen Landsleuten unparteiisch und vorteilhaft von der Schaubühne der Engländer geurteilt habe'.

Da wird unter anderem wiedergegeben, was ich eben im Original zitiert:

Ihre (der Engländer) Stücke, die beynahe alle barbarisch, ohne die geringste Wohlanständigkeit, Ordnung und Wahrscheinlichkeit sind, haben mitten in dieser Nacht ihre blendenden Stralen ....

.... Er (Shakespeare) war der Schöpfer ihres Theaters, und besaß einen Geist voller Stärke und Fruchtbarkeit, er war von Natur fähig und erhaben, ohne den geringsten Funken eines guten Geschmacks und ohne die geringste Kenntnis der Regeln .... Es sind so schöne Auftritte,

---

[1]) Stuttgart 1750.

und so große und schreckliche Stellen in seinen ungeheuern Spielen, die man Tragödien nennt ....

.... Der erste Engländer, der ein vernünftiges Stück verfertiget, und mit vieler Zierlichkeit vom Anfange bis zum Ende ausgearbeitet hat, ist der berühmte Addison. Sein Cato ist in Ansehung des Ausdrucks und der Schönheit der Verse ein Meisterstück.[1])

In der Vorrede dazu macht Lessing[2]), das heißt die Redaktion, schon Vorbehalte gegenüber dem Franzosentum:

man habe genug von den älteren Franzosen, wolle jetzt die neueren geben;

der Deutsche neige mehr zur englischen als zur französischen Schaubühne;

neben die einzigen Franzosen sollten auch die andern Fremden treten.

Die 'Beyträge' sind von der Absicht eingegeben, die alleinige Herrschaft der französischen Dramatik in Deutschland zu brechen; sie weisen nachdrücklich auf die Schaubühne der Italiener, Spanier, Holländer hin; aber auch von der Absicht, das deutsche Theater vom Einfluß des ausländischen (französischen) zu befreien. Wenn dies gelinge, dann werde die deutsche Schaubühne ihrer Anlage gemäß mehr der englischen gleichen als der französischen. Es ist ein oppositionelles Blatt im Reiche der Literatur, obwohl die Redaktion noch sehr in französischen Kunsturteilen befangen ist.

Nur ein Vorbehalt wird von der Redaktion gegenüber Voltaires Urteilen gemacht in der einzigen Fußnote des

[1]) S. 101 u. 96f.

[2]) Bd. 4 S. 50f. der Ausgabe von Lachmann-Muncker, 3. Aufl. Stuttgart 1886ff.

Stückes (p. 108) und dieser Vorbehalt bezieht sich nicht auf seine Worte über Shakespeare, sondern auf das, was Voltaire beiläufig über das antike Lustspiel sagt: Plautus und Aristophanes werden gegen Voltaires geringschätzige Behandlung in Schutz genommen .... und hier spürt man die Hand Lessings.

Also die Redaktion denkt anders als Voltaire über den Wert der antiken Komödie .... aber die Beurteilung, die Voltaire den Engländern und speziell Shakespeare zuteil werden läßt, nennen die Redaktoren ausdrücklich unparteiisch und vorteilhaft.

Mylius' und Lessings Führer auf dem Wege zu Shakespeare war also Voltaire, wie er auch hierin so manches andern Führer geworden ist. Was schon den zwanzigjährigen Lessing von Voltaire trennt, ist sein innigeres respektvolleres Verhältnis zur Antike, die getraut sich der in einem deutschen Gymnasium vorgebildete Lessing besser zu kennen, der Zögling der Meißner Fürstenschule St. Afra.

In zwei aus Paris stammenden Theaterberichten der beiden ersten Nummern der 'Beyträge' wird allerlei Pariser Theaterklatsch ausgekramt, bei welchem auch die Person Voltaires gezaust wird. Die Redaktion druckt diese unterhaltsamen Pariser Mitteilungen mit dem ausdrücklichen wiederholten Bemerken ab, daß die darin gefällten Urteile nicht von ihr stammen.[1]) Bei der Wiedergabe von Voltaires Urteilen über Shakespeare erklärt sie ausdrücklich ihre Zustimmung; bei der Wiedergabe des Pariser Theaterklatsches lehnt sie jede Mitverantwortung ab.

[1]) Das ablehnende Urteil über Nanine steht in direktem Widerspruch zu dem Urteil der 'Hamburgischen Dramaturgie' über das nämliche Stück.

Als diese Kleinigkeiten im Druck erschienen, ahnte der junge Lessing nicht, daß Voltaire in wenig Monaten zu jahrelangem Aufenthalt in Berlin eintreffen würde (Juli 1750).

Zu den ersten schmerzlichen Erlebnissen Voltaires gehörte, daß er seinen Sekretär Tinois in Berlin auf einer Untreue ertappte. Tinois hatte sich vom Prinzen Heinrich bestechen lassen und ihm eine Abschrift der Pucelle ausgeliefert und sich wohl auch noch andere Manuskripte Voltaires unrechtmäßig angeeignet, durch d'Arnaud, ein wenig rühmliches Mitglied unserer Akademie verführt, wie Voltaire an Friedrich Ende 1750 schreibt.

Voltaire entließ den ungetreuen Tinois, und in dieser Zeit scheint er auf den Sprachlehrer Richier, Lessings Freund, aufmerksam gemacht worden zu sein, den er um die Jahreswende 50/51 in seinen Dienst genommen hat.[1]) Es waren eben die bösen Tage jenes berüchtigten Prozesses mit dem Juden Hirschel.

Mangolds[2]) eingehende Darstellung hat ergeben, daß juristisch der Handel für Voltaire in Wirklichkeit günstiger liegt, als man bisher angenommen, daß von Fälschung wirklich keine Rede sein kann und daß auch der falsche Eid in keiner Weise erwiesen ist, und alle Abneigung gegen

---

[1]) Tinois will Colini gleich gefolgt sein, cf. Georg Meinhardt, Voltaire und seine Sekretäre, Dissertation, Berlin 1915, p. 96. Damit stehen aber die von Colini selbst gegebenen Jahreszahlen seines Eintrittes 1752 in Widerspruch. Wenn er (Anfang) 1752 eingetreten ist, ist er der Nachfolger Richiers. Ist es denkbar, daß die beiden nebeneinander waren?

[2]) Wilhelm Mangold, Voltaires Rechtsstreit mit dem königlichen Schutzjuden Hirschel, Berlin 1905.

Voltaire berechtigt uns heute nicht, aus einer Entfernung von anderthalb Jahrhunderten schärfer sehen und urteilen zu wollen als die Richter von 1751. In solchen unentschiedenen Streitfällen muß für die Nachgeborenen gelten: in dubio pro reo. Hirschel aber war der Unehrlichkeit und der Lüge überführt.

Menschlich freilich ist Voltaire in dem Handel sehr zu Schaden gekommen. Ein Mann seiner Stellung darf keine solchen Prozesse haben, auch wenn er sie gewinnt. Voltaire verrät eben einen bedauerlichen Mangel an Sinn für Wert und Würde der Persönlichkeit.

Im Laufe der bangen Wochen, die ihm dieser häßliche Rechtshandel brachte, bedarf Voltaire eines Übersetzers, der einen französischen Schriftsatz ins Deutsche überträgt. Richier empfiehlt ihm seinen deutschen Freund, den zweiundzwanzigjährigen Studiosus Lessing, der, wie die Prozeßakten ergeben, am 28. Januar 1751[1]) als Dolmetscher Voltaire zur Gerichtsbehörde begleitet, da Voltaires Anwalt erkrankt ist.

Unerfreulich war der Einblick, den Lessing hier gleich in Voltaires Wesen tun konnte. Er scheint kärglich honoriert worden zu sein und das Unehrenhafte des Streites mit dem Juden stark empfunden zu haben. Beides reizte seinen Spott. Einen witzigen Vierzeiler über den geizigen Dichter Semir, womit wohl Voltaire gemeint war, veröffentlicht er am 20. März 51 im Feuilleton der 'Vossischen Zeitung'; ein Spottgedicht auf den Prozeß und auf Voltaire, der ein größerer Schelm gewesen als der Jude, ließ er erst zwei Jahre später, als Voltaire bereits abgereist

---

[1]) Mangold, S. XXIX.

war, in der ersten Ausgabe seiner Werke abdrucken. Lessing war damals Feuilleton- und Beiblattredakteur der 'Vossischen Zeitung'.

Über den weiteren Verkehr Lessings mit Voltaire berichtet Bruder Karl (p. 71).[1])

'Voltaire lud ihn alle Tage zu sich zu Tische; sprach auch von Litteratur und Wissenschaften, doch immer in so zurückhaltendem und ernstem Tone, daß den Tischgenossen wenig Spielraum ihres Witzes blieb.'

Das Verhältnis zwischen den beiden gestaltete sich so, daß Lessing es unternahm, einige der historischen Aufsätze Voltaires aus dessen gesammelten Werken, die 1748—50 bei Walther in Dresden erschienen waren, zu übersetzen: fünfzehn Aufsätze im ganzen; darunter zwei über das Jahrhundert Ludwigs XIV., gleichsam Vorarbeiten zu dem größeren Buch über diese Zeit, ein Aufsatz über die Kreuzzüge, in welchem Lessing vielleicht die erste Anregung zu seinem Nathan findet, unter dem Titel Des Herrn von Voltaire kleinere historische Schriften aus dem Französischen übersetzt, erschienen zur Herbstmesse 1751 (Rostock, Koppe, 1752).

Man sieht, daß Lessing den Sommer über mit Voltaire in Beziehung geblieben ist. Er ist etwas wie sein Übersetzer geworden. Ob sie da öfters zusammen waren, muß dahingestellt bleiben. Voltaire verbrachte fast die ganze Zeit, seit März 1751, in Potsdam.

Dort erreichte ihn auch aus Paris die Nachricht, im April, daß sein Pariser Sekretär Longchamp, den er bei

---

[1]) Gotthold Ephraim Lessings Leben von K. G. Lessing, herg. von Otto F. Lachmann. Leipzig, Reclam.

seiner Nichte Denis in Paris zurückgelassen, sich schwerer Veruntreuung von Manuskripten schuldig gemacht habe und daß es Mme Denis nur mit Hilfe polizeilicher Haussuchung gelungen sei, wenigstens einen Teil des gestohlenen handschriftlichen Gutes wieder beizubringen ..... binnen wenigen Monaten die zweite schlimme Erfahrung mit einem ungetreuen Sekretär.[1])

Unter den Arbeiten, die Voltaire gleich mit Beginn seines Aufenthaltes am preußischen Hofe zu fördern sich angelegen sein ließ, steht in erster Linie sein Siècle de Louis XIV. Aus seinen Briefen sieht man, wie diese Arbeit ihn 1751 ganz gefangen nimmt, und sie ist im Sommer so weit gefördert, daß im August der Druck beginnen kann.

Voltaire läßt beim königlichen Drucker Henning hier in Berlin drucken. Er übernimmt für die 3000 Exemplare starke Auflage die Druckkosten, so daß die Ausgabe sein Privateigentum ist. Die Ausgabe geht aber nicht unter seinem Namen, sondern unter dem Franchevilles, eines Mitgliedes unserer Akademie: Voltaire will zuerst noch gedeckt sein. Die beiden Bände sind Ende Dezember bis auf das Inhaltsverzeichnis ausgedruckt.

Inzwischen aber drohte Voltaires Werk die Beute eines literarischen Piraten zu werden. Der königliche Drucker Henning hatte ohne Wissen Voltaires die Aushängebogen des Siècle an einen Professor Uhl in Frankfurt an der Oder sukzessive zur Übersetzung ins Deutsche gesandt und das Exemplar scheint dort in die Hände eines Druckers geraten zu sein, der durch einen Raubdruck der Berliner Ausgabe

---

[1]) Meinhardt p. 33f.

zuvorkommen wollte. Voltaire klagt in Briefen an die Freunde bitter darüber und wendet sich am 29. Dezember 51 brieflich an den König mit der Bitte, gegen den Raubdruck einzuschreiten, den einer seiner Freunde gesehen haben will.[1])

Der König scheint ihm diese Belästigung übelgenommen zu haben und der Hofklatsch bemächtigte sich der Angelegenheit. Nach vier Wochen sieht sich Voltaire in der Lage, dem König einen Brief mit wirklich ernstlichen Vorstellungen zu senden, mit denen er sein Recht auf Schutz seines Eigentums würdig und entschieden verteidigt.

Henning und Uhl mußten ihre Bogen zurückgeben.[2])

Sicher ist, daß er, der wie jede literarische Größe — Lessing konnte später davon auch ein Lied singen, z. B. bei der 'Dramaturgie' — von Raubdruck und literarischem Diebstahl stets bedroht war, daß er im Dezember 1751 durch die Nachricht von Hennings Untreue, von einem

---

[1]) Oeuvres complètes de Voltaire p. p. Moland 37, 2290, S. 331. Bengesco kennt diesen Nachdruck nicht: Voltaire Bibliographie de ses œuvres, Paris 1882, I p. 344. Koser u. Droysen II, 364 scheinen das auch nicht direkt zu kennen: Briefwechsel Friedrichs des Großen mit Voltaire, 3 Bde., Leipzig 1908—11. Der Brief Voltaires an Darget 1751 (Moland 37, 2276. S. 319) verdächtigt auch Korn in Breslau, cf. Moland 2313, S. 352, woraus hervorgeht, daß Voltaires Klagebrief an den König zu ungeeigneter Stunde kam. Er ärgert sich denn auch und glaubt offenbar nicht. Desnoiresterres, Voltaire et la société du XVIII[e] s., 1867—76, IV p. 206.

[2]) In der Angelegenheit des Frankfurter Nachdruckes sehe ich nicht klar. Moland 2327, Bd. 37, S. 367; cf. Desnoiresterres IV, 206, wo auch nichts zu holen.

Frankfurter Nachdruck und einer erschlichenen Übersetzung höchst beunruhigt war.

Er sah sich und Francheville geschäftlich geschädigt, sah sich durch die übliche Fehlerhaftigkeit und Lückenhaftigkeit solcher flüchtiger Nachdrucke in seinem geistigen Eigentum verletzt. Dabei handelte es sich um ein Buch, in welchem er eine freimütige Kritik an dem grand siècle Frankreichs übte und an welchem er denn auch noch während des Druckes fortwährend durch Einlagen von cartons (Einwechselblätter) änderte und das er, da es gleichsam unter den Augen des Königs von Preußen entstanden war, doch seinem Mäzen darbringen wollte, ehe es auf den großen Markt kam.

Er ist in diesen Nöten, als er eines Tages im Dezember 51 entdeckt, daß sein Sekretär Richier die Aushängebogen des ersten Bandes des Siècle dem Studenten Lessing ausgeliehen hat und daß der mit diesen Bogen aus Berlin abgereist ist, nachdem er von dem Plane einer deutschen und italienischen Übersetzung des Werkes zu anderen Personen gesprochen.

Und nun will man es Voltaire verübeln, daß er, der binnen Jahresfrist zweimal betrügerische Sekretäre hatte entlassen müssen und eben von der Untreue eines Druckers sich schwer geschädigt sah, daß er nun in große Aufregung geriet und überzeugt war, daß hier ein neuer Fall von literarischem Diebstahl vorliege. Was wußte er denn von diesem Sprachlehrer Richier, als daß er, wie die andern Sekretäre, sich zunächst einige Monate gut bei ihm geführt hatte, und von diesem geldbedürftigen Journalisten und Studenten Lessing! Weil wir wissen, was später aus diesem Lessing geworden ist, so muten wir nur zu leicht

schon den Zeitgenossen des Studenten Lessing zu, daß auch sie den großen Mann in ihm hätten erkennen sollen?

Die Lessingbiographen nehmen es Voltaire übel, daß er diesen jungen Lessing auch nur einen Augenblick in Verdacht unrechter Absichten haben konnte. Die Lessingbiographen haben wahrlich keinen Grund, das Voltaire übelzunehmen.

Hören Sie den Hergang so, wie ihn der Bruder Karl vierzig Jahre später, nach seinen Erinnerungen und mit Hilfe zweier Briefe, eines Briefes Lessings und eines Briefes Voltaires erzählt — übrigens nicht sorgfältig erzählt, denn sein Bericht stimmt nicht genau zu den Briefen; die aber sind die entscheidenden Dokumente.

Ich muß Sie schon bitten, seinen Bericht anzuhören; ich lese ihn wörtlich, nur einige belanglose Stellen lasse ich weg, belanglos, weil sie bloße Reflexionen, geistreichelnde Randglossen des Bruders sind.

Im Dezember 1751 waren Voltaire und Richier also wieder in Berlin, im Schloß. Lessing besuchte dort seinen Freund.[1])

'Als sie (Voltaire und Richier) wieder nach Berlin kamen, besuchte Lessing seinen Freund Richier, und fand ihn mit diesem eben gedruckten Voltaireschen Werke (Siècle de Louis XIV) beschäftigt. Vierundzwanzig Exemplare sollten an das königliche Haus verschenkt werden, ehe eine

[1]) War der König in Berlin Dezember 51/Jan. 52, während die Sache mit Voltaire spielte? Ich glaube das sicher zu erkennen. War vielleicht Voltaire im Dezember aus Potsdam mit dem Hof zusammen hierher gekommen? Der König siedelte am 26. Januar 52 wieder nach Potsdam über, cf. Koser u. Droysen II, 367. Karl Lessing p. 72—81.

andere Seele eine Zeile davon zu lesen bekäme. Natürlich mußten dieses ausgesuchte Exemplare sein, und der Verleger Henning hatte zu solchem Behuf eine größere Anzahl abgeliefert. Aus diesen wählte Richier die besten. Lessings Neugier ward nicht wenig gereizt, hin und wieder darin zu lesen. Da er hörte, daß dieses Aussuchen keinen Verzug leide, so erbot er sich zu helfen. Richier, hiermit sehr zufrieden, mußte ihm dafür versprechen, wenn sich aus den Defektbogen etwa der erste Teil zusammenbringen ließe, ihm denselben auf einige Tage zu leihen. Sie wurden mit dem Aussuchen fertig und fanden auch unter den Ausschußbogen den ersten Teil bis auf einen Bogen zusammen. Diesen las Lessing gleich auf Richiers Stube, und die übrigen nahm er mit nach Hause. Ehe er aber wegging, mußte er heilig versprechen, diese Ausschußbogen längstens in drei Tagen wiederzuschicken und ja keinem andern Menschen zu zeigen. Als Lessing den andern Tag mit Lesung dieses Teils eben zu Ende war, besuchte ihn einer seiner Landsleute, Hofmeister bei einem Herrn von Schulenburg. Dieser drang mit Bitten so lange in Lessing, bis er ihm erlaubte, die Bogen mitnehmen zu dürfen. Ihm hatte es wohlgetan, daß Richier seine Neugier befriedigte: er glaubte also, seinem Landsmanne auch nichts abschlagen zu dürfen, zumal da dieser versprach, das Werk noch denselben Tag wiederzubringen. Drechsel, so hieß dieser Landsmann, ging damit nach Hause. Zum Unglück machte die Gräfin von Bentink, Voltaires besondere Freundin, um diese Zeit einen Besuch bei der Frau von Schulenburg. Drechsel, seines Versprechens nicht mehr eingedenk, wollte sich gern beiden Damen mit einer Neuigkeit empfehlen, oder kamen sie von ungefähr auf seine Stube und

fanden das Werk bei ihm. Genug, Frau von Bentink, welche sich von Voltaire unlängst ein Exemplar ausgebeten, aber es unter dem Vorwande nicht erhalten hatte, weil das königliche Haus damit noch nicht versehen sei, fuhr in eigner Person zu Voltaire und erzählte ihm, was sie gesehn und gelesen. Unterdessen hatte aber Drechsel das Exemplar schon an Lessing wieder abgegeben. Der französische Geschichtsschreiber geriet außer sich, tobte und wütete und ließ seinen Sekretär rufen. Der gestand die ganze Sache und bat, ihm die Freundschaft gegen Lessing zugute zu halten. Aber ohne Gnade und Barmherzigkeit mußte er sogleich zu seinem Freunde gehen und ihm die Bogen abfordern. Lessing war zu allem Unglück verreist. Traurig kam der arme Sekretär zurück, und klagte diesen von ihm gar nicht vermuteten Vorfall. Darüber ward Voltaire Feuer und Flamme, sagte dem bestürzten Richier auf den Kopf zu: es sei klar, er und Lessing hätten ihm ein ganzes Exemplar entwendet .... sie wollten sein Werk nachdrucken oder übersetzen. .... Er mißhandelte seinen Sekretär auf eine Art, die er an einem andern sehr sarkastisch gerügt haben würde. Dieser mußte sich gleich hinsetzen und einen Brief an Lessing schreiben, den Voltaire selbst wörtlich diktierte. Daß er voll grober oder feiner Kunstgriffe und ungegründeter Beschuldigungen gewesen sein mag[1]), da er im Namen seines bei ihm in Ungnade gefallenen Sekretärs abging, ist aus Lessings Antwort zu ermessen, die gleich darauf Richier[2]) samt dem aus Versehen[3]) mitgenommenen ersten Teile erhielt.... Lessing

[1]) Da spricht Strauß von diesem 'giftigen Schreiben' p. 158.

[2]) Nein, er war schon entlassen"!

[3]) Aber im folgenden Briefe steht deutlich, daß Lessing die

konnte nicht umhin, seinem Freunde französisch zu schreiben, weil Voltaire es auch lesen sollte. .... Hier ist sein Brief in der Übersetzung[1]):

"Sie müssen mich also der größten Betrügerei fähig halten? Sie behandeln mich nicht besser, als einen Dieb, dem man nicht beikommen kann. Man redet mit ihm durch Vernunftgründe, weil Gewalt nicht anwendbar ist.

"Da haben Sie Ihr Exemplar. Ich habe es nie behalten wollen. Ich hätte es Ihnen ohne Ihren Brief wieder geschickt, der der sonderbarste von der Welt ist. Sie bilden sich ein, ich hätte ein Buch zu übersetzen angefangen, dessen Übersetzung, nach Herrn Hennings Ankündigung, schon längst unter der Presse ist? Nein, lieber Freund, im litterarischen Fache gehe ich niemandem gern ins Gehege. Auch möchte ich gern gut übersetzen, wenn ich einmal übersetze. Und um Herrn von Voltaire gut zu übersetzen, muß man des Teufels werden, was ich nun eben nicht werden möchte. — Bewundern Sie immer den Einfall ein wenig; er ist nicht von mir.

"Aber zur Sache. Sie erwarten Entschuldigung, und die meinige ist diese. Was Sie mir nur verstohlenerweise geliehen, nahm ich gar ohne Ihre Erlaubnis mit. Ich

---

Bogen nicht aus Versehen mitgenommen! Das ist liederlich redigiert von Karl Lessing, der sich nicht einmal die Mühe genommen hat, seine Erzählung mit Lessings eigenen Briefworten in Einklang zu bringen.

[1]) Dieser Brief und der folgende werden mit den von Morf in seinem Handexemplar eingefügten Verbesserungen der Karl Lessingschen Übersetzung wiedergegeben.)

habe Ihr Vertrauen mißbraucht, das gebe ich zu. Aber was kann ich dafür, wenn mein Gewissen nicht stärker als meine Neugier ist? Als ich von Berlin reiste, hatte ich noch vier Bogen zu lesen. Setzen Sie sich an meine Stelle, ehe Sie mich richten. Herr von Voltaire ist kein Limiers, kein Zusammenstoppler, dessen Werke man überall ausgelesen hat, weil sie überall lange Weile machen.

"Sie sagen in Ihrem Briefe: Herr von Voltaire werde nicht ermangeln, für diesen Dienst, den er von meiner Rechtschaffenheit erwarte, dankbar zu sein. Wozu soviel Umstände? Dieser Dienst ist so gering an sich selbst, und ich werde mich dessen so wenig rühmen, daß Herr von Voltaire dankbar genug ist, wenn er die Güte hat, ihn zu vergessen. Er hat Ihnen aber viel unverdiente Vorwürfe gemacht, und das geht mir nahe. Sagen Sie ihm doch, wir wären Freunde und nur aus zu großer Freundschaft hätten Sie dies Vergehn begangen, wenn es anders ein Vergehn ist. Das wäre doch hinlänglich, dächt' ich, die Verzeihung eines Philosophen zu erlangen?"

Dieser Lessingsche Brief geriet zwar in Voltaires Hände, ... allein so spät, daß Voltaire unterdessen an Lessing selbst zu schreiben für nötig fand . . . .

„Herrn Lessing, Kandidaten der Medizin, zu Wittenberg; und wenn er nicht zu Wittenberg ist, so schicke man den Brief nach Leipzig, damit ihn sein Vater erhält, der zwei Meilen von Leipzig lutherischer Prediger ist, und seinen Aufenthalt schon wissen wird. Sachsen."

Berlin, den ersten Jenner.

"Man hat Sie, mein Herr, schon schriftlich ersucht, das mir gestohlene und in Ihre Hände gekommene Exemplar

wieder herauszugeben. Ich weiß, bei Ihnen ist es wohl aufgehoben. Sie können keinen schlechten Gebrauch davon machen, und sind der Mann, es am besten zu übersetzen. Da ich aber seitdem dieses Werk sehr verbessert und mehr als vierzig Blätter eingelegt habe, so geschähe mir ein großer Nachteil, wenn Sie es so übersetzten, wie Sie es haben, und noch ein viel größerer, wenn Sie es so französisch drucken ließen. Sie würden den ehrlichen Francheville dadurch ins Unglück bringen, welcher der Verleger dieses Werks ist. Er müßte Sie beim Publikum und bei der Justiz in Sachsen belangen, wie Sie begreifen. Nichts würde Ihnen mehr Schaden thun, und auf immer den Weg zu Ihrem Glück versperren. Mir würde es sehr leid sein, wenn die geringste Versäumnis von Ihrer Seite in dieser Sache Herrn Francheville in die grausame Notwendigkeit setzte, öffentlich sich zu beschweren. Haben Sie also die Güte, mein Herr, schicken Sie mir das Exemplar zurück, das man Ihnen schon in meinem Namen abgefordert hat. Es ist mir entwendet. Sie sind ein zu ehrlicher Mann, als daß Sie nicht mein erlittenes Unrecht wieder gut machen wollten. Ich bin zufrieden, daß Sie es nicht nur verdeutschen, sondern auch in italienischer Sprache herausgeben, wie Sie zum Schulenburgischen Hofmeister gesagt haben. Ich werde Ihnen das ganze Werk mit allen Einschaltungen und nötigen Erklärungen übermachen, und mit Vergnügen die Rechtschaffenheit belohnen, mit der Sie mir das wiedergeben, was ich zurückfordere. Zum Unglück weiß man in Berlin, daß mein Sekretär Richier es mir gestohlen hat. Ich will thun, was ich kann, um den Schuldigen nicht ganz unglücklich zu machen, und ihm sogar verzeihen, wenn Sie sich zur Rückgabe entschließen.

Schicken Sie mir das Paket mit der fahrenden Post, und rechnen Sie auf meine Erkenntlichkeit. Ich bin ganz der Ihrige

Voltaire,
Königlicher Kammerherr."

Gegen Richier, der anfangs gute Worte gab, trieb er Vorwürfe und Beleidigungen so weit, daß er ihm sogar mit dem Fortjagen drohte. Dadurch ward endlich Richier aus seiner nachgebenden Geduld gebracht und nahm das für das beste bei diesem Handel an, was Voltaire wohl für das größte Unglück hielt . . . Richier, der Voltaires brausende Hitze kannte, entschuldigte sie mit dem liebreichsten Herzen; und Lessing schwieg ganz, weil er sich ärgerte, mit seiner Neugier einem Freunde wider Willen geschadet zu haben.— Richier dachte edelmütig gegen Voltaire; er sprach nie bitter von ihm, sondern immer mit der größten Ehrfurcht, mit einer Anhänglichkeit, die heuchlerische Affektation nicht äußern kann.'

Schälen wir das Wesentliche aus diesem Bericht heraus:

Richier leiht im Dezember 1751 — selbstverständlich unter Verletzung seiner strengen Dienstanweisung — dem Freunde Lessing heimlich die Aushängebogen des ersten Bandes des Siècle de Louis XIV und dieser verspricht ihm heilig, die Bogen niemandem zu zeigen und sie in drei Tagen zurückzugeben. Daß Richiers Vertrauensstellung als Sekretär Voltaires dabei auf dem Spiele steht, mußte er sehr wohl wissen. Lessing hält sich an keines der beiden Versprechen. In unverantwortlicher Weise pumpt er die Bogen gleich weiter an einen Freund, dem er, der bereits Voltairesche Arbeiten übersetzt hat, von Übersetzen des Voltaireschen Siècle spricht; dieser Freund ist ebenso

indiskret wie er selbst und renommiert mit den Bogen in dem vornehmen Hause, in welchem er Hofmeister ist, und so muß denn Voltaire von einer vornehmen Freundin hören, daß die Aushängebogen, die er seinen vornehmen Freunden vorenthält, in den Händen von Journalisten und Hauslehrern die Runde machen, die davon sprechen, das Werk zu übersetzen. Er, der schon wiederholt von Sekretären Getäuschte und Bestohlene, der jetzt auch durch die Kunde eines Frankfurter Raubdruckes exasperiert ist, gerät in begreifliche Wut. Er hält sich auch diesmal für bestohlen, sagt dies seinem Sekretär Richier auf den Kopf zu, als ihm dieser berichtet, daß der Student Lessing mit den Bogen nach Wittenberg abgereist sei.[1]) Er zwingt Richier, dem treulosen Lessing einen Brief zu schreiben, den er, Voltaire diktiert und der leider nicht erhalten ist. Dem Richier selbst droht er unter schweren Beschuldigungen mit Entlassung, so daß dieser es vorzieht, wirklich zu gehen, und so seine Stelle verliert.[2])

Da von Lessing keine Antwort eintrifft, schreibt Voltaire ihm auch noch selbst, er schreibt in Sorge und Aufregung, das zeigt schon die Adresse, nun er schreibt ihm, wie man eben in einer solchen Lage schreibt: er sucht den Schuldigen durch Elogen zu gewinnen, durch Klagen zu rühren, aber

---

[1]) Das sieht wie eine fluchtartige Abreise aus: sein Freund scheint nichts davon zu wissen. Solche plötzliche Abreisen wiederholen sich in seinem Leben: 7. November 60 von Berlin nach Breslau; Ende 67 nach Hamburg, ohne seinem Bruder Karl Lebewohl zu sagen.

[2]) Cf. wie H. Göring in seiner kleinen Lessingbiographie jeden zum voraus verunglimpft, der in diesem Vorgang die Partei Voltaires nimmt. Lessings Leben, Stuttg. u. Berlin 1903, S. 107.

zugleich auch durch versteckte Drohungen zu schrecken. Er schreibt eben, wie einer schreibt, der nicht weiß, ob er es mit einem anständigen oder mit einem gewissenlosen Menschen zu tun hat. Und den Schein der Gewissenlosigkeit hatte der Student sicherlich auf sich geladen dadurch, daß er das fidei commissum in solch leichtfertiger Weise preisgegeben und sein Wort doppelt gebrochen hatte.[1])

Während dieser Brief Lessing nachreiste, traf mit den Aushängebogen seine Antwort auf Richiers früheren Brief ein. Es ist ein Brief, in welchem man hinter scherzender, prahlerischer Rede das schlechte Gewissen schlagen hört; es ist der Brief eines je m'en fichiste: j'ai abusé de votre confiance, j'en tombe d'accord ...... aber kann ich was dafür, daß mein Gewissen schwächer ist als meine Neugier?[2])

Was würden wir wohl sagen, wenn ein Student sich wegen eines doppelten Wortbruches in diesem Ton brieflich mit uns auseinandersetzte? Einen anmaßenden frechen Bengel würden wir ihn nennen.

Aber die Lessingbiographie bewundert diesen Brief; geistreich und bündig nennt ihn Stahr.[3]) Das ist eben

---

[1]) Daß Lessing auch sonst solche Rückgabeversprechen nicht hält, ist durch Bruder Karl bezeugt p. 85, cf. p. 223.

[2]) Dieser Brief ist so ausgesucht idiomatisch geschrieben, erstrebt so augenscheinlich französische couleur, trägt etwas so absichtlich Französisches in seiner Form, daß er bei aller Korrektheit im einzelnen etwas Künstliches hat, etwas Konstruiertes, nicht Spontanes ... nach einem sorgfältigen Konzept übersetzt und gewiß nicht von Lessing selbst, der nicht so viel französisch konnte. Cf. die Mäuse.

Diesen Brief zu redigieren brauchte es Zeit, deshalb kam er wohl verspätet.

[3]) Lessing, sein Leben und seine Werke, Berlin 1877, S. 89.

jene Art von Geschichtsschreibung, die in dem zweiundzwanzigjährigen Studenten schon den Verfasser des 'Laokoon' und des 'Nathan' glaubt verteidigen zu müssen.

Auch eine lateinische Antwort soll Lessing Voltaire zugedacht haben, wie Richier dem Karl Lessing berichtet hat. Sie ist nicht erhalten, ob sie überhaupt abgefaßt und gar abgesandt worden ist, ist ungewiß; wir können sie hier nicht in Rechnung setzen.

Der Handel des jungen Journalisten mit Voltaire wurde in Berlin viel besprochen; der Klatsch hing sich daran und deutete Lessings Abreise als Flucht. Mylius schreibt dem Freunde nach Wittenberg[1]): 'Ihre Sache mit Voltaire hat hier viel Aufsehen gemacht. Sie sind nach Ihrer Abreise bekannter geworden, als Sie es bei Ihrem Dasein waren.'

Hat König Friedrich davon gehört? Es ist durchaus wahrscheinlich, denn jene Dezemberwochen verbrachte auch er im Berliner Schloß, und Voltaire wird ihm wohl die die Geschichte erzählt haben, natürlich von seinem Standpunkt aus, objektiv unrichtig, aber subjektiv sehr entschuldbar. Es ist aber unerlaubt zu sagen: Voltaire habe Lessing beim König verleumdet.[2]) Es ist doppelt unerlaubt:

Erstens wissen wir nicht, ob er ihm überhaupt von dem Vorkommnis gesprochen; zweitens haben wir kein Recht, von Verleumdung zu reden. Auch als Lessing die Bogen zurückgesandt hatte, konnte ein Mann, der die schlimmen Erfahrungen Voltaires gemacht hatte, noch glauben, daß bei der Entführung der Bogen eine böse Absicht geherrscht habe.

---

[1]) Karl Lessing p. 81.

[2]) Harnack, Geschichte der Akademie, Berlin 1900, I, 351.

Aber wenn Voltaire den Mund auftut, dann lügt und verleumdet er!

Sollte der König aus dieser Zeit ein ungünstiges Urteil über Lessing bewahrt haben, so ist das nicht die Schuld Voltaires, sondern Lessings eigenste Schuld.

Wenn Lessing in ruhigerer Zeit und später, als er reifer und innerlich erstarkt war, an diesen Handel mit Voltaire zurückdachte, konnte er dann wohl die Empfindung haben, daß er hier noch etwas zugute habe, daß er mit Voltaire nochmals abzurechnen habe? Mußte er nicht sein Unrecht vielmehr deutlich empfinden und bei reiferer Lebenskenntnis Voltaires Lage und Vorgehen vollständig verstehen?

Ich glaube das nicht nur aus meiner Kenntnis Lessings heraus zu seinen Ehren annehmen zu dürfen, sondern ich glaube, er hat den Beweis dafür durch sein Verhalten selbst erbracht. Daß ihm Voltaire seit diesen Tagen verhaßt gewesen sei, ist eine unrichtige Auffassung, die leider auch der treffliche Desnoiresterres teilt (IV, 169): Et tout cela fit que Lessing voua au poète français une haine éternelle.

Nein, durchaus nicht. Er kannte Voltaires Schwächen, stellte ihn als Charakter nicht hoch, aber er haßte ihn nicht. Die Bewunderung, die er für Voltaires Geist und Kunst hegte, schließt jeglichen Haß aus.

Als Lessing nach Jahresfrist aus Wittenberg wieder nach Berlin zurückkehrt und das Feuilleton der 'Vossischen' wieder übernimmt, bringt er gleich einen enthusiastischen Artikel über ein Voltairesches Trauerspiel (14. Dezember 52), über Voltaires Amélie. Der junge Kritikus, der diesen enthusiastischen Artikel über ein schwaches Stück geschrieben

hat, der trägt wirklich Voltaire nichts nach, von Haß nicht zu reden.

Und man sage nicht, daß der Feuilletonist damit Voltaire habe die Kur machen wollen, denn eben in jenen Dezembertagen des Jahres 1752 war Voltaire hier ein gelieferter Mann. Sein Streit mit dem Akademiepräsidenten Maupertuis hatte ihn mit dem König völlig entzweit, und zu Weihnachten 1752 wurde auf Befehl Friedrichs Voltaires Diatribe gegen Maupertuis von Henkers Hand auf dem Gendarmenmarkt öffentlich verbrannt. An dem Mann war jede Kur verloren.

Gewiß ist Lessings Lob der Amélie nach Form und Inhalt ein Zeugnis seiner unreifen Abhängigkeit vom französischen Geschmack, aber sie ist hier für mich vor allem ein Zeugnis dafür, daß der junge Mann dem berühmten Voltaire nichts nachträgt. Solche unverhohlene Bewunderung ist nur mit wirklicher Unbefangenheit vereinbar.

Und während nun Voltaires Berliner Tage ihrem unerfreulichen Ende sich zuneigen und er endlich März 1753 abreist, fährt der Kritiker der 'Vossischen Zeitung' in seiner Anerkennung Voltairescher Kunst und Voltaireschen Geistes unbeirrt fort: Wer so über Voltaires 'Weltgeschichte', über seine 'Biographie Molières', über seine Annales de l'Empire schreibt, wie das Lessing 1753 und 54 tut, der zeigt deutlich, daß er keinen alten Groll hegt, daß er nicht Rache kaltgestellt hat, um die Welt an einen Handel zu erinnern, in welchem er selbst so schweres Unrecht begangen. Und wo in seinen Feuilletonartikeln Lessing an einem Werke Voltaires Ausstellungen macht — der Fall kommt natürlich auch vor —, da fehlt bei aller Bestimmtheit des Tadels

jeder Unterton, der das Zeichen der Erbitterung und Gereiztheit sein müßte. Der Kritiker ist wirklich unbefangen.

Vom März 1754 ab spricht Lessing im Feuilleton nicht mehr von Voltaire: die Jahre 1754 und 55 sind Wanderjahre für Voltaire; er ist wenig fruchtbar, er verschwindet gleichsam im Westen und Mann und Werk treten aus Lessings Gesichtskreis zurück.

In all der Zeit ist Lessing noch völlig in den französischen Kunstanschauungen befangen. Er lobt an Voltaire 1754 die Kenntnis der Regeln; er nennt in der 'Theatralischen Bibliothek' die Werke Racines und Corneilles 'unnachahmlich'.[1])

Und zwei Jahre später, als er mit den Freunden Mendelssohn und Nicolai jene Briefe über die tragische Kunst wechselt 56/57, da ist mit keinem Worte von Shakespeare die Rede. Die Gedankengänge der diskutierenden Freunde schließen sich hauptsächlich an Voltaires Alzire, deren sentiments als edel, prächtig, nachdrücklich, naiv gepriesen werden. Shakespeare spielt in diesen Gedankengängen keine Rolle, es ist, als ob sie nie von Shakespeare gehört hätten, jedenfalls ist die Kunst des Briten in ihnen in keiner Weise lebendig geworden: Lessing kennt zur Zeit Shakespeare nur dem Namen nach[2]), so auch noch 1758.

Wie nun in der nächsten Folgezeit Lessing zu Shakespeare bekehrt wird, das haben seine Biographen aufgehellt.

---

[1]) Lachmann-Muncker, Bd. 6, S. 232.

[2]) Erich Schmidt, I, 429. Er nennt ihn auch 1758 noch nicht im Vorwort zur Thomson-Übersetzung und beim Gespräch Drydens. Lachmann-Muncker, Bd. 7, S. 66 und Bd. 6, S. 249.

Im Februar 1759 im 17. Literaturbrief sagt Lessing[1]:
Wenn Gottsched den Cato des Addison für das beste Trauerspiel der Engländer halte, so komme das daher, daß Gottsched eben mit den Augen der Franzosen sähe — wie Lessing ja 1749 selbst getan! — und keinen Shakespeare gekannt habe. Es wäre besser, die Deutschen hätten Shakespeares Meisterstücke in Übersetzung kennen lernen, als daß man sie mit Corneille und Racine vertraut gemacht. Auch nach den Mustern der Antike gemessen, sei Shakespeare ein weit größerer Dichter als Corneille; wörtlich: "Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerühret hätte als die Zayre des Voltaire? Und die Zayre des Voltaire, wie weit ist sie unter dem Mohren von Venedig!"

Und im August 1759 (51. Literaturbrief)[1]: verwirft er den spröden puristischen Stil der französischen Tragiker, welche aus ihren Helden Declamatores machen, verwirft er ihr Vorurteil der bienséance und beklagt die, welche 'nur an einem korrekten Racine Geschmack finden und so unglücklich sind, keinen Shakespeare zu kennen'.

So spricht der Neubekehrte, eifrig, kriegerisch. Und indem er Shakespeare lobsingt, wendet sich dieses Lob immer zum Tadel der Franzosen, deren Kunst sich ihm sofort zur Vergleichung aufdrängt, und wenn er Voltaire hoch über Corneille setzt, so setzt er sofort Shakespeare hoch über Voltaire. Und indem er 1759 Zaïre mit Othello vergleicht, erkennen wir schon die 'Dramaturgie' in nuce. Hier kehrt er sich von der bisher bewunderten tragischen Kunst Voltaires ab. Die Wege trennen sich: dort Boileau, Voltaire,

---

[1]) Ebenda 8, S. 42 f. und S. 145.

Gottsched, der König Friedrich — hier Shakespeare, Lessing. Er hat jetzt einen andern Glauben als sie; er hat den ganzen Eifer eines Neubekehrten.

Jetzt ärgern ihn die alten Urteile der Franzosen über Shakespeare; ärgert ihn ihr Anspruch, die erste tragische Bühne der Welt zu besitzen. Jetzt gilt es für ihn, seinem neugefundenen Shakespeare den gebührenden ersten Platz zu erkämpfen, einerseits durch den Preis von dessen Kunst, andererseits durch die Zurückweisung der literarischen französischen Alleinherrschaft. Und der Schauplatz dieses Kampfes um Shakespeare wird die 'Hamburgische Dramaturgie' sein.

Vorher aber hatte er noch ein Erlebnis, das seine Kampfstimmung verschärft.

Als 1765 die Stelle eines Direktors der Königlichen Bibliothek zu Berlin durch den Tod des Gautier la Croze erledigt worden war, konnte sich Lessing um so mehr Hoffnung darauf machen, dessen Nachfolger zu werden, als er unter anderem einen sehr einflußreichen Fürsprecher hatte, den Obersten Guischard, den vertrauten Freund und Berater Friedrichs des Großen.

Aber Lessing war dem König nicht genehm. Daß ihm zunächst Winkelmann vorgezogen wurde, konnte ihn weiter nicht verdrießen, daß aber schließlich ein obskurer Franzose die Stelle erhielt, das mußte ihn kränken, dieses offizielle Franzosentum mußte ihn kränken. Diese Franzosen machten sich überall breit und herrschten überall: im Kunstleben, auf der tragischen Bühne, in der Wissenschaft.

Nun heißt es, daß für die ablehnende Haltung, die der König gegen Lessing 1765/66 — während Monaten spielte die Angelegenheit — einnahm, die Erinnerung an

den Studentenstreich von 1751 maßgebend oder doch mitbestimmend gewesen sei. Voltaire hätte also nochmals in entscheidender kränkender Weise in sein Leben eingegriffen. Der Gewährsmann dafür ist Friedrich Nicolai; er kommt in seiner Allgemeinen Deutschen Bibliothek[1]) 1791 nach einem Vierteljahrhundert auf den Vorgang zu sprechen: 'Der Königliche Bibliothekar, Hr. Gaultier la Croze in Berlin, war gestorben; der König trug dem Obersten Quintus[2]) auf, ihm einen andern Bibliothekar vorzuschlagen. Quintus schlug ihm zuerst den berühmten Lessing vor. Lessing hatte im Anfange des Jahres 1752, ohne seine Schuld, einen unangenehmen Vorfall mit Voltairen gehabt, weshalb er auf eine Zeitlang Berlin verließ. Damals war dem Könige Lessings Namen auf eine widrige Art genennet worden, und da er ein sehr gutes Gedächtnis hatte, und bekanntlich einen einmal gefaßten Eindruck lange behielt, hatte er vermuthlich seitdem eine widrige Idee von Lessing, und erklärte, er wolle ihn nicht. Darauf schlug ihm Quintus den berühmten Winkelmann vor . . .. Diesen wollte der König annehmen . . .' Es zerschlug sich . . . 'Quintus kam wieder auf Lessing zurück, und der König erklärte nochmals, daß er ihn nicht wolle. Quintus hatte es sich zum Gesetz gemacht, bey aller Gelegenheit dem Könige Deutsche anzupreisen. Dieß that er nicht allemal mit der gehörigen Behutsamkeit, und mußte auch zuweilen dafür leiden. Er sagte hier dem Könige mit Heftigkeit, Lessing sey einer der gelehrtesten Männer, und überhaupt, wenn der König

---

[1]) Bd. 99 Teil 2 p. 354.

[2]) (d. i. Guischard.)

nicht einen Deutschen nehmen wolle, so würde er gar keinen tüchtigen Bibliothekar bekommen. . . . Der König aber vertheidigte die Franzosen. . . . Es passierte hierüber zwischen beiden ein starker Wortwechsel.' Endlich wurde Pernety berufen.

Dieser Bericht erweckt mehrere Bedenken. Erstens 'ohne seine Schuld'. Zweitens 'weshalb er Berlin verließ', das sind ungenaue Erinnerungen Nicolais. Drittens 'vermutlich hatte der König seither eine widrige Idee und erklärte, er wolle ihn nicht', das ist also nur eine Vermutung Nicolais, nicht eine Erklärung Guischards selbst! Das wäre etwas anderes!

Sicher ist nur, daß der König den Lessing nicht als Bibliothekar gewollt hat und die Sache wird dadurch nicht durchsichtiger, daß im April Guischard an Ramler geschrieben hatte[1]), seine Majestät kenne Lessing und werde ihn unterstützen. Das mag sich auf welche Stellung und Unterstützung immer beziehen: es kann doch der Vertraute des Königs über dessen Gesinnung Lessing gegenüber sich nicht getäuscht haben.

Darnach war der König Lessing wohlgesinnt, nur als Bibliothekar wollte er ihn nicht. Die Sache ist unaufgeklärt.

Doch kommt es hier für mich weniger darauf an, zu

---

[1]) Guischard an Ramler, Potsdam, April 1765: Guischard: Sie erfreuen mich mit der Hoffnung, unseren Herrn Lessingk in Berlin zu besitzen. Ich habe große Absichten auf ihm, die die Ehre unserer Schaubühne betreffen. Vielleicht finden wir ihn geneigt dazu. Seine Majestät kennen ihn und werden ihn unterstützen. Hätten wir nur noch den freundschaftlichen Gleim in der Nähe. Erich Schmidt, **I, 558.**

wissen, welche Gründe den König bestimmten, Lessing diese Lebensstellung zu versagen, als darauf, festzustellen, daß in dieser Meinungsäußerung Nicolais wohl die Auffassung des Lessingschen Freundeskreises wiedergegeben wird. Mag die Sache immerhin Klatsch sein — vielleicht glaubten Lessing und seine Umgebung die Abweisung so deuten zu sollen.

Die Lessingbiographie darf nicht ohne weiteres Nicolais Vermutung für historische Wahrheit nehmen[1]), sondern muß sich begnügen zu sagen: in Lessings Kreisen wurde 1765/66 beim König eine alte Verstimmung über den Vorfall von 1751 angenommen.

Lessing wendet sich nach Hamburg und nimmt die ihm angebotene Stellung als Dramaturg bei dem neuen Nationaltheater an, das den Gedanken einer Reform der deutschen Schaubühne verwirklichen sollte.

Gleich die erste Aufführung des neuen Theaters gibt dem Dramaturgen Veranlassung, Voltaires zu gedenken und von ihm zu rühmen, daß niemand besser verstanden habe als Voltaire, wie weit der Dramatiker bei der Darstellung einer religiösen Bekehrung gehen dürfe, und exemplifiziert mit Voltaires Alzire. Er hat dann aus Anlaß des fünften Abends Gelegenheit, eine jener grandiosen Verserzählungen Voltaires zu erwähnen, die ihm, Lessing, offenbar selbst Vergnügen bereiten und die er humorvoll als eines jener lehrreichen Märchen einführt, mit welchen

---

[1]) Noch viel weniger darf sie das aus Anlaß der Wahl Lessings in die Akademie (23. X. 60) tun, wie von Harnack geschieht p. 351. Es ist nicht einmal sicher, daß der König gerade die Wahl Lessings mißbilligte.

das weise Alter des göttlichen Voltaire die junge Welt beschenkte.

Dann bringt der sechste Abend die Semiramis Voltaires, mit ihrem dem Hamlet entlehnten Geist und mit ihrer Vorrede, in welcher Voltaire erstens die französische Tragik über die griechische erhebt und zweitens sein herkömmliches Urteil über Shakespeare wiederholt und von dessen traits sublimes dignes des plus grands génies, aber auch von seinen grossieretés abominables, seinen folies dégoûtantes, der Einbildung eines sauvage ivre spricht.[1])

Da bricht Lessings Unwille los! Hat er doch schon 1749 in den 'Beyträgen' Voltaires Stellung zum Altertum getadelt. — Hier wurden dieselben geradezu zur hochmütigen Respektlosigkeit. — Über diesen Hochmut, diese selbstbewußte Verständnislosigkeit spottet Lessing, und die Urteile über Shakespeare, denen er einst in den 'Beyträgen' zugestimmt hatte, vor 17 Jahren, die verletzen ihn jetzt, da er einen andern Glauben hat, aufs empfindlichste, reizen ihn und er gibt dieser Gereiztheit Ausdruck.

Wenden wir die Seite um und kommen wir zum achten Abend: ein Voltairesches Lustspiel: L'Ecossaise. Wie anders ist hier die Tonart. Anerkennend spricht er von Voltaires Stück, anerkennend vom Bau der französischen Komödie gegenüber dem der englischen, nichts von Gereiztheit.

Die Tragödie Zaïre des Voltaire, die am sechzehnten Abend aufgeführt wurde, vergleicht er mit Shakespeares Othello, preist Othello, preist Shakespeare und sagt[2]):

---

[1]) Moland, Bd. 23, p. 210.

[2]) Lachmann-Muncker, Bd. 9, S. 245f.

'Aber ist es denn immer Shakespeare, werden einige meiner Leser fragen, immer Shakespeare, der alles besser verstanden hat als die Franzosen? Das ärgert uns; wir können ihn ja nicht lesen' — und erinnert das Publikum daran, daß es eine deutsche Übersetzung des Shakespeare gibt. Er geht den kritischen Bemerkungen nach, welche Voltaire über das englische Theater aus Anlaß der Zaïre macht und weist ihre Flüchtigkeit nach und tut das wieder so gereizt, daß er von diesen Flüchtigkeiten als von 'Unwahrheiten' spricht. Dann folgt am 27. Abend von Voltaire die Nanine, ein Lustspiel, und des Kritikers gute Laune ist wieder da. Er macht ja wohl Einwendungen gegen die Ausführungen Voltaires aus Anlaß dieses seines Lustspiels, aber ihr Ton ist fern von aller Gereiztheit.

Es ist ganz augenscheinlich: der Lessing der 'Hamburgischen Dramaturgie' schreibt nicht aus neuaufgefrischtem Haß gegen Voltaire heraus, nicht aus einem Rachegedanken heraus, nicht gegen Voltaire überhaupt ist er gereizt, sondern nur gegen den Tragiker Voltaire, der seine und seiner Landsleute Trauerspiele über die der Antike und über die Shakespeares setzt. Diese Selbstgefälligkeit, dieser Hochmut, diese Ansprüche reizen ihn, da ihm die Kunst des Altertums und die Kunst Shakespeares so vollständig aufgegangen ist.

Sein neuer Beruf als Dramaturg einer Bühne führt ihn zu immer neuer Lektüre, zu immer nachdrücklicherem Studium der antiken, französischen, englischen Stücke, läßt ihn das Anmaßende der französischen Ansprüche immer schärfer erkennen, und so ist es durchaus verständlich, daß er im Lauf dieser dramaturgischen Tätigkeit schärfer, den Franzosen gegenüber übelgelaunter wird

und z. B. für die Semiramis Februar 1768 im achtzigsten Stück strengere Worte hat als im zehnten Stück (Juni 67).

Dazu kommt der Widerspruch aus den Kreisen des französisch gewöhnten Publikums. Dieser Widerspruch reizt ihn auch, noch schärfer gegen das literarisch so anmaßende Franzosentum zu kämpfen, das ihm neulich auch in Berlin den Weg zur ersehnten Lebensstellung verlegt hatte, und natürlich bot sich bei diesem Kampfe seinen Blicken immer in erster Linie die beherrschende Figur Voltaires, um so mehr als Lessing für Shakespeare kämpft und das identisch war mit einem Kampf gegen Voltaire, den einzigen Franzosen, der sich mit Shakespeare beschäftigt und dessen Urteil über Shakespeare in der Welt galt.

Da braucht es gar keiner persönlichen Verbitterung gegenüber Voltaire, diesen Voltaire, *der die Verkörperung des literarischen Hochmuts der Franzosen ist!*

Also im Gange der 'Hamburgischen Dramaturgie' läßt sich deutlich erkennen, wie Lessing keineswegs vom Haß gegen Voltaire ausgeht: Wir sehen vielmehr deutlich, wie er zunächst unbefangen von Voltaire spricht, bis ihm dann der Spielplan die Semiramis mit ihrer anmaßenden Vorrede in den Weg führt. Da bricht er los. Dann kommt ein Lustspiel, das ihn gut gelaunt findet, dann Zaïre, die ihn wieder zu Shakespeare zurückführt und seinen Eifer entflammt, dann wieder ein Lustspiel, das seinen Beifall hat.

Sein Zorn gilt dem Tragiker Voltaire und fließt aus der Antike und aus Shakespeare. Und dann durch die Umstände weiter gereizt, kommt dieser Zorn dem ganzen

modischen Franzosentum gegenüber zum Ausbruch, und die bittere Berliner Erfahrung war nicht dazu angetan, den Zorn zu besänftigen.

So kann ich zum Schluß zusammenfassen:

Was den Ton der 'Hamburgischen Dramaturgie' gegenüber Voltaire bestimmt, ist ein Dreifaches:

Erstens: Der 38 jährige Lessing ist eben reifer, kritischer, selbstbewußter als der Student von 22.

Zweitens: Diese größere Reife hat ihn zu Shakespeare geführt, und er verteidigt jetzt seinen neuen Glauben mit dem Eifer, der Gereiztheit des Neophyten.

Drittens: Daß ihm das höfische Franzosentum den Weg zur königlichen Bibliothek verlegt hat, hat seine Stimmung gegenüber diesem Franzosentum in jeder Form bitterer gemacht.

Von Erinnerung an das böse Erlebnis von 1751, in welchem er Unrecht getan, findet sich nirgends eine Spur.

Ich habe Sie von allerlei Quisquilien unterhalten, aber es sind Quisquilien aus der Biographie zweier Großer, und es durfte vielleicht von diesen Dingen hier um so mehr die Rede sein, als die beiden, Lessing und Voltaire, ja unserem Kreise angehört haben, beide Mitglieder, auswärtige Mitglieder dieser Akademie gewesen sind.

Die Korrespondenz des kleinen Abbé.

Endlich besitzen wir sie, die so lang ersehnte, treu nach den Originalen gearbeitete Ausgabe[1]) der Pariser Briefe des geistreichsten und kleinsten aller Abbés des philosophischen Jahrhunderts. Wir haben uns lange übel genug behelfen müssen, hier wie bei vielen andern literarischen Denkmälern des Siècle de Voltaire, mit einer jener in usum des beschränkten Untertanenverstandes zurechtgeschnittenen, gefahr- und wertlosen Ausgaben, die uns der bevormundende, zensorische Geist des ersten Kaiserreiches und der Restauration gütigst hat gewähren wollen, und nicht leicht mußte ein Denkmal durch Streichungen, Korrekturen, ja durch Fälschungen so viel von seiner Integrität verlieren, wie die alles beschlagenden, alles mit Freiheit beurteilenden, interpunktionslosen, von Italianismen wimmelnden Briefe Galianis.

Bis jetzt besaßen wir nämlich zwei Ausgaben dieses Briefwechsels, dessen Geschichte nicht ohne literarisches Interesse ist.

Ginguené war über den Vorbereitungen einer Ausgabe dieser Briefe gestorben. Die von ihm gesammelten

---

[1]) L'abbé de Galiani, Correspondance avec Mdme. d'Epinay, Mdme. Necker, Mdme. Geoffrin, Diderot, Grimm, D'Alembert, etc. avec une étude sur la vie et les œuvres de Galiani par L. Perey et G. Maugras. 2 vol. Paris, C. Levy. 1881.

Autographen wurden von seiner Witwe dem königlichen Bibliothekar Barbier zur Publikation überlassen. Barbier machte sich mit Eifer ans Werk. Ce petit diable d'abbé, schreibt er, hat sich ganz meiner bemächtigt, und er klagt, daß ihm die Arbeit außerordentliche Mühe bereite. Die Mühe war zum Teil freilich eine selbstverschuldete, insofern als der loyale Editor es sich angelegen sein ließ, die „zu freien und zu kühnen Stellen" sorgfältig aufzuspüren und zu unterdrücken.

In drei Wochen sollte das Buch aufgelegt werden, als plötzlich eine Konkurrenzausgabe erschien, welche außer den sämtlichen Briefen der bevorstehenden Edition Barbiers noch weitere Briefe enthielt und die „passages licencieux ou impies" ebenso sorgfältig wahrte, als Barbier sie ausgeschieden hatte.

Es war die Ausgabe eines literarischen Strauchritters Serieys, Professors und Bibliothekars am Prytanée militaire. Der Edle hatte kaum von Ginguenés Nachlaß und dessen Bestimmung gehört, als er keine Mühe scheute, sich eine Kopie der Galianischen Autographen zu verschaffen und, als ihm dies gelungen, die Beute ohne Zeitverlust buchhändlerisch verwertete. Die Ausgabe Barbiers, die solchergestalt post festum erschien, war damit um ihren Erfolg betrogen.

Beide Editionen sind schlecht, voller Entstellungen, Änderungen, vielfach unverständlich. Indessen hat es Serieys Barbier zuvorgetan; was er publizierte ist geradezu nicht mehr Galiani, ganz abgesehen von den Briefen, die er auf den Namen des Abbé hin selbst versündigt hat und die sich ohne weiteres als grobe Fälschung ausweisen.

Die neuen Herausgeber haben nichts unterlassen, um

ihre Ausgabe zu einer möglichst korrekten zu machen; sie haben alle schon publizierten Briefe mit den Autographen kollationiert und sich skrupulös an den Originaltext gehalten. Sie haben auch ein reiches, bis jetzt ungedrucktes Material gesammelt, das Ganze in trefflicher Weise kommentiert und legen uns so in ihrer Ausgabe die willkommene Frucht zehnjähriger Nachforschungen vor. Auch die äußere Ausstattung des Buches ist eine vorzügliche.

Ihr Versprechen, in ähnlicher Weise Galianis Briefwechsel mit dem neapolitanischen Minister Tanucci zu veröffentlichen, muß erfreuen. Indessen verlangt dieses Unternehmen unstreitig eine genaue Kenntnis des italienischen Idioms und in dieser Beziehung lassen die Herausgeber zu wünschen übrig. Man würde von ihnen z. B. nicht erwarten, daß sie das Sprichwort:

Guai e maccheroni si mangiano caldi

zu übersetzen sich beigehen ließen:

Tant pis pour le macaroni si on ne le mange pas chaud!

Ja gewiß, tant pis — aber nicht für die Makkaroni!

„Sammelt meine Briefe,“ schreibt Galiani an einer Stelle, „sammelt sie wie die sibyllinischen Blätter — Gott weiß, was sie erzählen werden, wenn sie einmal beisammen sind.“

L. Perey und G. Maugras haben diesen seinen Wunsch erfüllt, und man kann nicht genug dem Geplauder dieser Sammlung lauschen.

Der Briefwechsel Galianis mit seinen Pariser Freunden beginnt mit der plötzlichen Abberufung Galianis vom Posten eines neapolitanischen Gesandtschaftssekretärs in Paris im Mai 1769. Galiani stand damals mitten in literarischen Kämpfen, und so sind diese Briefe selbst ein

Stück Kampf. Sie hängen so innig mit des Verfassers Vorleben zusammen, daß die Herausgeber wohl daran getan haben, eine kurze Biographie des Briefstellers vorauszuschicken. Die Aufgabe war ja ohnedies eine dankbare, um so mehr als ihnen viel unbekanntes Material zur Verfügung stand.

Ferdinand Galiani ist am 2. Dezember 1728 zu Chieti geboren. Sein Vater war königlicher Auditor. Sein Onkel väterlicherseits wohnte in Neapel und bekleidete als Erzbischof von Tarent die Stelle des königlichen Oberhofpredigers. Beide Söhne des Richters Galiani, der ältere Bernhard, und Ferdinand erhielten ihre wissenschaftliche Bildung unter der Leitung des Erzbischofs teils in, teils außerhalb der casa Galiani, die ein Mittelpunkt des anregendsten gelehrten und geselligen Verkehrs war. Hier lernte Ferdinand sein Latein von dem berühmten Latinisten Mazzocchi.

„Wenn mein alter Lehrer Ernesti zu Leipzig mich fragte", so schreibt Grimm in seiner literarischen Korrespondenz vom August 1768, „ob man in Frankreich Latein könnte, in seinem Sinne Latein könnte, so müßte ich ihm gestehen, daß ich in Paris nur einen einzigen Menschen getroffen habe, der Latein konnte und daß dieser Mensch ein Italiener war: der Abbé Galiani." Mazzocchi brauchte sich seines Schülers nicht zu schämen.

Mit sechzehn Jahren wurde der Jüngling in eine jener bekannten italienischen Akademien aufgenommen, in die Akademie der Nacheiferer zu Neapel, als deren Mitglied er seine ersten schriftstellerischen Versuche machte. Er verfaßte Denkschriften über platonische Liebe und über die Geldverhältnisse zur Zeit des trojanischen Krieges. Der

Nationalökonom war frühe in ihm erwacht, sein berühmtes Buch Della moneta erschien wenige Jahre nachher (1749). Es wurde in Italien sowohl als im Auslande mit Enthusiasmus aufgenommen, und als der junge Verfasser 1751 eine Reise durch Italien machte, fand er überall bei den Regierenden wie bei den Gelehrten die zuvorkommendste Aufnahme. Auch der Papst empfing ihn, zeichnete ihn aus. „Mein Besuch beim Papste war kurz," schreibt Galiani, „ich fiel ihm mit keiner Bitte beschwerlich, so daß wir als die besten Freunde der Welt schieden."

Sein Buch über das Geld verschaffte ihm auch eine äußere Stellung. Die Regierung verlieh ihm zwei Abteien und so sah er sich mit zweiundzwanzig Jahren, ohne je theologische Studien und ohne je andere als die kleinen Weihen genommen zu haben, im Besitze der Mitra und des Titels Monseigneur und im Genusse einer Rente von elfhundert Dukaten.

Übrigens hatte ein literarischer Scherz den Namen des jungen Akademikers schon vor dem Erscheinen seines Buches Della moneta bekannt gemacht. Es bestand nämlich in Neapel damals eine Akademie, welche die Aufgabe hatte, pompöse Nekrologe berühmter neapolitanischer Persönlichkeiten zu verfassen: Grabschriften, Genealogien, Trauergedichte, Leichenreden usw., die dann unter dem Titel: Componimenti vari zusammengestellt, mit dem Bilde des Verstorbenen geschmückt und mit dem größten Luxus publiziert wurden. Die Mitglieder des Hofes erhielten alle ein Exemplar zugestellt.

Der Präsident dieser Akademie, Sergio, hatte das Selbstgefühl des jungen Galiani in empfindlichster Weise dadurch verletzt, daß er ihm angesichts seiner Jugend zu

dem angekündigten Vortrag über die unbefleckte Empfängnis das Wort nicht hatte erteilen wollen. Zu der Demütigung in offener Versammlung noch das Übel des discours rentré! Das war viel auf einmal.

Nun starb um diese Zeit der Henker von Neapel und das gab dem nach Rache dürstenden Jüngling den Gedanken ein, diese odiose Person in Nachahmung der akademischen Manier durch pomphafte Nekrologe zu feiern. Ein Freund teilte sich mit ihm in die Arbeit; die Stücke wurden gedruckt in einer Ausgabe, die genau derjenigen der akademischen Componimenti entsprach und der verhaßte Sergio wurde als Verfasser ausgegeben. Der Hof erhielt die üblichen Exemplare zugestellt.

Diese Henkernekrologe hatten einen gewaltigen Erfolg und die Akademie schrie laut nach gerichtlicher Untersuchung. Den beiden jungen Leuten wurde dabei immer ängstlicher zumute; endlich entschlossen sie sich, in einer Privataudienz dem ersten Minister Tanucci alles zu gestehen. Da der Hof an dem ganzen Scherze seine helle Freude gehabt hatte, so fiel die Strafe für die beiden Übeltäter nicht schwer aus — sie wurden für zehn Tage in ein Kloster zu geistlichen Übungen verwiesen.

Wie Galianis Neigung schon in seiner Jugend geteilt war zwischen ernsten Arbeiten und humoristischen Spielereien, so blieb sie's während seines ganzen Lebens. Eine unglaubliche Beweglichkeit des Geistes charakterisiert den Mann wie den Knaben und läßt ihn nicht lange mit derselben Aufgabe sich beschäftigen. Kaum hat er 1758 eine Lobrede auf den verstorbenen Papst verfaßt voll ernster Stimmung und pietätvollen Gedenkens, so schickte er auch eine komische Dissertation in die Welt, in welcher er vor-

schlägt, in Zukunft die Cicisbei am Neujahrstage durchs Los zu wählen. Beide Seiten seiner Tätigkeit haben dazu beigetragen, seine Stellung im Staat und in der Gesellschaft zu befestigen. Man schätzte ihn um seiner Kenntnisse willen und ließ ihn von Amt zu Amt steigen. Man liebte ihn wegen seines Naturells, seines Esprits und zog ihn in alle Salons. Die Zusendung einer Sammlung von Vesuvsteinen mit begleitender Dissertation und dem Motto: Beatissime Pater, fac ut lapides isti panes fiant lohnte ihm der Papst mit einer Rente von vierhundert Dukaten; seine Bemühungen um die Ausgrabungen zu Herkulanum trugen ihm vom König Karl III. eine Pension von hundert Dukaten ein. Unterdessen hatte er auch einen Onkel beerbt, so daß er sich im Besitze eines reichen Einkommens befand.

Im Januar 1759 wurde er zum Sekretär der neapolitanischen Gesandtschaft zu Paris ernannt mit weitern zwölfhundert Dukaten Gehalt. Diese Beförderung erfüllte ihn mit großer Freude. Das Paris des achtzehnten Jahrhunderts, „le café de l'Europe", wie er es nannte, mußte für den geistreichen Abbé eine ungewöhnliche Anziehungskraft besitzen. Voll der glänzendsten Erwartungen, nahm er im Café seinen Platz. Aber er, der in Neapel gewöhnt war, von aller Welt gehätschelt zu werden, wurde in Paris kaum beachtet. Alles ging an ihm vorüber seine Wege und höchstens wurde ihm ein verwundert mitleidiger Blick von den Vorübergehenden zuteil, deren Augen er wegen seiner Kleinheit auf sich zog. So drücken denn die ersten Briefe, die Galiani von Paris an seinen Vorgesetzten in Neapel, den schon genannten Minister Tanucci schrieb, die gründlichste Enttäuschung

aus. Er beklagte sich über das Pariser Klima, das seine Gesundheit ruiniere, über den Mangel an Trinkwasser, Früchten und Eis und über den Überfluß an Frivolität, die hier das ganze Leben beherrsche und weder eine vernünftige Frage noch eine vernünftige Antwort hören lasse. Je suis détrompé et je reconnais que je ne suis point fait pour Paris. Und er wird nicht müde, seine Abberufung zu verlangen.

Allein es sollte anders kommen. Die diplomatischen Gesellschaften, in welche der junge Sekretär sich einführen lassen mußte, wurden der Boden, in welchem das zarte exotische Pflänzchen zunächst Wurzel schlug. Der geistreiche Abbé rächte den geringgeschätzten Gesandtschaftssekretär und in kurzer Zeit war Galiani der Liebling all jener berühmten Salons und ihrer Königinnen wie der d'Epinay, Geoffrin, Necker usw. „In Frankreich haben wir den Esprit in kleiner Münze," sagte die Herzogin Choiseul von Galiani, „in Italien haben sie ihn in Barren." Wo der Abbé hinkam, da fand sich Geselligkeit und Heiterkeit mit ihm ein; er war unerschöpflich an drolligen Geschichten und sprühendem Witz. „Wenn man Abbés Galiani bei den Drechslern kaufen könnte, so würde jedermann welche haben wollen", sagt Diderot in der lebendigen Schilderung, die er von der geistreichen Gesellschaft entwirft, welche sich 1760 im Landhause der Frau von Epinay eingefunden hatte.

Diderot selbst hat uns in seiner Korrespondenz mit Fräulein Voland eine Reihe der galianischen Geschichten aufbewahrt, freilich nur in der Form eines kurzen Referates, so daß sie, heute gelesen, unendlich verlieren müssen gegenüber den von dem beweglichen Abbé selbst vorge-

tragenen Originalen. Es sind fast alles Dinge, die gesprochen werden müssen und nicht geschrieben werden dürfen, wenn man sie ganz genießen soll. Wenn sie nun auch geschrieben uns heute noch ergötzen, entzücken, wieviel mehr Genuß müssen sie denen verschafft haben, welche sie aus dem Munde des Erfinders selbst vernahmen, der sie mit unnachahmlicher Grazie und bezaubernder Liebenswürdigkeit vorzutragen verstand. Wir begreifen den Enthusiasmus, den die ganze Philosophengesellschaft dem kleinen Abbé entgegenbrachte und bewahrte.

Die berühmteste der Geschichten, diejenige, auf welche Galiani auch vielfach in seinen Briefen anspielt, ist diejenige der dés pipés, der falschen Würfel. Abbé Morellet erzählt sie in seinen Memoiren:

Eines Abends sprachen nach dem Diner bei Baron von Holbach die versammelten Philosophen gar eifrig über die Gottheit und sagten Dinge, „welche hundertmal den Blitz auf das Haus herabgerufen haben würden, wenn der Blitz überhaupt wegen dergleichen einschlüge". Galiani hatte den ganzen Abend gelassen zugehört; schließlich aber wurde ihm die Sache zu arg und er sagte: Meine Herren Philosophen, ihr habt große Eile. Ich sage euch zunächst, wenn ich Papst wäre, würde ich euch der Inquisition übergeben, und wenn ich König von Frankreich wäre, würde ich euch in die Bastille werfen. Da ich aber so glücklich bin, weder das eine noch das andere zu sein, so werde ich nächsten Donnerstag wieder hier zum Diner kommen und ihr werdet mich anhören, wie euch anzuhören ich heute Geduld gehabt habe. Ich werde euch widerlegen."

Auf Donnerstag! riefen alle einstimmig.

Der Donnerstag kam. Nach dem Diner, als der Käse

serviert war, setzte sich der Abbé auf einen Lehnstuhl, die Beine nach Schneiderart übereinandergeschlagen. Das war so seine Sitte. Da es heiß war, nahm er seine Perrücke in eine Hand und mit der andern gestikulierend, begann er also:

Ich nehme an, meine Herren, daß derjenige unter euch, der am meisten davon überzeugt ist, daß die Welt das Werk des Zufalls ist, Würfel spielt, ich meine nicht, in irgendeiner Spelunke, sondern in dem besten Hause zu Paris und daß sein Gegner einmal, zweimal, dreimal, viermal, überhaupt Sechserpasch wirft.

Das Spiel würde nicht lange dauern, ohne daß mein Freund Diderot, der dabei sein Geld verlöre, ohne Besinnen, ohne einen Augenblick zu zweifeln, ausrufen würde: Die Würfel sind falsch; ich bin in einer Diebshöhle.

O, mein Philosoph! wie? Weil zehn oder zwölf Würfe aus dem Würfelbecher so fielen, daß du sechs Franken verlorst, glaubst du fest, daß das die Folge eines geschickten Handgriffs, einer künstlichen Komposition, einer berechneten Schelmerei sei, und während du im Universum eine so unendliche Zahl von tausendfach schwierigern, komplizierteren und nützlichern Kombinationen siehst, fällt es dir nicht ein, daß die Würfel der Natur auch falsch sind, und daß dort oben ein großer Schelm spielt, der sich eine Freude daraus macht, dich zum besten zu haben.

Mit der Frau von Epinay blieb Galiani auf die Dauer am engsten verbunden. Er meint, daß die Geschichte von dieser zwanzigjährigen treuen Freundschaft sprechen würde, wenn sie überhaupt von etwas anderem spräche, als von den Torheiten und dem Unglück der Menschen. Mit Madame Geoffrin verkehrte er mit etwas mehr Zurück-

haltung; Madame Necker sah ihn zwar fast jeden Freitag in ihrem Salon, aber die spätere Trennung ließ die gegenseitigen Beziehungen rasch erkalten. Grimm blieb bis zuletzt sein treuer Freund, wie er auch einer der ersten gewesen war, die seine Bedeutung erkannt hatten. Die beiden Männer, der Deutsche und der Italiener, die sich in den französischen Salons gefunden hatten, zeigen viel ursprüngliche Ideengemeinschaft, und mehr als eines jener geistreichen Urteile der literarischen Korrespondenz Grimms ist wohl auf ein Aperçu des italienischen Gesinnungsgenossen zurückzuführen.

Die zahlreichen gesellschaftlichen Verbindungen hinderten Galiani indessen nicht, seine diplomatische Stelle auszufüllen. Er bekleidete einen Vertrauensposten. Der neapolitanische Gesandte, der Graf von Cantillana, ein spanischer Hidalgo, kümmerte sich viel mehr um die Details der Hofetiquette, als um die Interessen des neapolitanischen Königreiches. Als Politiker ließ er sich vollständig vom spanischen Gesandten ins Schlepptau nehmen. Tanucci sah dies ungern. In Galiani glaubte er einen sichern Mann gefunden zu haben, der ihm dazu helfen würde, Neapels Stellung in Paris zu einer selbständigern zu machen. Galiani sollte ihm über seine Bemühungen wöchentlich berichten. Er entledigte sich seiner Aufgabe mit großem Geschick, und als er vollends in Abwesenheit des Gesandten während eines Jahres die Geschäfte selbst führte, da findet Tanuccis Lob kein Ende. Es regnet förmlich Anerkennungen aller Art. Der Herzog von Choiseul blieb dabei nicht zurück, obschon er bei sich nichts sehnlicher wünschte, als die Entfernung des Abbé, der ihn hinderte, mit dem neapolitanischen Gesandten nach seiner

Weise umzuspringen. Er benutzte deshalb ohne Zögern eine Gelegenheit, die sich ihm 1769 infolge einer unvorsichtigen Äußerung bot, die Galiani über die diplomatischen Absichten Neapels gegenüber Frankreich und Spanien getan hatte, um die Abberufung des Abbé zu verlangen. Durch Schreiben vom 6. Mai 1769 gibt Tanucci diesem Verlangen Folge.

Galiani traf diese Nachricht wie ein Blitz aus heiterm Himmel. „Außer dem Tode konnte mich nichts Schlimmeres treffen", schreibt er in seiner Verzweiflung an den Minister. Ende Mai 1769 verläßt er Paris, wie die Weisung lautete, vier Tage nach Empfang des Abberufungsschreibens. Es blieb ihm nicht einmal Zeit, von seinen Pariser Freunden sich persönlich zu verabschieden, und hätte er dazu Zeit gehabt, so würde ihm der Mut gefehlt haben, alle die Abschiedsszenen zu ertragen: on m'a arraché de Paris, on m'a arraché le coeur!

Vier Monate blieb er auf der Rückreise in Genua. Es scheint, daß er hier warten wollte, bis sich die allgemeine Bewegung, welche die Nachricht von seiner Entfernung von Paris in der neapolitanischen Gesellschaft hervorgerufen, gelegt haben würde. Seine Ankunft in Neapel gestaltete sich zu einer Ovation. Sogar der König blieb mit seinen Ehrenbezeigungen nicht zurück. Galiani erhielt mit dem Doppelten des gewöhnlichen Gehalts die Stelle eines Mitgliedes des obersten Handelsgerichtshofes. Aber alles das vermochte ihm nicht zu ersetzen, was er verloren hatte. Die gesellschaftlichen Verhältnisse Neapels waren im Vergleich zu den Pariser Salons gar zu trostlos. Da war keine Spur jener liebenswürdigen Feinheit, welche den Grundton der Pariser Unterhaltung

bildete und auch das frivolste Gespräch in ein geistreiches, anregendes Spiel verwandelte, keine Spur jenes Wissenstriebes, der den Gelehrten im Salon ebenso herzlich willkommen hieß wie den Weltmann, und dem Gelehrten weltmännische Manieren, dem Weltmanne Verständnis und Urteil in wissenschaftlichen Fragen gab — in den drei oder vier Salons zu Neapel, welche Galiani erwarteten, herrschte neben großer Frivolität nur große Ignoranz, die eine Roheit der Sitten und des Ausdrucks zur Folge hatte, an welcher das Auge und das Ohr Galianis den größten Anstoß nehmen mußten. Seine Briefe überströmen von Klagen über die Geistlosigkeit seiner neuen Umgebung.

Seine amtliche Stellung brachte ihm viel Ehre ein. Mit seltener Umsicht und Klarheit urteilte er über die schwierigsten Rechtsfragen. Der König ernannte ihn zum Minister über die königlichen Domänen. Daneben beschäftigte sich Galiani mit literarischen Arbeiten.

Er hatte bei seiner Abreise von Paris 1769 in den Händen von Frau von Epinay ein Manuskript zurückgelassen und Diderot mit der Drucklegung desselben betraut. Es ist seine berühmteste Schrift: Dialogues sur le commerce des blés; sie erschien mitten in jenem Frankreich so tief bewegenden Kampfe für und wider die freie Ausfuhr des Getreides und machte ungeheures Aufsehen durch die Schärfe ihrer Argumentation, den schlagenden Witz ihrer Ausführungen, der mit den schwierigen Fragen gleichsam spielend sich beschäftigte. Das Buch war ein schwerer Schlag für die Ökonomisten, welche die freie Ausfuhr verlangten. Galiani ließ ganz Frankreich auf ihre Kosten lachen. — Er ist Opportunist; er will nicht ein vollständiges Ausfuhrverbot, sondern nur einen gewissen,

nach den jeweiligen Bedürfnissen sich richtenden Ausgangszoll. „Ich will gar keine Theorie, sagt in dem Buche der Interlokutor Zanobi, welcher Galiani vertritt, ich bin nur dafür, daß man nicht faselt. Die Ausfuhr des gesunden Menschenverstandes ist die einzige, die mich ärgert.“

Die meisten der hier publizierten Briefe des Abbé beschäftigen sich mit diesen Gesprächen des Chevalier Zanobi, Galiani und des Marquis, seines Gegners über den Getreidehandel.

Galianis Name ging durch ganz Europa. Alles drängte sich an ihn, wollte mit ihm korrespondieren und womöglich ihn sehen. Als Joseph II. Neapel besuchte, verlangte er Galiani zum Cicerone. Eine Reihe kleiner Abhandlungen, die er seit 1769 verfaßte, gab in den weitesten Kreisen immer neue Veranlassung, von ihm zu sprechen, seine Universalität, seine Gelehrsamkeit zu bewundern und über seinen unerschöpflichen Witz zu lachen.

Ein schwerer Schlag traf ihn 1783 mit der Nachricht vom Tode seiner Freundin, der Frau von Epinay. „Ich habe alles verloren ... man überlebt seine Freunde nicht“ schreibt er nach Paris; zwei Jahre später, im Mai 1785, rührte ihn der Schlag. Er erholte sich langsam, indessen nie vollständig. Seine Kräfte schwanden sichtlich. Man riet ihm zu einer Erholungsreise. Er besuchte 1787 Venedig, Modena, Parma, vergaß über den Aufregungen der Reise seine Leiden, ohne daß diese deshalb geringer geworden wären. Nach seiner Rückkehr konnte er über seine Lage nicht mehr im ungewissen sein. „Die Toten langweilen sich zu Tode dort unten,“ sagte er wohl, „sie haben mir eine Einladung geschickt, daß ich sie zu erheitern käme.“

Er verlangt nach kirchlichem Beistand und nachdem er inmitten seiner Verwandten und Freunde die heilige Wegzehrung erhalten, gibt er, von seinen Dienern getragen, dem Priester das Geleite bis an die Türe seines Hotels, in der Meinung, daß man sich wohl für den lieben Gott einmal bemühen dürfe, nachdem man sich so oft für den Menschen bemüht habe. Er lebte noch mehrere Tage in voller Klarheit des Geistes und Ungetrübtheit der Stimmung. Am Vorabend seines Todes blieb sein Freund Doktor Gatti bei ihm, obschon er vom französischen Gesandten zur Oper geladen sei. „Ihr seht wie ich an Euch hänge, da ich vorziehe, Euch Gesellschaft zu leisten." „Dafür bin ich Euch gar keinen Dank schuldig, meinte Galiani, denn Ihr betrachtet mich als Euern Harlekin, dessen Späße Euch viel mehr belustigen als die Witze der Oper und Ihr kommt heute nur, um noch der letzten Ergötzung teilhaftig zu werden, die ich Euch werde verschaffen können."

Er starb am 30. Oktober 1787 im Alter von 59 Jahren. Ganz Neapel folgte seinem Sarge, ganz Europa trauerte über seinen Tod.

Er hinterließ wenig zeitliches Gut. „Diejenigen, die meine Lebensweise kennen, sagt er in seinem Testamente, werden sich nicht wundern, daß meine Verlassenschaft so gering ist. Ich habe dies nie bedauert, als eben in diesem Momente, da mein Mangel an Vermögen mich verhindert, meinen Verwandten und meinen Freunden nach Wunsch meine Dankbarkeit zu bezeugen." Indessen versprach ihm der Verkauf seiner gewählten Bibliothek und seiner außerordentlich reichen Sammlung an Münzen, Cameen, Bronzen, Gemälden, Waffen so viel, daß er die Seinen nicht leer ausgehen lassen mußte.

Mit seltener Einstimmigkeit urteilen die Zeitgenossen über Galiani. Alle sind sie frappiert von seiner Doppelnatur. Grimm führt ihn in seiner literarischen Korrespondenz folgendermaßen ein: „Dieses kleine, am Fuße des Vesuv geborene Wesen ist ein wahres Phänomen. Er verbindet mit einem klaren durchdringenden Blicke ein umfassendes und gründliches Wissen, mit dem Scharfsinne des Genie die Heiterkeit und Lustigkeit eines Menschen, der nur amüsieren und gefallen will. Es ist Plato mit dem Feuer und den Gebärden eines Harlekin." Voltaire sagt von den Dialogen über den Getreidehandel, daß Plato und Molière sich vereinigt zu haben scheinen, um dieses Buch zu schreiben. Und Marmontel: „Der Abbé ist seiner Figur nach der niedlichste Harlekin, den Italien hervorgebracht hat, aber auf den Schultern dieses Harlekin ruht der Kopf eines Macchiavel. Er ist Epikuräer und sieht alles von der komischen Seite. Weder in Moral noch in Politik gibt es etwas, worüber er nicht eine drollige Geschichte wüßte und diese Geschichten sind immer vollständig treffend und durch unvorhergesehene geistreiche Anspielungen gewürzt. Dabei die naivste Possierlichkeit in der Art zu sprechen und zu gestikulieren. — Man wird begreifen, wie sehr uns der Gegensatz zwischen dem tiefen Sinne der Worte und der spaßigen Miene des Sprechenden belustigte, und man wird glauben, daß ich nicht übertreibe, wenn ich sage, daß man alles vergaß, um ihm stundenlang zuzuhören."

Plato und Harlekin sahen sie alle in ihm vereint. Die zeitgenössischen Memoiren sind voller „Galianiana" und beweisen dadurch, wieviel Glück die Bonmots des kleinen Neapolitaners machten. Er hatte deren für alle Meinungen

und Hypothesen, seine eigenen nicht ausgenommen, so daß wir ihn oft im Widerspruche mit sich selbst finden. Il ne faut pas le prendre au mot — und am wenigsten dann, wenn er von sich selbst spricht. Es war sein Hauptvergnügen, Menschen mit fertigen Meinungen und Urteilen zu beweisen, wie dies oder jenes ihnen entgangen sei und wie sie dadurch an der Wahrheit vorbeigekommen wären. Man denke nur an die Geschichte der dés pipés. Sie ist typisch für die Manier Galianis. Durch einen glücklichen Vergleich, ein glückliches Wort kehrt er eine neue Seite der Frage hervor, weist den Dogmatikern lachend eine Schwierigkeit, die ihnen entgangen war und freut sich, ihre Überzeugung von neuem, wenn auch nur für einen Moment ins Schwanken gebracht zu haben. Aber die Geschichte beweist durchaus nicht, daß Galiani ein Gegner der atheistischen Lehre war. Er selbst ist Skeptiker. Was er sagt, ist für ihn selbst nur wahr in dem Moment, da er es ausspricht, als Mittel zur Ironisierung der gegnerischen Ansicht. Er kennt gleichsam nur eine veritas militans, aber keine absolute Wahrheit. „Wir sind nicht für die Wahrheit gemacht und die Wahrheit macht uns nichts. Illusion ist das einzige, was wir suchen sollen. — Wir sind geschaffen, um die Wirkungen zu genießen, aber nicht, um die Ursachen zu erforschen. Wir haben fünf Sinne zu dem ausdrücklichen Zweck, Schmerz und Lust zu erkennen, aber wir haben keinen einzigen Sinn, der uns die Wahrheit oder Falschheit einer Sache erwiese."

Und wie alle Skeptiker, wie Rabelais, Montaigne, Pierre Bayle, scheute er gelegentlich nicht einen starken Ausdruck, das unverhüllte Wort. „All das Gelärm und Geschrei", ruft er aus, ärgerlich über die Deklamationen seiner Umgebung, „kommt daher, daß jedermann für die

Sache des andern und keiner für die eigene spricht. Der Abbé Morellet predigt gegen die Pfaffen, Helvetius gegen die Finanziers, Baudeau gegen die Faullenzer und alle zusammen für das höchste Wohl des Nächsten. Der Teufel hole den Nächsten! Es gibt keinen Nächsten! Sagt, was euch nottut oder schweigt."

„Der Gesetzgeber", so sagte er als ein zweiter Rabelais, „gleicht dem Maler, den die Polizei beauftragte, eine Inschrift an eine Mauer zu malen. Die Inschrift lautete: „Es ist bei Geldbuße und körperlicher Züchtigung jede Verunreinigung verboten." Der Maler geht ans Werk. Während der Arbeit macht die Natur ihr Recht geltend; er steigt von der Leiter und verrichtet trotz der Vorschrift des Gesetzes seine Notdurft, indem er mit Befriedigung das Werk seiner Hände betrachtet."

Die Freiheit der Anhänger des Contrat social nannte er: das Recht, sich in die Angelegenheiteu der andern zu mischen, und geradeso frei sprach er auch über die Meinungen und Personen der Mächtigen dieser Erde. „Galiani wird am Hofe nie Glück machen, schreibt Frau Necker, er denkt zu laut und spricht zu leise." Er sah dies selbst ein. „Ich kann mich niemandem geben, nicht einmal dem Teufel. Ich gehöre nur mir, und das wird immer mein Glück verhindern."

Er gehörte nur sich. Seine Briefe sind der eklatanteste Beweis dafür, eklatanter als seine übrigen Werke, weil sie sich nicht mit einer einzelnen Frage beschäftigen, nicht ein bestimmtes einzelnes Problem bis in seine Details verfolgen, sondern alle möglichen und — man darf wohl sagen — unmöglichen Verhältnisse beschlagen. Die zirka 350 Briefe Galianis, die hier vorliegen, sprechen von den

Fragen des alltäglichen Lebens, von Metaphysik, Nationalökonomie, Politik, Religion, Erziehung, Geschichte der alten und neuen Zeit, Geographie, Numismatik, Zoologie, Philologie, Theater, Skulptur, nil humani a se alienum putat. Und auf diesem ganzen weiten Gebiete des „Menschlichen" zeigt er sich als selbständiger Denker. Den meistbesprochenen Gegenständen weiß er spielend neue Seiten abzugewinnen, die ungewöhnlichsten Fragen weiß er mit der unbefangensten Miene vorzulegen. Er ist original in der Besprechung des Alten, Herkömmlichen und original im Auffinden des Neuen, Ungewöhnlichen. Es möchte schwerhalten, ihn irgendwo des Plagiats zu beschuldigen. Er war keiner der Papageien, von denen er sagt, daß sie sein Jahrhundert erfüllen. „Laharpe ist ein Papagei, zweifeln Sie nicht daran, aber sein Gedächtnis ist so gut und das unsrige ist so schlecht, daß wir unmöglich merken, wem er jene Töne entnimmt, welche wir für die Schöpfungen seines eigenen Genius halten."

Galiani arbeitete außerordentlich rasch. Was er geschrieben, ist als Ganzes immer aus einem Gusse; die Gewalt eines mächtigen Ideenstromes reißt ihn fort, er improvisiert. Sein Hauptwerk, die Dialoge über die Getreidefrage, ist nichts anderes als eine Improvisation. Er konnte mit Bayle sagen: Je sais quelquefois ce que je dis, mais jamais ce que je vais dire. Es gilt dies in besonderem Maße von seinen Briefen. Häufig sind dieselben unmittelbar nach dem Empfange der Post geschrieben, ohne Prämeditation, in der Absicht, dem eben abgehenden Kurier die Antwort noch zu übergeben. Daher kömmt es, daß Galiani nachher nicht mehr weiß, was er geschrieben hat, daß sich seine Korrespondenten darüber beklagen. „Sie

wissen nie ein Wort von dem, was Sie schreiben", ruft ihm Frau von Epinay zu, und er antwortet ihr: „Endlich haben Sie eines von meinen Geheimnissen entdeckt, das ich möglichst zu verbergen suche. Sie haben erkannt, daß ich alles, was ich geschrieben, im Momente wieder vergesse, während ich nie vergesse, was man mir sagt oder was ich lese ... also wundern Sie sich nicht über meine Widersprüche."

Diese Widersprüche sind eine Folge seiner Originalität, der Ursprünglichkeit seines Denkens. Galiani besaß ein großes Wissen, eine große Kenntnis von Tatsachen, aber er besaß keinen Vorrat an fertigen Urteilen. Er machte sich jedes einzelne Urteil immer ad hoc neu auf Grund der ihm vorgelegten Tatsachen und seines eigenen Wissens. Er urteilte so über dieselbe Sache zu wiederholten Malen, ohne sich bei den späteren der früheren Urteile zu erinnern. Bleibt die Basis der Tatsachen, auf Grund deren er urteilt, konstant, so wird auch sein Urteil jedesmal in der gleichen Frage gleich lauten; hat sich aber das ihm zur Verfügung stehende Material geändert, so wird auch sein Urteil ein anderes sein. Zieht man nun sein außerordentlich lebhaftes Temperament in Betracht, seine rasche Art zu arbeiten, die ihn nicht lange bei einem Gegenstande verweilen lassen, so muß man gestehen, daß für ihn dadurch die Möglichkeit, mit den eigenen Urteilen in Widerspruch zu geraten, nicht verringert wurde.

So sind seine Kontradiktionen etwas mit seiner Natur unzertrennlich Verbundenes, etwas Essentielles, seinem Denken Immanentes. Galiani ohne Widersprüche wäre nicht mehr Galiani. Die Widersprüche sind gleichsam eine Garantie seiner Originalität; ihn von seinen Widersprüchen

befreien, würde heißen, seinen Geistreichtum vermindern. Denn er widerspricht sich nur in originaler, geistreicher Weise, so daß der Leser auch an seinen Widersprüchen Genuß findet. An Kraft der Überzeugung verlieren natürlich dadurch seine Urteile, aber hört und liest man denn Galiani, um sich überzeugen zu lassen, um sein eigenes Urteil mit dem seinigen zu vertauschen? Er wäre der erste gewesen, sich darüber zu wundern; er würde sicherlich gegen diese Auffassung protestiert haben. „Zeigt dieses Geschreibsel Grimm und den andern, so pflegt er seine Briefe an Frau von Epinay zu schließen, „das wird sie höchlich amüsieren; sie werden sich krank lachen darüber." Galiani schrieb, um zu amüsieren, und in diesem Sinne will er gelesen werden. Seine Paradoxen sind ein geistreiches Spiel. Galiani mischt und gibt die Karten, dirigiert die Partie mit liebenswürdiger Possierlichkeit; der Leser ist entzückt von seinen Allüren wie von der Neuheit seiner Kombinationen. Ist das Spiel vorbei, so bleibt nur die Erinnerung an eine angenehm verbrachte Viertelstunde, aber keine Belehrung, kein positiver Gewinn. Man hat nichts gelernt, aber man hat von Herzen gelacht.

Leser, wenn du Momente hast, da du lieber lachst als lernst, so greife zu den Briefen des geistreichen Abbé.

Aber vielleicht ist es zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß man nichts von seinen Urteilen lernt. Da müßte er kein Skeptiker und wir nicht Menschen mit einer Reihe von fertigen Urteilen sein. Wir sind aber das und er ist ein großer Zweifler, sagt er doch von dem Chevalier Zanobi seiner „Dialoge" (das ist von sich selbst): Bei der zweiten oder dritten Lesung des Buches wird man erkennen, daß der Chevalier kein Wort glaubt oder denkt

von alledem, was er sagt; daß er der größte Skeptiker der Welt ist, daß er: ne croit rien, en rien, sur rien, de rien. Aber bitte, Madame, sagen Sie das niemandem, es ist der Schlüssel des Geheimnisses. Warten wir und ergötzen wir uns, zu sehen, wie lange Paris brauchen wird, um mich zu verstehen und wie lange die Köpfe sich darüber erhitzen werden." Von dem Skeptiker werden wir immer etwas lernen: Er zweifelt an der Richtigkeit unserer Meinung, nicht weil er eine gegenteilige Meinung für richtig hält, sondern weil er Gründe zu haben glaubt, um nicht unserer Meinung zu sein. Er stellt nicht unserer Meinung eine andere gegenüber, er verneint nur die Wahrheit der unserigen. Der Widerspruch der einzelnen Meinungen ist der Gegenstand seines Studiums; die Unmöglichkeit einer Entscheidung nachzuweisen, ist der Zweck seiner Arbeit. Wenn er uns nun auch nicht überzeugt, so werden wir aus seinen Ausführungen doch immer den Gewinn ziehen, unsere Meinung von einer neuen Seite beleuchtet zu sehen, neue Gründe gegen dieselbe, neue Gründe für dieselbe entgegenstellen zu müssen. Wir werden selbst unsere Argumentation verbreitern und vertiefen. So werden wir aus der Lektüre des Skeptikers Galiani wenigstens einen formalen Gewinn davontragen.

Belehrend aber sind wie immer so auch bei Galiani die Tatsachen, und derjenige, der mit der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts näher bekannt werden will, wird in diesen Briefen vieles zu sammeln finden.

Galiani schreibt seine Briefe nicht nur an diejenige Person, an welche sie adressiert sind, er schreibt immer mit Rücksicht auf seinen ganzen Freundeskreis, auf die ganze philosophische Gesellschaft, die sich in jenen berühm-

ten Salons zu Paris zusammenfindet. „Sie wissen, daß ich wünsche, daß meine Briefe von allen meinen Freunden gesehen und gelesen würden. Es geschieht dies nicht aus Eitelkeit, sondern weil ich mich in ihrer Erinnerung bewahrt sehen möchte.“ Aber ein klein wenig Eitelkeit war doch auch dabei, denn er verfehlt z. B. nicht, Frau von Epinay wiederholt zu bitten, daß sie sich doch je eine Kopie dieser oder jener charmante lettre verschaffen solle, die er einer dritten Person geschrieben habe. Er schreibt seine Briefe in der Meinung, daß sie eines Tages gedruckt werden könnten. Daraus resultiert für ihren Inhalt und ihre Form ein Widerspruch, der ihrem Werte Abbruch tut. Einerseits fühlt der Schreiber, daß die Erwähnung einer Reihe von kleinen Tagesereignissen in Briefen, die im Grunde für einen weiteren Kreis, ja für die Nachwelt geschrieben werden, nicht am Platze ist und andererseits kann er auf ihre Erwähnung in diesen Privatbriefen doch nicht verzichten. Da hilft er sich so, daß er gelegentlich diese Bagatellen durch die Form, in der er sie erwähnt, pikant zu machen sucht, daß er auch hierin amüsant, geistreich erscheinen will. Und das ist ihm nun nicht gelungen. Er verfällt dabei in einen gezierten, preziösen Ausdruck, in die Concetti-Manier des siebzehnten Jahrhunderts, die ihm recht schlecht ansteht, z. B.:

„Da es eine Rekonvaleszenz gibt“, beginnt er einen Brief an Frau von Epinay, die ihm ihre Genesung hat melden lassen, „so sollen wir auch begreifen, daß sie lange dauert. Sie haben mir versprochen, nicht wieder krank zu werden, so ist es recht und billig, daß Sie sich langsam und mit Bedauern von einem Dinge entfernen, das Ihnen anhänglicher war, als Sie wünschten.“

Welch geschraubter Trost! Glücklicherweise sind solche Stellen nicht häufig. Meistens hat er sich begnügt, seine Alltagsgeschichten kunstlos zu erwähnen und so mißfallen sie denn auch keineswegs, sie gehören vielmehr geradezu zu den Reizen einer Brieflektüre — solange als diese Geschichten eine gewisse Abwechselung bieten. Sobald aber immer dasselbe sich wiederholt, dieselbe Klage, derselbe Rat, derselbe Dank, dasselbe Versprechen, dann verlieren sie ihren Reiz, sie langweilen. So ist man in diesen Briefen gelangweilt z. B. durch die ewige Portofrage, die auch dann noch nicht zur Ruhe kommt, als Galiani einen besonderen Posten von 100 Franken in sein Budget aufnimmt, der nur allein dazu dienen soll, das Porto des wöchentlichen Briefes der Frau von Epinay zu bezahlen. Schrieb Galiani für einen weiteren Kreis, dann konnte er dem Fernerstehenden diese und andere endlose Lamenti ersparen. Der Natürlichkeit der Briefe schadet dieser Umstand zwar nicht, wohl aber leidet dieselbe darunter, daß der Abbé zu den Briefen, in welchen er vorzüglich von seinen Privatangelegenheiten spricht und in welchen es ihm nicht gelingen will, geistreich zu sein, zu bemerken pflegt — und das geschieht sehr häufig —: „ich bin erzdumm diesen Abend" ... „ich weiß nichts Heiteres zu erzählen" ... „der Brief ist nicht zum Drucken" ... „Kann man geistreich sein in seinen Briefen, wenn man, wie ich, den ganzen Tag nur Fadheiten und Geschmacklosigkeiten hören muß? Beklagen Sie mich — ich bin ganz dumm geworden — bête à manger du foin."

Sieht man aber über diese Mängel hinweg, verzeiht man Galiani, daß er durch die Gewohnheit, immer und überall als der geistreichste aller Abbés begrüßt und be-

glückwünscht zu werden, zu dem Glauben kam, immer und überall auch wirklich geistreich sein zu müssen — dann kann man sich großen Genuß von der Lektüre seiner Briefe versprechen.

Seine Briefe geben uns Aufschluß über sein Leben zu Neapel und, da sie voller Erinnerungen an Paris sind, auch über sein Pariser Leben. Die erste der salonführenden Damen, von und zu der sie sprechen, ist Madame Necker, die kalte, prüde, orthodoxe Genferin, die um des Glanzes ihres Hauses willen alle materialistischen Philosophen bei sich empfing, ihre „unglücklichen Freunde“, wie sie sie nannte. Sie ist die erste, welche von Galiani aus Genua einen Brief erhält, weil er von allen zuerst von ihr geträumt hat. „Ich träumte, ich läge auf einem Sopha und Sie säßen, tief gerührt, neben mir. Ich bewunderte Ihren Pantoffel und als guter Architekt schloß ich nach den Regeln Vitruvs von der Schönheit des Piedestals auf die Schönheit der Säule. Sie fanden das gar verwunderlich, wie's so Ihre Art ist, und sehr gleichgültig, gemäß Ihrer löblichen Sitte. Sie zogen den Pantoffel zurück. Ich fahre aus meinem Schlafe auf. Wo ist Frau Necker? Wo ist der Pantoffel? Alles war verschwunden. Statt auf einem guten Sopha, fand ich mich auf einem harten Bett, und statt in der Gesellschaft meiner Freunde sehe ich mich von Wanzen umringt. Welche Katastrophe!“ Und zwei Monate später, als er eine Antwort von ihr erhalten hat: „Sie sprechen mir von Gefühlen? Warum sprechen Sie mir nicht von Pantoffeln? Was stellen Sie dabei aufs Spiel? Ich bin ja in Genua und Sie sind in Paris. Wissen Sie, wenn Sie in dem Tone fortfahren, so kann ich wohl an Sie denken des Tags, aber nimmer-

mehr des Nachts von Ihnen träumen. . . Bedienen Sie sich doch der Enveloppen. Ihre Briefe gleichen sonst gar zu sehr Sokrates: die schönste Seele im häßlichsten Körper. Beauftragen Sie einen Ihrer Freunde, Enveloppen zu machen, denn daß Sie selbst sie machen, nein, diese Stofflichkeit ist unvereinbar mit der Erhabenheit Ihrer unaussprechlichen Geistigkeit ... O! dieser Pantoffel! Glücklicher Schuster!" Damit schließt er. Das war nicht eben der Ton, den die fromme Genferin liebte. Aber sie antwortete, ihr „unglücklicher Freund" tat ihr leid. Noch zwei der nächsten Antworten Galianis sind erhalten, eine von 1770 und eine von 1771.

„Alle Freitage", heißt es in der ersten, „komme ich im Geiste zu Ihnen. Ich setze mich Ihnen zu Füßen. Thomas seufzt leise darüber, Morellet aber wütet laut. Grimm und Suard lachen herzlich; der gute Graf Creutz merkt es nicht. Marmontel findet das Beispiel der Nachahmung wert und Sie, Madame, Sie lassen Ihre beiden schönsten Tugenden, die Züchtigkeit und die Höflichkeit, gegeneinander kämpfen und finden bei diesem Leiden, daß ich ein kleines, viel mehr unbequemes, denn hassenswertes Ungeheuer bin.

Man ruft zu Tische. Wir gehen. Die andern essen Fleisch, ich faste ... Adieu! Ich umarme Herrn Necker und Sie auch — wenn Sie's erlauben."

Seit 1771 erlahmt der Briefwechsel. Frau Necker schien am Erfolge ihrer Bemühungen zu verzweifeln. 1772 schreibt Galiani an Frau von Epinay: „Ich habe endlich einen Brief von Frau Necker erhalten, aber da sie Ihnen meine Antworten nicht zeigen will, so werde ich ihr sehr spät und durch meine Kanzlei antworten. Ich werde platt und glatt sein wie ein Teller der Frau

Geoffrin. So bestrafe ich des falschen Anstands prunkende Gebärde."

Gott hat sie, als er sie schuf, in ein Becken mit Stärke getaucht, sagt eine Zeitgenössin von Frau Necker. —

Madame Geoffrin, die ältliche Philosophenfreundin, scheint von unserem Abbé erst lange nach seinem Weggange von Paris einen ersten Brief erhalten zu haben. Ein regelmäßiger Briefwechsel bestand zwischen den beiden Personen nie. Ihre Naturen waren zu verschieden. „Madame Geoffrin wagt nicht, mich zu lieben", sagt Galiani, „aus Furcht, jemanden zu lieben, der sich schlecht und unvorsichtig benimmt."

Und so war es auch. Madame Geoffrin hielt einen der besuchtesten Salons des damaligen Paris. Ihre Mittwochs-Gesellschaften waren auch von hochgestellten Beamten und Politikern besucht; sie, die Bürgerliche, hatte enge Beziehungen zu der nächsten Umgebung des Königs. Die Wahrung dieser Beziehungen machte es für sie notwendig, sich im Umgange mit den himmelstürmenden Philosophen gewisse Beschränkungen aufzulegen. Sie wollte sich um keinen Preis in den Augen ihrer hohen Gönner kompromittieren. Die Philosophen kannten diese Ängstlichkeit und spotteten nicht wenig darüber. Galiani vor allen machte seine Witze; er, der „kompromittierte" Gesandtschaftssekretär, war nicht mehr der Mann der Madame Geoffrin. Er bildet ein neues Verbum „geoffriniser" und bei der Nachricht, daß die Dame an der Rose erkrankt sei, meint er, daran sei irgendein unbesonnener Gast schuld, der sich vermessen habe, in ihrem Salon eine Neuigkeit zum besten zu geben. Als sie gegen Ende ihres Lebens fromm zu werden begann und sich bei geistlichen

Übungen während eines Jubeljahres gefährlich erkältete, da amüsiert sich Galiani, a posteriori den Beweis zu führen, daß die Mère Geoffrin „an einem guten Jubeljahr sterben mußte. Q. E. D.".

Früher aber, als der Abbé noch wohlbestallter Gesandtschaftssekretär in Paris war, da war er ein Liebling des Geoffrinschen Salons.

„Da war ich denn immer der Abbé, der kleine Abbé, Euer kleiner Knirps. Ich saß auf dem guten Lehnstuhl, mit Armen und Beinen strampelnd wie ein Besessener, meine Perücke verkehrt, immer plappernd und Dinge sagend, die man prächtig fand und für mein eigenes Zeug hielt — ach, welch ein Irrtum! Nicht ich sagte die schönen Dinge: Eure Lehnstühle sind Orakelstühle und ich war die Sibylle. Seien Sie versichert, daß auf den neapolitanischen Strohsesseln ich nur dummes Zeug schwatze."

Madame Geoffrin hatte eine Tochter, Madame de la Ferté-Imbault, von der sie zu sagen pflegte: Wenn ich sie ansehe, dann bin ich erstaunt wie eine Henne, welche ein Entenei ausgebrütet hat. Die Tochter empfing keine Philosophen. Sie verabscheute sie, Galiani nicht ausgenommen. „Besäße sie mein Bild, sie würde sicherlich die Worte darunter setzen: Galiani, berühmt, weil er immer eine schiefe Perücke trägt", schreibt er an Frau von Epinay, „Sie aber würden hinzufügen: und weil er nimmer einen schiefen Kopf hat."

Denn Frau von Epinay wird Galiani immer und überall verteidigen. Sie ist seine beste Freundin, diejenige, mit der er am häufigsten und am längsten Briefe wechselt; von den 350 Briefen der vorliegenden Sammlung sind ungefähr 300 an sie gerichtet. Sie bilden einen wesent-

lichen Beitrag zur Kenntnis der merkwürdigen Frau und sind die wichtigste Quelle für unsere Kenntnis des Lebens und der Bestrebungen Galianis zu Neapel und seiner Denkweise überhaupt. Frau von Epinay gegenüber hat er sich am rückhaltlosesten geäußert über private und öffentliche Verhältnisse, und zugleich hat ihre originelle Art, eine Diskussion zu führen, ihn veranlaßt, seine Meinung auseinanderzusetzen über Dinge, deren Besprechung man in solchen Briefen ohne weiteres nicht erwarten würde.

Galianis Verhältnisse in Neapel sind nach diesen Briefen nicht die rosigsten.

Die neapolitanische Gesellschaft ekelt ihn an; seine Klagen über diesen Punkt nehmen kein Ende. Vergebens arrangiert er sich zuweilen, wenn nämlich die Verhältnisse der Fremdenkolonie in Neapel es gestatten, einen kleinen Zirkel nach Pariser Art, vergebens erfreut ihn gelegentlich der Besuch eines Pariser Freundes — das schafft nur vorübergehende Abhilfe, die Fremden kommen und gehen, die Neapolitaner allein bleiben und mit diesen vermag er nicht zu verkehren. „Fünfmalhunderttausend Neapolitaner — welch' höllische Wüste", schreibt er; „seit Jahren weiß ich nicht mehr, was eine Konversation ist — Größen sind hier unbekannt, ausgenommen auf dem Gebiete der Torheit —, ich langweile mich, ich werde stupider von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute . . ." So ist sein Wunsch, nach Paris zurückkehren zu können, in Paris zu sterben, erklärlich. Er macht hundert Pläne, um von Neapel loszukommen, ohne — und das ist ihm eine kapitale Sache — sein Einkommen ganz zu verlieren. Sechstausend Franken jährlich müßten ihm genügen, meint er. Aber keiner dieser Pläne wurde verwirklicht,

er sah die Stadt nicht wieder, „wo man beim Scheine der Laternen nächtlicherweile herumschlendert, mit sauberen Schuhen, goldgespickten Taschen und überall den freundlichsten Anerbietungen zur Vermehrung des Menschengeschlechts begegnet ... o, mein teures Paris".

Bei diesen Urteilen ist freilich ein wenig Eitelkeit mit im Spiele. Die neapolitanische Gesellschaft nahm von Galianis schriftstellerischen Erfolgen nicht so viel Notiz, als der Abbé zu beanspruchen von Paris her gewöhnt war. „Man weiß zwar hier, daß ich ein französisches Buch geschrieben habe, aber die einen glauben, daß es ein zierliches Feenmärchen sei, die andern meinen, es wäre Poesie." Das schmerzte den Verfasser der „Dialoge" und das konnte er seinen Landsleuten noch weniger verzeihen, als ihre Langweiligkeit und Dummheit.

Im Staatsleben fand er mehr Anerkennung. Der König kumulierte in ganz ungewöhnlicher Weise die wichtigsten administrativen und die richterlichen Funktionen auf Galianis Person. Aber auch das schaffte ihm wenig Befriedigung, weil „Geschäfte" ihm gründlich zuwider waren, namentlich wenn sie in ewiger Monotonie sich ununterbrochen aneinanderreihten, und auch weil diese ungewöhnlichen äußeren Auszeichnungen ihm ein Heer von Neidern schuf, die ihn zu verfolgen und zu kränken nicht müde wurden.

Fand er so in seinem Leben in Staat und Gesellschaft wenig Befriedigung, so waren auch seine Familienverhältnisse nicht die angenehmsten. Als Frau von Epinay ihr Vermögen verloren hat, lädt Galiani sie ein, zu ihm nach Neapel zu ziehen; er sei allein; „meine Mutter ist tot, meine Schwestern sind im Kloster, meine Nichten (die

Töchter seines Bruders, des Marquis Galiani) sind dumm — also kommen Sie!" „Gestern war ich bei meinem Bruder in Sorrent, wo ich meine drei Nichten traf, welche mit großem Geschrei sofort verheiratet zu werden verlangen, indem sie drohen, daß sie sich kurzerhand selbst verheiraten werden, wenn man sich nicht beeile. Das ist ja ganz außerordentlich heiter." Da er sich schon in dieser Situation unbehaglich fühlt — wie mußte ihm erst zumute werden, als nach dem Tode seines Bruders (1774) dessen Frau und ihre drei Töchter ihm zur Last fielen. Die Erbschaft des Marquis war sehr gering und bestand vorzüglich aus schwer verwertbaren Bücher- und Raritätensammlungen. Also Geschäfte über Geschäfte. C'est plus fort que moi, ruft er aus.

Allein er war stärker. Nach Ablauf eines Jahres hatte er zwei seiner Nichten glücklich untergebracht und unter der Hand auch seiner Schwägerin wieder für einen Mann gesorgt.

„Ich muß diesen Abend meine dritte Nichte und ihre Mutter ins Theater führen. Ist das nicht lustig? Eine der andern ist gestern von einem Mädchen genesen. O, welch wahre Freude bereitet mir die Geburt einer Menge von zukünftigen männlichen und weiblichen Toren, die ich einst auch werde verheiraten müssen. — Wie groß ist doch das Vergnügen im Schoße einer Familie!"

Um seinen „chiennes de nièces" leichter Männer zu finden, stellt er sich, als ob er mit erneutem Eifer sich auf seine Amtsgeschäfte würfe, um den Glauben zu erregen, daß er in Kürze eine einflußreiche Persönlichkeit sein werde. Es ist gar drollig, wie er sich dreht und wendet, um einen Freier dranzukriegen. Denn seine Nichten sind ihm

„schlimme Möbel, auf denen man gar hart und unbequem sitzt."

„Meine Gewandtheit im Verheiraten hat mich hier berühmt gemacht, nicht meine Bücher. Man spricht mit Enthusiasmus von mir. Im Grunde hat man nicht Unrecht. Die ganze Hälfte des Menschengeschlechts bedarf viel mehr eines guten Ehemannes denn eines guten Buches: wenn das zu Paris wahr ist, denken Sie, wie viel mehr es hier in Neapel wahr sein muß, wo's im höchsten Falle zwölf Personen gibt, die lesen können."

Die dritte der Nichten war indessen nicht so leicht „zu verhandeln". Es dauerte drei Jahre, bis er sie absetzen konnte. „Es war eine schwierige Sache, sie loszuwerden, sintemalen sie häßlich und buckelig ist. Aber nun ist auch das gelungen. Gestehen Sie, daß ich ein gewaltiger Heiratenstifter bin. Soll ich vielleicht für Frau Geoffrin oder von Ferté-Imbault eine Partie aushecken? Sie können nur befehlen."

Aber diese Nichten machten ihm auch nach ihrer Verheiratung wenig Freude. „Die ältere ist in die Hände von Betbrüdern gefallen, die mich aber immerhin in Ruhe lassen; die Jüngere aber zeigt große Nichtswürdigkeit und ist in der Hand eines noch nichtswürdigeren Menschen, der jetzt gegen mich prozessiert."

Die ganze Familie, die ihn umgibt und seine Hilfe in Anspruch nimmt, schildert er der Frau von Epinay in einem Briefe vom Juli 1776 folgendermaßen:

„Sie sprechen vom Kummer, den Ihnen die Abwesenden bereiten. O, wenn ich anfinge, von dem Kummer zu sprechen, den die Anwesenden verursachen, da müßte ich Ihnen sprechen von fünf Schwestern, drei Nichten, einem

Neffen, der Frau und den Kindern dieses Neffen, einer Tante mütterlicherseits und von deren Familie, von den Gatten meiner Nichten, von meiner Schwägerin, von deren Manne und seiner Mutter, von etwa dreißig Vettern und etwa hundert entfernteren Verwandten. Es ist buchstäblich wahr, daß diese ganze Gesellschaft mir zur Last liegt, keine einzige dieser Personen ist imstande, für mich etwas zu tun. Alle, mit Ausnahme meines Neffen, sind erzfromm und alle ohne Ausnahme meines Neffen sind erzlangweilig. Immer speist mit mir oder wohnt bei mir einer von dem ganzen Schwarme. Sie stören meine Einsamkeit, ohne mir Gesellschaft zu bringen."

Galiani verfügte zwar über ein schönes Einkommen, das ihm, dem Einzelstehenden auch bei seinen nicht geringen Ansprüchen ein behagliches Leben sicherte; einer solchen Schar von bettelnden Verwandten aber gerecht zu werden, dazu war es zu klein. Daher seine ewige Geldnot. Unzählig sind die Kommissionen, die er Frau von Epinay aufträgt und die alle nur den Zweck haben, aus Paris mit großem Zeitverluste das kommen zu lassen, was in Neapel einige Lire teurer ist. Gewöhnlich stellt sich am Schlusse heraus, daß die mit so viel Mühe und Verdruß aus weiter Ferne herbefohlene Ware entweder ganz unbrauchbar ist, oder durch die großen Speditionskosten bedeutend verteuert worden ist. Dann ist des Jammers kein Ende. Wegen zwanzig oder dreißig Lire Mehrkosten kann der Ärmste in die höchste Verzweiflung geraten. So bestellte er einmal Leinwand für Hemden.

„Ich brauche Hemden für den Winter. Paris hat mich daran gewöhnt, leinene Hemden zu tragen. Ich kaufte seinerzeit Leinwand mittelmäßiger Qualität, die

mich etwas weniger als vier Franken die Elle kostete. Ich möchte jetzt für ein Dutzend Hemden haben. Sie kennen die Größe derselben. Ich werde nimmer das mit mütterlicher Rührung verbundene laute Lachen vergessen, in das Sie ausbrachen in Ihrem Landhause, als Sie auf meinem Bette eines meiner Hemden ausgebreitet sahen. Es erschien Ihnen unmöglich, daß einer mit einem so kurzen und so lächerlichen Hemde die Anmaßung haben könnte, sich Mann nennen zu lassen. Also bestellen Sie die Menge Leinwand, deren es bedarf, um dieses Kind zu kleiden . . .“

Die Kommission dauerte ein Jahr und als endlich der Ballen kam, da enthielt er so unglaublich grobe Leinwand, daß Galiani mit dem Segeltuche nichts anders anzufangen wußte, als es seinen Nichten zu schenken. Kein neapolitanischer Händler wollte ihm das Tuch abnehmen. „Ich bin in fürchterlichem Zorne, in tötlichem Kummer, in entsetzlicher Niedergeschlagenheit. Großer Gott! Ist das eine Kommission!“ —

Wie groß oft seine Verlegenheiten waren, zeigen uns zahlreiche Stellen der Briefe. „Ich stehe am Vorabend des Bankerotts“, schreibt er 1770, im Anfang seiner Korrespondenz und nicht besser tönt es später (1777): „Die Nummern der Lotterie sind gezogen; ich zählte diesmal auf einen Gewinn. Nun habe ich wieder verloren. Ich bin in Verzweiflung, denn, unter uns gesagt, ich habe keinen Heller mehr. Ein neues Haus, neue Möbel haben mich an den Bettelstab gebracht“ — und seine treuen Diener, hätte er hinzufügen können, denn an einer anderen Stelle sagt er:

„Es ist der letzte des Monats. Ich gehe meine Rech-

nungen durch und sehe mich bestohlen, beraubt, geplündert von meinem Koch, meinem Kutscher, meinen Bedienten. Es ist eine schmerzliche Sache für einen Abbé, von jemand anderem als von seiner Haushälterin bestohlen zu werden. Ich bin allein, verlassen, ohne Freunde, ohne Hausfrau. Mein Geld verfliegt. Ich muß mich durchaus verheiraten. Haben Sie nicht etwa gerade eine reiche Creolin zur Hand?" Er will nämlich nur eine Frau aus der Neuen Welt. Mit denen der Alten habe er zu schlimme Erfahrungen gemacht.

Trotzdem er so fortwährend über drückende Sorgen zu klagen hat, bleibt sein Befinden ein ganz befriedigendes. Nur zwei Dinge plagen ihn: die Abnahme seines Gesichts und das Ausfallen seiner Zähne.

„Ich werde nach Paris zurückkehren, aber ich werde Sie nicht wiedersehen, denn ich werde blind sein." Seine Befürchtung hat sich freilich nicht erfüllt. Während der letzten zwanzig Jahre seines Lebens klagt er nicht mehr.

Mitte 1771 hat er nur noch acht Zähne. „Das ist der bitterste Verlust, den ich seit Paris erlitten", meint er, und später: „Ich nenne mein Gebiß mein Parlament. Wenn man mich fragt, wie's ihm geht, so sage ich, daß ich die Herren alle weggejagt, daß ich die Chargen der Stockzahnpräsidenten aufgehoben habe und nichtsdestoweniger zu essen fortfahre."

Wenn durch den Ausfall der Zähne sein Gesicht sich um zwei Zoll verkürzt, so weiß er dafür Trost zu finden in der Beleibtheit, die sich einzustellen anfängt. „Ich bin enorm dick geworden, ein sicheres Zeichen, daß ich mich langweile: die Karthäuser sind alle Dickwänste."

Über die Zeit seiner schweren körperlichen Leiden haben wir keine Briefe von ihm. Seit dem Tode der Frau von

Epinay 1783 scheint er nicht mehr mit Paris korrespondiert zu haben. —

Die achtzehn Jahre, die Galiani unter den hier nach den Angaben seiner Briefe angedeuteten Verhältnissen verbracht hat, sind an andern als beruflichen Arbeiten und Leistungen nicht so reich, wie man von einem so beweglichen und originellen Geiste wohl hätte erwarten dürfen.

Zwar leistete er seinem Vaterlande einen gewiß unbestreitbaren Dienst dadurch, daß er zuerst die öffentlichen Steigerungen, die ventes aux enchères nach Pariser Art in Neapel einführte; er erwarb sich auch ein großes Verdienst durch seine Bemühungen, andere Vorteile des öffentlichen Verkehrs meist nach französischem Vorbilde in Neapel zu schaffen — Dinge, die er nicht von Amts wegen, sondern durch seinen persönlichen Einfluß bewirkte; er lehrte die Neapolitaner auch die Wolle krämpeln, indem er die ersten Streichmaschinen von Paris einführte, weil er die ihm unerträgliche Härte der einheimischen Matratzen durch Krämpeln der Wolle zu heben hoffte; er interessiert sich außerordentlich für die Einführung der Pariser Strumpfbänder: „Das Aufnehmen der Röcke ist Mode geworden, da ist es nun auch Zeit, die Strumpfbänder zu vervollkommnen. Ich möchte welche mit silbernen Schnallen und mehreren Löchern, um sie beliebig weit zu machen, denn unsere Waden sind verteufelt dick."

Aber literarisch hat er verhältnismäßig wenig produziert. Es fehlte ihm die Anregung, die Lust dazu. „Ihr schreibt unter den Pariser Damen, ich schreibe unter den Weibern von Neapel." Er nennt sich selbst faul und untätig, macht beständig Pläne und führt sie nicht aus, oder arbeitet nur stoßweise an ihrer Verwirklichung.

Wie oft verspricht er z. B. sein Werk über Horaz ernstlich wieder vornehmen zu wollen. Schon in Paris hatte er den Kommentar begonnen, und seine Freunde versprachen sich ein epochemachendes Werk. „Konnte Horaz von all den Schöngeistern des augusteischen Zeitalters besser verstanden werden, als er heute nach achtzehnhundert Jahren von unserm Abbé verstanden wird? Ich glaube nicht", meint Grimm. — „Ich beschäftige mich mit Horaz," schreibt Galiani 1775 an Frau von Epinay, „und es ist mir gelungen, mir eine sehr genaue Vorstellung von seinem Leben zu machen: er war unglücklich, arm, schlecht behandelt von Mäzen, der ihn vielfach brauchte und ihm wenig Gutes tat. Die alten Mäzene waren ganz wie die modernen, die Welt bleibt immer gleich." Er will sich Horazens vorzüglich gegen die vielfach oberflächliche Kritik Voltaires annehmen, bittet seine Pariser Freunde um bibliographische Angaben, die er sich in Neapel nicht verschaffen kann, dann aber erlahmt sein Eifer wieder und die Arbeit kommt so zu keinem Abschluß. Wie gründlich aber Galiani sich mit der Literatur und der Geschichte des Altertums überhaupt beschäftigt hat, das beweisen zahlreiche Stellen seiner Briefe, das beweist namentlich sein geistreiches Urteil über Cicero und seine Versuche zur Rettung Tiberius', Neros und Caligulas, von denen Grimm behauptet, daß sie nicht bloß geistreich, sondern geradezu genial wären.

Zeitweise nimmt er seine geologischen Studien wieder auf, schreibt eine „Geschichte der Berge", „denn die Geschichte der Berge ist viel großartiger als die der Menschen". Daneben beschäftigt er sich mit völkerrechtlichen Untersuchungen, deren Resultate er teilweise veröffentlicht.

Als am 8. August 1779 eine gewaltige Eruption des

Vesuv Neapel in Schrecken versetzte, schrieb Galiani in einer Nacht seine komische: „Aller erschrecklichste Beschreibung des erschrecklichen Ereignisses usw.“, welche Schrift die Neapolitaner so erheiterte, daß sie ihr Entsetzen darob vergaßen. — Im selben Jahre erschien sein Buch über den neapolitanischen Dialekt; das Vocabulario dazu wurde erst nach des Autors Tode publiziert. „Das wird ein nützliches, interessantes nnd urkomisches Buch werden; es hat nicht wenig Mühe, aber viel Zeit gekostet.“

Um die Hebung der Bühne hat sich Galiani verdient gemacht durch seine Bestrebungen für Errichtung einer dramatischen Akademie, deren Plan er ausarbeitete, durch seine Bemühungen, französische Schauspieler in Neapel zu halten. Er selbst schreibt eine komische Oper, betitelt: Le Socrate imaginaire, deren Inhalt er Frau von Epinay folgendermaßen skizziert:

„Es ist eine Nachahmung des Don Quixote. Ein gutmütiger Provinzler hat sich in den Kopf gesetzt, die alte Philosophie, die alte Musik, die Gymnastik usw. wieder einzuführen. Er hält sich für Sokrates und seinen Barbier (das ist Sancho Pansa) für Plato. Seine Frau ist zänkisch und schlägt ihn fortwährend (= Xanthippe). Er geht in seinen Garten, um seinen Dämon zu befragen. Endlich gibt man ihm einen Schlaftrunk, indem man ihn glauben läßt, daß er Schierling trinke und als er wieder erwacht, da ist er von seiner Narrheit geheilt. — Das Sujet wäre eines Romanes wert und es ist meiner Ansicht nach das einzige, welches ebenso originell wie Don Quixote und zugleich nach dem Sinne unserer Zeit wäre.“

Dieses Stück wurde Ende 1775 in Neapel aufgeführt. Es hatte einen gewaltigen Erfolg. Nach der siebenten

Aufführung wurde es durch königliche Verfügung verboten. Man glaubte in den Figuren des Stückes hochgestellte Persönlichkeiten verspottet zu sehen. Es bildete sich eine Kabale gegen den Autor. „Das ist in Italien noch nie vorgekommen. In Frankreich widerfuhr diese Ehre nur dem Tartuffe.“ —

Außerdem hat Galiani verschiedene angefangene, skizzierte Arbeiten handschriftlich hinterlassen, er hat sein Buch „Della Moneta“ mit Anmerkungen neu aufgelegt und die Ideen über den Getreidehandel, die er in seinen „Dialogen“ rasch hingeworfen, in zahlreichen außerordentlich interessanten Briefen der Jahre 1770—73 und mehreren Memoiren des nähern ausgeführt und verteidigt.

So hat er während seines Lebens zu Neapel literarisch mancherlei getrieben, man möchte sagen multa sed non multum. Die Verhältnisse hielten seine Schöpferkraft darnieder. —

Galiani war ein großer Tierfreund. Seinerzeit brachte er von Neapel nach Paris einen Affen mit, den er sehr liebte und der im Gesandtschaftshotel die tollsten Streiche verübte. Der Gesandte selbst hatte darunter zu leiden. Eines Tages hatte sich der Affe an die Kette gehängt — welche die große Lampe des Treppenhauses trug. Er schaukelte hier so stark, daß plötzlich das Öl überströmte und den unten in großer Gala vorbeigehenden Gesandten vom Kopf bis zu den Füßen begoß. Der Graf war wütend und gab den Befehl, das Tier zu töten. „Nehmen Sie sich in acht, Exzellenz“, rief dabei Galiani in äußerster Ruhe, „die Seele von Leibniz steckt in seinem Leibe und sucht die Schwingungen des Pendels zu ergründen.“ Das Wort machte Glück; der Affe blieb leben. Zahllose Anek-

doten ähnlicher Art erzählen die Zeitgenossen; der Affe des Abbé war ein berühmtes Tier, und die Ökonomisten, Galianis spätere Feinde, haben in ihren Satiren gegen den Abbé des Affen nicht vergessen.

Nach dem Tode des Vierhänders, der den Herrn tief ergriff, kamen die Katzen dran. In Neapel spielen sie eine große Rolle in seinem Haushalt. Er zieht ihre Gesellschaft der der Neapolitaner vor. Stundenlang verkehrt er ausschließlich mit ihnen und gedenkt, was er dabei gelernt, schriftlich aufzusetzen. „Ich habe ein Buch im Kopfe, meine schöne Dame, das meine Phantasie sehr beschäftigt. Es wird den Titel tragen:

Moralische und politische Lehren einer Katze
für ihre Jungen.
Aus der Katzensprache ins Französische übersetzt
von Herrn Kratzberger,
Interpret der Katzensprache an der k. Bibliothek.

Darin lehrt die Katze ihre Jungen erst die Furcht der Menschen-Götter. Dann erklärt sie ihnen die Theologie und die beiden Prinzipien: der gute Mensch-Gott und der böse Hund-Teufel. Hierauf trägt sie ihnen die Sittenlehre vor, die Kriegsweise mit Ratten und Spatzen; endlich spricht sie ihnen vom zukünftigen Leben und der himmlischen Rattenstadt, einer Stadt, deren Mauern aus Parmesankäse, deren Böden aus Kalbslunge, deren Säulen aus Aalen bestehen und die von Ratten zur genußreichen Hatz erfüllt ist. Sie flößt ihnen Ehrfurcht ein vor den Kastraten, welche prädestinierte Kater seien und welche der Mensch-Gott in diesen Zustand versetzt habe, damit sie glücklich seien in dieser wie in jener Welt. Beweis dafür ihre Dicke.

Deswegen seien sie auch nicht verpflichtet, Mäuse zu fangen. Endlich empfiehlt sie ihnen die vollste Ergebung in ihr Schicksal für den Fall, als der Mensch-Gott sie sollte in diesen Zustand der Vollkommenheit versetzen wollen usw. Gibts was Närrischeres auf der Welt, als dieses Buch?"

Das ist eine echt galianische Idee, diese Katzenphilosophie; das Hervortreten des sexuellen Elementes ist typisch für seine Satiren und zugleich ein Beweis für die Ungezwungenheit der Unterhaltung in den damaligen Salons. Das Buch kam zwar nie zustande, allein der Plan spukt noch lange im Kopfe des Briefstellers. Zwei Jahre später (1772) schreibt er an Frau von Epinay:

„Ich ziehe zwei Katzen auf und studiere ihre Sitten. Das ist eine ganz neue Wissenschaft. Ich habe Männchen und Weibchen und halte sie streng abgeschlossen von der Außenwelt. Würden Sie nun glauben, daß sie in ihren Kosestunden nie gemiaut haben? Das Miauen ist also nicht die Liebessprache der Katzen, sondern nur das Signal für die Abwesenden. Und noch eine andere sichere Entdeckung habe ich gemacht: Die Sprache des Männchens ist ganz verschieden von der des Weibchens. Bei den Vögeln ist diese Differenz deutlicher, aber an den Vierfüßlern ist sie meines Wissens noch von niemandem beobachtet worden. Außerdem gibt es mehr als zwanzig verschiedene Modulationen in der Stimme der Katze, sie besitzen eine wahre Sprache. . . ."

Noch später: „Jetzt arbeite ich an meiner Geschichte der Katzen und ich finde, daß bei ihnen die Polygamie seit undenklichen Zeiten erlaubt ist . . ." und hier geht es nun in unübersetzbarer Weise weiter zur Erörterung der entsprechenden menschlichen Verhältnisse.

1774 erhält er einen Angorakater aus Marseille, „einen lieben Freund" und ein Jahr später eine Angorakatze: „Nun werden wir eine Angorarasse zu Neapel haben und die gebildeten Leute werden in Zukunft wenigstens wissen, mit wem sie ihre Abende verbringen können."

1776 stirbt der Kater. „Ich bin seit drei Wochen untröstlich. Er war mein Lehrer in der Katzensprache und obschon ich sie nie sprechen lernte — denn die Aussprache ist noch schwieriger als die des Englischen — so verstand ich sie doch leidlich. 1777 fällt die hinterbliebene Witwe zu Tode. „Die Nachricht war ein Donnerschlag für mich. Ohne Übertreibung: nach diesem Verluste hat hier nichts mehr Wert für mich; nichts fesselt mich mehr an mein Vaterland, wo die Guten so bald sterben müssen."

Die Liebe zu den Tieren und die sorgsame Beobachtung ihrer Lebensweise hat Galiani in einzelnen Punkten die Ideen der modernen Entwickelungslehre antizipieren lassen. Frau von Epinay behauptet einmal, daß die Tiere im Unterschiede vom Menschen ohne Entwickelungsfähigkeit seien. Daraufhin entgegnet er ungläubig: „Wissen wir denn, ob die Katzen vor dreitausend Jahren die Mäuse auf gleiche Weise gefangen haben wie heute? Ich glaube, das ist sehr fraglich und darf keinesfalls als sicher angenommen werden. Nach meinen Beobachtungen sind die Katzen entschieden entwickelungsfähig, aber es zeigt sich das erst in einer langen Reihe von Jahrhunderten. Ich glaube, daß das, was die Katzen heute wissen, das Werk von 40—50 000 Jahren ist. Wir haben aber erst einige Jahrhunderte naturgeschichtlicher Beobachtungen hinter uns, so ist eben die Veränderung der Tiere in dieser Zeit eine kaum wahrnehmbare. Auch der Mensch hat eine un-

gemessene Zeit zu seiner Vervollkommnung gebraucht. Die Entwickelungsfähigkeit hat zuerst in Asien große Fortschritte zu machen begonnen. Man glaubt, vor etwa 12 000 Jahren, wenn nicht eine asiatische Rasse nach Europa und Afrika herübergekommen und wenn sie von Europa nicht nach Amerika hinübergezogen wäre, von wo sie sich über die ganze Erde verbreitete, so wäre der Mensch heute noch nichts anderes als der schlaueste, bösartigste und gewandteste der Affen. Aller Fortschritt kommt von der asiatischen Rasse, daher sind auch die Russen, die Asien am nächsten wohnen, am bildungsfähigsten. Sie haben in den letzten fünfzig Jahren mehr Fortschritte gemacht als die Portugiesen in fünfhundert machen werden."

Das mag uns zu Urteilen führen, die Galiani über andere Völker bei dieser oder jener Gelegenheit fällt:

„Was die Malerei anbelangt, so bricht der Charakter der Franzosen immer durch. Sie sind Plaudertaschen, Klugschwätzer, Tändler von Grund aus. Ein schlechtes Bild wird Veranlassung zu einer guten Broschüre und so werden sie immer bessere Kunsttheoretiker denn Künstler sein. Sie werden einst am besten raisonniert und die andern einst am besten gemalt haben. Also, Franzosen, haltet die Buchdruckerkunst hoch! Sie ist Euer Teil hienieden. Aber Ihr habt ja eine Steuer aufs Papier gelegt, welche Torheit! Spaß bei Seite, diese Papiersteuer ist der größte politische Fehler, der in Frankreich seit einem Jahrhundert begangen worden ist. Es wäre viel besser gewesen, Staatsbankerott zu machen und dafür den Franzosen das Vergnügen zu lassen, mit wenig Unkosten zu Europa zu sprechen. Ihr habt mehr Länder durch Bücher, als durch Waffen er-

obert. Ihr verdankt die Gloire euerer Nation nur den Büchern und ihr wolltet euch zum Schweigen zwingen!"

Den Engländern ist er nicht grün. Von den sechs Wochen, die er einst in London zugebracht, spricht er als von einer Zeit der Enttäuschung und des Ärgers. „Mylord Shelburne ist ein liebenswürdiger Engländer, das ist etwas außerordentlich Seltenes." Hume hat sich über die schroffen und oberflächlichen Urteile Galianis mit Recht beklagt.

„Die Italiener können Tragödien schreiben, aber sie können sie nicht spielen. Es fehlt ihnen an schönen Männern und an Weibern von edler, würdevoller Haltung. Wenn der Italiener ernst und groß sein will, so wird er linkisch und ungeschickt. Wenn er Possen reißt, dann ist er entzückend. So werden wir Euch (den Franzosen) Hanswurste liefern und Euch darin immer übertreffen. Aber auf die Tragödie müssen wir verzichten, geradeso wie die Spanier und Portugiesen. Die Franzosen, Engländer, Polen, Schweden aber haben tragische Schauspieler." Und so spricht er an Dutzenden von Stellen über die verschiedenen Begabungen der Völker; häufig wird der Leser ihm widersprechen, aber immer wird er die Feinheit und Originalität des Urteils anerkennen müssen, wenn er bedenkt, daß Galiani vor hundert Jahren schreibt, zu einer Zeit, wo vieles noch ungesprochen war, was heute ein Gemeinplatz geworden ist.

Galiani galt seinen Pariser Freunden immer als ein großer Prophet. Das Weissagen machte ihm besonders Vergnügen und gelang ihm auch häufig vortrefflich. Seine Briefe enthalten nicht wenige Prophezeiungen und darunter manches, was den Besserwissenden von heute interessieren muß:

„Ich werde eine prophetische Geschichte des Jahres 1900 schreiben, deren Konklusion sein wird, daß wir in hundert Jahren China viel mehr ähnlich sehen werden als heute. Es wird zu jener Zeit zwei verschiedene Religionen geben, die der Großen und der Gelehrten und die des Volkes, welche hinwiederum in drei bis vier sich wohl zusammen vertragende Sekten zerfallen wird. Priester und Mönche werden zahlreicher sein als heute (1771), aber mäßig reich, unbeachtet und friedliebend. Der Papst wird nur noch ein illustrer Bischof, aber kein weltlicher Fürst mehr sein; sein Staat wird sich allmählich zerbröckelt haben. Es wird viele Heere und fast keine Kriege geben. Die Truppen werden für die Paraden entzückend exerzieren, aber weder Soldaten noch Offiziere werden gewalttätig oder tapfer sein. Sie werden schöne Tressen haben, weiter nichts. Die Festungen werden verfallen, die Wälle zu Promenaden werden. Der große Herrscher über Europa wird derjenige sein, der Polen, Rußland und Preußen besitzen und an der Ostsee wie am schwarzen Meere befehlen wird, denn die nordischen Völker werden immer weniger feig sein als die des Südens. Die übrigen Fürsten werden durch die Politik dieses Kabinetts gelenkt werden. . . . Überall wird der Despotismus herrschen, aber ein Despotismus ohne Grausamkeit, ohne einen Tropfen vergossenen Blutes ... Die Gewerbe werden überall blühen . . . Die Modewissenschaften werden Physik, Chemie und Alchemie sein, vielfach mit Geometrie vermischt. Aus der Verbindung der wahren Wissenschaften wird man eine falsche ziehen, die nur in hohlen Worten bestehen wird. Es wird keine Theologie, keine Altertumswissenschaft, keine gelehrten Sprachen mehr geben. Französisch wird

die Weltsprache, Slavisch die Hofsprache sein. Jede Nation wird ihren besonderen Gesetzes-Kodex haben; das römische Recht wird verschwunden sein ... Die Schiffahrt wird vernachlässigt sein; es wird sehr wenig Handel geben und fast nur zu Lande und innerhalb kleiner Grenzen, denn jede Nation wird sich selbst genügen, da sie ihre Künste und ihren Ackerbau vervollkommnet hat . . ."

Unerschütterlich ist sein Glaube an die zukünftige Superiorität Amerikas. „Die Epoche des gänzlichen Verfalls Europas ist gekommen", schreibt er 1776 an Frau von Epinay, welche mit dem Plane umgeht, ein Haus in Paris zu kaufen, „man wird nach Amerika auswandern. Alles fällt bei uns in Trümmer: Religion, Gesetze, Künste, Wissenschaften und alles wird drüben in Amerika neu aufgebaut werden. Das ist keine Faselei; ich habe es gesagt, verkündet, gepredigt, es sind wohl zwanzig Jahre her, und meine Prophezeihungen haben sich noch immer erfüllt. Kaufen Sie also beileibe Ihr Haus in der Chaussée-d'Antin nicht, Sie werden dann eines in Philadelphia kaufen. Ich werde freilich bei alledem schlecht wegkommen, da es keine Abteien in Amerika gibt."

„Wird Amerika über Europa regieren, oder Europa über Amerika zu regieren fortfahren? Ich wette für Amerika, aus dem rein äußerlichen Grunde, weil der Geist der Zivilisation der täglichen Bewegung der Erde entgegen von Sonnenaufgang nach Sonnenuntergang vorrückt und dies zwar seit fünftausend Jahren ohne Fehl." (1778).

Von den Zielen der Entdeckungsreisen sagt er (1772): „Zwei Arten von Reisen sind es, die uns vorzüglich beschäftigen sollen: Die Seereise nach den australischen Län-

dern und die Landreise quer durch Amerika von Quebec nach Kalifornien. Es gäbe wohl noch eine dritte Aufgabe, nämlich ins Herz von Afrika vorzudringen, aber das werden wir bleiben lassen, dem sind wir nicht gewachsen." Er sah richtig voraus, welche Aufgabe das XVIII. Jahrhundert dem XIX. hier werde überlassen müssen. Er war überhaupt auf dem Gebiete der Geographie sehr bewandert; die unter seiner Leitung zu Paris ausgearbeitete Karte des Königreichs Neapel ist für ihre Zeit eine bedeutende Leistung.

Die Resultate des damaligen Kulturkampfes mochte er nicht hoch schätzen: „Sie haben gehört, daß der Jesuitenorden von Rom aufgelöst worden ist? Aber deswegen wird die Geschichte des Ordens nicht mehr zu Ende sein als diejenige der Juden nach der Zerstörung Jerusalems. Sie hat nur Ton und Farbe geändert."

Wohl die interessantesten seiner Voraussagungen liest man in den Briefen über die Getreideausfuhr; es finden sich da die zutreffendsten, schlagendsten neben den verfehltesten, offenbar doktrinären Folgerungen seines Systems. Ihre Anführung an dieser Stelle erforderte eine Erörterung dieses Systems, welche nicht Aufgabe dieser Zeilen sein kann. Es zeigt sich in diesem Punkte wie anderwärts, daß Galiani bei all seiner Vorurteilslosigkeit die sozialen und politischen Fortschrittsbestrebungen des aufgeklärten Frankreich nicht zu würdigen wußte, daß er immer den Maßstab absolutistischer Ideen anlegte, wenn es sich um die Beurteilung freiheitlicher Tendenzen oder Maßregeln handelte. Er ist ein Aristokrat, der das Volk nicht kennt und nicht versteht, der für seinen Stand fürchtet:

„Jedes Land, das die Freiheit des Getreidehandels

einführt und aufrechterhält, wird sich in Umwälzungen stürzen. Seine Regierungsform wird eine durchaus republikanische, demokratische werden und der Bauernstand wird der erste und mächtigste Stand sein. Wir, die wir nicht den Spaten führen, wären also rechte Toren, wenn wir diese Freiheit erstehen lassen würden, um selbst die letzten zu werden. Haec est lex et prophetae."

„Ich liebe die Monarchie, weil ich mich viel näher an der Regierung als am Pfluge fühle. Ich habe 15 000 Franken Einkommen, die ich verlieren würde ... Das würde die republikanische Staatsform herbeiführen und endlich gar die Gleichheit, jene Gleichheit, welche zu zerstören wir sechstausend Jahre gebraucht haben."

Die Freiheit, welche seine Zeitgenossen erstreben, ist ihm etwas ganz Imaginäres; er spottet ihrer nicht wenig.

„Ich habe die fundamentalen Lehrsätze der Freiheit entdeckt", schreibt er 1771. „Erstes Prinzip: Es darf keine bequemen Wagen geben, sondern man muß reiten. Ein Wagen auf der Straße hemmt den Volksauflauf, und der Parteiführer, der sich in einem Wagen befände, müßte allzuviel Zeit verlieren, um sich an die Spitze seiner Aufständischen zu stellen, denn er hätte zuerst seinen Lakaien zu rufen und ihm zu sagen: Christoph, mache den Wagen auf! Christoph, mache den Wagen zu — und zu alledem braucht man viel Zeit. Zweites Prinzip: Es muß nur Strohsessel und keine Lehnstühle geben. Ein Mensch, der sich in einem bequemen Fauteuil bei Madame Geoffrin niedergelassen hat, hat große Mühe, aufzustehen. Drittes Prinzip: Es darf keine Spiegel mehr geben, denn bei Gelegenheit von Aufständen könnten sie durch Steinwürfe zertrümmert werden und sie sind sehr teuer. Viertes

Prinzip: Auf den Heerstraßen darf's nur sehr schlechte Gasthäuser geben. Wenn man da schlechte Betten voller Wanzen findet, so steht man früher auf und kömmt um so schneller vorwärts. Fünftes Prinzip und das ist das allerwichtigste: Man darf seine Haare nicht pudern: nach einem kräftigen Aufstand ist so ein recht entpuderter Mensch gar schrecklich anzusehen und dürfte nicht wagen, in guter Gesellschaft zum Diner zu erscheinen.

Von diesen Prinzipien, meine ich, hängt die Aufrechterhaltung der Freiheit ab und von ihnen leitet sich die Gestaltung der gegenseitigen Pflichten zwischen Herrscher und Volk her. So hatte Rousseau in seinem „Gesellschaftsvertrag", der seinerzeit am Fuße des Turms zu Babel von dem verstorbenen Notar Nembroth stipuliert worden war, zu bemerken vergessen, daß die Klauseln des Vertrags ausdrücklich sagten, daß derselbe nur bis zur Einführung der Sophas und Lehnstühle Gültigkeit haben sollte und daß außerdem die Zustimmung der Perückenmacher in aller Form einzuholen sei."

Ähnliche Stellen finden sich nicht selten und haben ihre Ergänzungen in jenen andern, wo Galiani z. B. die Käuflichkeit der richterlichen Ämter verteidigt:

„Wenn Frankreich die Käuflichkeit der Ämter verliert, dann ist's aus mit ihm . . . Im Laufe eines einzigen Jahrhunderts wird dieser Verlust das ganze Land auf den Kopf stellen. Die Käuflichkeit ist die Hauptstütze Euerer Freiheit, wenn Ihr sie aufgebt, so werdet Ihr die Sklaven eines Richterstandes werden wie mein Vaterland, Spanien und Portugal"; oder:

„Gott bewahre Euch vor der gesetzlich gewährleisteten Preßfreiheit. Nichts trägt so dazu bei, eine Nation roh

zu machen, den Geschmack zu vernichten, die Beredsamkeit zu verkümmern. Kennen Sie meine Definition der wahren Beredsamkeit? Es ist diese Beredsamkeit die Kunst alles zu sagen, ohne in die Bastille wandern zu müssen, in einem Lande, wo es verboten ist, überhaupt etwas zu sagen ... Der Preßzwang ist die Ursache jener Vollendung des Geschmacks und des Ausdrucks bei den Franzosen; hebt ihn auf und Ihr werdet grob und ungeschlacht werden wie die Engländer . . ."

Nicht besser kommt die Gewerbefreiheit weg, welche er, bei Gelegenheit der Aufhebung der Zünfte (1776), als den Ruin der französischen Industrie erklärt. — Die Regierung Ludwigs XV. lobt Galiani: sie wird die denkwürdigste für die Nachwelt sein und man wird das Jahrhundert Ludwigs XIV. nur noch nennen, um zu sagen, daß unter Ludwig XV. Voltaire von ihm sprach. . . . Ludwig XV. war ein Ehrenmann, der das garstigste aller Handwerke (das eines Königs) so recht wider Willen trieb. Man wird für lange umsonst nach einer solchen Regierung suchen."

„In der Politik billige ich nur den reinen, unvermischten, nackten Machiavellismus in seiner ganzen Kraft und Rauheit. Er (der Abbé Raynal) ist erstaunt, daß man in Afrika Sklavenhandel treibt; warum wundert er sich nicht auch, daß man in Spanien Maultierhandel treibt? Er wirft uns vor, daß wir die Plünderer Indiens seien; aber war Scipio nicht auch der Plünderer der Berberei und Cäsar derjenige Galliens? Er sagt, das werde ein übles Ende nehmen; aber alles Gute nimmt ein übles Ende: der Tanz in der Müdigkeit — also tanzt beileibe nicht; die Liebe in Qualen — also liebt ja nicht! Nach meiner

Ansicht soll man so lange Sklaven kaufen, als man welche angeboten erhält, es sei denn, daß wir ihrer nicht mehr bedürfen. Nach meiner Ansicht soll man auch das Raubsystem in Indien fortführen, solange uns das Nutzen bringt, es sei denn, daß wir gehauen werden und uns zurückziehen müssen. Es gibt keinen eigentlich gewinnbringenden Handel, geben Sie diese Täuschung auf. Das einzig Richtige ist, die Stockschläge, die man gibt, zu vertauschen gegen Gold-Rupien, die man bekömmt. Das ist der schönste Handel."

Das ist freilich reiner, unvermischter, nackter Machiavellismus. Es gibt aber andere Stellen, wo der Abbé weniger unversöhnlich spricht. Er ist hier durch Raynals Buch über den indischen Handel zum Widerspruch besonders gereizt worden, und in einem solchen Falle pflegt er bekanntlich den Mund gerne etwas voll zu nehmen.

Genug der Belege für die politische Gesinnung Galianis; man wird ihrer weitere fast in jedem Briefe finden, wenigstens in denen der ersten Jahre. Später verfolgt er die Wandelung der Dinge in Frankreich nicht mehr mit demselben Interesse; er bittet Frau von Epinay vielfach, ihm mit politischen Nachrichten ferne zu bleiben. Nur hie und da findet er noch ein kräftiges, glückliches Wort, so z. B., wenn er den berühmten Comte rendu Neckers die Sturmglocke des Friedens nennt. Die Briefe aus den letzten Jahren stehen überhaupt an Inhalt und auch an Form den früheren bedeutend nach. Galiani gesteht, daß es ihm bei dem Mangel an Übungen im Französischsprechen nachgerade schwer werde, seine Briefe zu schreiben.

Kaum weniger als mit politischen beschäftigt er sich in den Briefen mit religiösen und philosophischen Problemen.

Er ist kein Freund der Priester, „dieser Stützen der nationalen Barbarei“, wie er sie nennt, als sie gegen die Konzession der Opernbälle in Neapel agitierten. Die Klöster hält er für ein notwendiges Übel. „Man würde sehr Unrecht daran tun, diese Asyle der Faulenzer, der Dumm- und Querköpfe aufzuheben. Die närrischen Systematiker glauben in ihrem Unverstand — nur weil Montesquieu es gesagt hat —, daß es genüge, den Faulenzern die Asyle zu entziehen, um die Faulenzerei aus der Welt zu schaffen. Das ist gerade so, wie wenn man die Narrenhäuser aufheben wollte, damit es keine Narren mehr gäbe.“

Von der Beichte sagt er: „Nur Priester haben das ersinnen können, daß es genüge, seine Fehler zu gestehen, ohne daß es von nöten wäre, sich auch zu bessern, und nur sie haben deshalb den Namen eines Sakramentes, daß einst die Buße genannt wurde, ändern können, so daß es jetzt die Beichte genannt wird. Das ist gut für diejenigen, welche nichts anderes als Herrschaft suchen und deshalb Furcht, aber keine Bekehrung von den Schuldigen wünschen.“

Es gibt zwei Arten von Religionen: die der jungen Völker sind heiter und gründen sich nur auf Ackerbau, Heilkunde, Ringkunst usw.; die der alten Völker sind düster und bestehen nur aus Metaphysik, Rhetorik, Beschaulichkeit, Erbauung, sie veranlassen Vernachlässigung des Landbaues, der Gesundheit, der Vergnügen. Wir sind alt.“

„Die Natur hat uns keinen Instinkt für Religion gegeben; die Religion ist keiner einzigen Tiergattung verliehen. Sie ist ein Geschenk, das wir durchaus der Erziehung verdanken. Ein Mensch, der nicht erzogen wird, hat sicherlich auch keine Art von Religion. Die Religion

allein unterscheidet den Menschen vom Tiere. Statt den Menschen ein vernünftiges Tier zu nennen, hätte man ihn ein religiöses Tier nennen sollen. Alle Tiere sind vernünftig, der Mensch allein ist religiös."

„Der Unglaube ist die größte Anstrengung, die der Mensch gegen seine eigenen Neigungen machen kann. Es handelt sich darum, sich für immer aller Genüsse des Phantasierens und aller Freude am Wunderbaren zu berauben. Es handelt sich darum, den ganzen Sack unseres Wissens auszuschütten, alles zu leugnen oder zu bezweifeln und in der Größe unserer Ignoranz dazustehen. Welch entsetzliche Leere! Welches Nichts! Welche Anstrengung! Das beweist uns, daß der größte Teil der Menschen und namentlich die Frauen nicht ungläubig sein können. Deshalb sollte man auch die wahren Ungläubigen nie verfolgen, und ich wage zu behaupten, daß sie tatsächlich nie verfolgt worden sind. Man verfolgt nur die Fanatiker, die Begründer von Sekten, denen möglicherweise jemand folgen könnte. Der Fanatiker ist ein Mensch, der mitten unter einer Menge Menschen zu laufen beginnt; erst läuft alle Welt ihm nach. Der Ungläubige aber ist ein Seiltänzer, der in der Luft die unglaublichsten Sprünge und Drehungen ausführt. Die Zuschauer sehen ihn mit Schrekken und Erstaunen, aber niemand wird versucht sein, ihm nachzuahmen."

Die Verfolgung der Fanatiker aber billigt er: „Alle großen Menschen sind intolerant gewesen und man muß es sein. Wenn man auf seinem Wege einem dummen Fürsten begegnet, so muß man ihm Toleranz predigen, damit er in die Falle gehe und die unterdrückte Partei durch die Toleranz, die man ihr gewährt, Zeit gewinne,

sich zu erheben und den Gegner ihrerseits zu vernichten. Die Predigt der Duldsamkeit ist eine Predigt für Dumme und Gimpel oder für solche, die bei der Sache nicht interessiert sind."

„Eine Nation wird sich nur durch Strenge aufrechterhalten können. Die Römer haben ohne die Tugenden der Duldsamkeit, der Vergebung des Unrechts und anderen Mönchsfabeln das größte Weltreich gegründet; die Modernen aber sind mit diesen Tugenden überall erbärmliche Zwerge geblieben."

Am zusammenhängendsten hat Galiani über seine philosophischen Anschauungen sich in seinem Dialoge über die Frauen geäußert, den er 1772 einem Briefe an Frau von Epinay beilegt und der folgendermaßen beginnt:

Marquis: Wie definieren Sie doch nur den Begriff „Frau"?

Chevalier (Galiani): Sie ist ein von Natur schwaches und krankes Geschöpf.

Er spricht im Verlaufe dieses Dialogs von Erziehung, Moral, Willensfreiheit in seiner eigentümlichen, paradoxen Weise, und manche hier hingeworfene Bemerkung erhält durch die in seinen Briefen zerstreuten Urteile ihren ausführlicheren Kommentar.

„Die Überzeugung der eigenen Willensfreiheit bildet das Wesen des Menschen. Er ist ein Tier, welches glaubt, frei zu sein. Von seiner Freiheit überzeugt sein und wirklich frei sein, ist das nun dasselbe? Es ist offenbar nicht dasselbe, aber es hat beides in Dingen der Moral denselben Effekt. Der Mensch ist also frei, weil er die unerschütterliche Überzeugung von seiner Freiheit besitzt. Diese Überzeugung genügt, um Gewissen, Reue, Gerichte,

Belohnungen und Strafen zu schaffen. Sie genügt in allen Punkten — da haben Sie die Erklärung der Welt in zwei Worten."

„Ich will Ihnen beweisen, daß die Erziehung für den Menschen dieselbe ist wie für die Tiere. Sie beschränkt sich auf zwei Punkte: man soll lernen, die Ungerechtigkeit erdulden und man soll lernen, die Langeweile ertragen. Was muß ein Pferd in der Reitschule tun? Das Pferd kann von Natur Schritt, Paß, Trab, Galopp gehen. Aber es tut dies, wann's ihm gut scheint und nach eigener Lust. Nun lehrt man es diese Gangarten gegen seine Lust und gegen seine Vernunft annehmen (d. i. die Ungerechtigkeit) und lehrt es dieselben während zwei Stunden festhalten (d. i. die Langeweile). So mag man ein Kind Latein oder Griechisch oder Französisch lehren, es ist nimmer der Nutzen der Sache, welche es fesselt, sondern der Umstand, daß es den Willen eines andern zu tun hat (d. i. langweilig) und Prügel bekommt von einem Wesen seinesgleichen (d. i. ungerecht). Wenn es an das alles gewöhnt ist, dann ist es gebildet, gesellschaftlich, es gehört zur Welt, es respektiert die Behörden, die Minister, die Könige und klagt nicht. Es waltet seines Amtes, sitzt auf seinem Bureau, gähnt und verdient sich seinen Lebensunterhalt. Tut es dies nicht, dann ist es in der gesellschaftlichen Ordnung unbrauchbar. So ist die Erziehung nichts anderes, als die Ausmerzung der natürlichen Talente, welche den gesellschaftlichen Pflichten Platz machen sollen. Geschieht dies nicht, dann gibt's aus dem Kinde einen Poeten, einen Künstler, einen Helden, einen Spaßmacher, ein Original, das amüsiert, aber Hungers stirbt ... Man muß also in einer Republik weniger erziehen, als in einer

Monarchie. . . Die öffentliche Erziehung führt zur Demokratie, die private zum Despotismus . . ." und dann geht's weiter zur Bekämpfung der Lehrmethode Rousseaus. —

Von dieser „besten der möglichen Welten" ist er in Neapel wenig befriedigt. „O, wenn der liebe Gott doch statt der besten der möglichen in seiner Allmacht eine unmögliche Welt hätte schaffen wollen, wie glücklich würden wir sein!"

Er nennt die Optimisten geriebene Atheisten, die aber nicht den Mut hätten, ihren Syllogismus zu vollenden. „Hier haben Sie ihn vollständig: Wenn ein Gott die Welt geschaffen hätte, so wäre sie zweifellos die beste von allen. Nun ist sie's aber noch lange nicht; also hat sie kein Gott geschaffen. Da haben wir sie, diese Spitzbuben von Philosophen! — Wie aber sie widerlegen? Nichts leichter als das."

„Sie wissen, daß Gott die Welt aus dem Nichts erchaffen hat. Wir haben also Gott zum Vater und das Nichts zur Mutter. Gewiß ist unser Vater ein erhabenes Wesen, aber unsere Mutter taugt gar nichts. Nun gleicht man seinem Vater, man gleicht aber auch seiner Mutter. Was Gutes in der Welt ist, kommt vom Vater, was Schlechtes existiert, kommt von unserer Frau Mutter Nichts, die nichts wert war."

Er hatte auch sein Teil von dieser unserer gemeinsamen Mutter, der kleine Abbé, und seine Briefe zeigen ihn oft gerade von dieser Seite. Er ist gar oft ein philosophischer Taugenichts. Er hatte aber auch sein Teil vom Vater: er ist trotz seiner oft herzlosen Paradoxen ein herzensguter und wohlmeinender Mensch und ein trefflicher Freund, der seine Mitstreiter auch in der Ferne nicht verläßt:

„Helvetius ist tot, schreibt er 1772 an Frau von Epinay, und läßt eine Lücke in unserer Linie. Schließen wir auf und lieben wir uns um so mehr, wir, die Überbleibenden, und man wird von unserem Verluste nichts merken. Ich, der ich der Oberst dieses unglücklichen Regiments bin, ich rufe Euch allen zu: Schließt auf! — Vorwärts! — Feuer!"

Er war ein Rufer im Streit und er verstummte erst, als die Soldaten seines Regiments gefallen waren.

Jean-Jacques Rousseau auf der Petersinsel.[1])

Willkommen, mein gewünschtes Ithaka!
Ein irrender Odysseus bin ich ja —

Mit diesen Worten betritt in Konrad Ferdinand Meyers Dichtung „Huttens letzte Tage" der flüchtige Hutten den Boden der Insel Ufenau, auf welcher er Frieden und Ruhe zu finden hoffte. Und so suchte Frieden und Ruhe auch ein irrender Odysseus auf diesem Ithaka der Petersinsel, J.-J. Rousseau, citoyen de Genève.

Er kam von drüben her, von den Neuenburger Bergen. Es war vor hundertunddreiundzwanzig Jahren, im September 1765, daß sein Boot an der Insel landete.

Rousseau war damals seit drei Jahren Flüchtling.

Zu Anfang 1762, während er in Montmorency, nördlich von Paris wohnte, erschienen innerhalb eines Zeitraumes von zwei Monaten seine beiden berühmten Werke: Le contrat social, in Holland, und Émile ou de l'éducation, beide mit seinem Namen, in Paris.

Ein Sturm brach los. Die Einführung des Contrat social in Frankreich wurde verboten; Émile wurde, gemäß einem Parlamentsurteil vom 9. Juni, vom Henker zerrissen und verbrannt. Im weitern wurde verfügt, que le nommé Jean-Jacques Rousseau, dénommé au fronti-

[1]) cf. Lettre à Mme. Boy, ed. Rothschild p. 108 ss. Vortrag, gehalten auf der Petersinsel an der Jahresversammlung des bernischen historischen Vereins am 24. Juni 1888.

spice du livre, sera pris et appréhendé au corps et amené ès prisons de la conciergerie du Palais ...

Auf das Zureden und mit Hilfe seiner vornehmen Freunde floh Rousseau. Eine Extrapost brachte ihn an Besançon vorüber nach Pontarlier und von da auf Berner Boden in die Waadt.

En entrant sur le territoire de Berne, sagt er in den Confessions[1]), je fis arrêter; je descendis, je me prosternai, j'embrassai, je baisai la terre et m'écriai dans mon transport: Ciel, protecteur de la vertu! je te loue, je touche une terre de liberté. — C'est ainsi, fügt er hinzu, qu'aveugle et confiant dans mes espérances, je me suis toujours passioné pour ce qui devait faire mon malheur.

Sein Freund Roguin in Yverdun nahm ihn gastlich auf. Hier, in Yverdun, wollte er abwarten, wie seine Vaterstadt Genf sich zu den jüngsten Ereignissen stellen würde. Er mußte nicht lange warten, um eine niederschlagende Gewißheit zu erhalten. Am 19. Juni, zehn Tage nach dem Urteil des Pariser Parlaments, wurde auch in Genf der Émile (samt dem Contrat social) als livres impies, scandaleux, téméraires, pleins de blasphèmes et de calomnies contre la religion den Flammen übergeben und gegen den Autor beschlossen: Au cas qu'il vînt dans la ville et dans les terres de la seigneurie, il devra être saisi et appréhendé pour être ensuite prononcé sur sa personne ce qu'il appartiendra.

Bern folgte: Der Rat faßte am 1. Juli, zwei Wochen nach Rousseaus Ankunft in Yverdun, den Beschluß, daß

---

[1]) Ich zitiere nach der Ausgabe der Oeuvres complètes de J.-J. Rousseau, Paris, Belin, 1817. 8⁰. (Confessions p. 450.)

der Verfasser mit solch „irrigen und gefährlichen Lehrsätzen" angefüllter Bücher sich „in Zeit von paar Tagen aus dero Städte und Landen weggbegebe gestalten Er darinn nicht länger geduldet werden könne". Zugleich verbot er bei hoher Buße den Rousseauschen Émile, und auch gegen den Contrat social wurde vorgegangen.

Man hat behauptet, daß das Vorgehen Berns und Genfs auf den Einfluß des Rousseau feindlich gesinnten französischen Ministers Choiseul zurückzuführen sei. Aber es läßt sich weder eine feindliche Gesinnung Choiseuls gegen Rousseau nachweisen, noch zeigt die damalige amtliche Korrespondenz die geringste Spur einer diplomatischen Aktion. Rousseau selbst hat in den genferischen und bernischen Urteilen vorzüglich[1]) den Einfluß Voltaires erkennen wollen. C'est le polichinelle Voltaire et le compère Tronchin, schreibt er am 21. Juli 1762 an die Marschallin Luxemburg, qui tout doucement et derrière la toile ont mis en jeu toutes les marionnettes de Genève et de Berne. Rousseau ist völlig im Irrtum. Das aristokratische und zugleich orthodoxe Regiment der Stadt Genf, das bereits 1761 seine Nouvelle Héloïse verboten hatte, brauchte nicht die Mahnung eines Voltaire, um den Contrat social, den Émile noch strenger zu behandeln, und daß Voltaire keinen Einfluß auf die Entschließungen der Regierung von Bern besaß, brauche ich hier wohl nicht

---

[1]) Ich sage „vorzüglich". Rousseau hat neben Voltaire eben auch den Herzog von Choiseul (z. B. Confessions p. 501), die Frau von Epinay (ib. p. 503) als auteurs cachés de toutes les persécutions que j'éprouvais en Suisse angeklagt. In seinen Briefen kommen gelegentlich noch andere an die Reihe.

näher darzutun. Die Beschlüsse der Regierungen von Genf und Bern waren spontane Akte der Selbsterhaltung, und Voltaire hat 1762, weit davon entfernt, Rousseau zu verfolgen, ihm sein Schloß Tournay als Asyl angeboten.[1])

---

[1]) Als Rousseau vier Jahre später, namentlich mit Rücksicht auf seine Erlebnisse in Motiers und auf der Petersinsel, Voltaire von neuem anklagte, in Genf und Bern gegen ihn agiert zu haben, tat Voltaire zu seiner Rechtfertigung folgende Schritte. Er schrieb an den Genfer Staatssekretär Lullin unterm 30. Januar 1760: Je déclare au Conseil et à tout Genève que, s'il y a un seul magistrat, un seul homme dans votre ville, à qui j'aie parlé ou fait parler contre le sieur Rousseau avant ou après sa sentence, je consens à être aussi infâme que les secrets auteurs de cette calomnie doivent l'être... Würde Voltaire es gewagt haben, so zum Staatssekretär einer ihm damals nichts weniger als freundlich gesinnten Regierung zu sprechen, wenn er sich solche Machinationen wirklich vorzuwerfen gehabt hätte? — Nach Bern wandte er sich an den Bannerherrn v. Freudenreich, um sich von ihm ein Zeugnis seiner Unschuld zu erbitten. Dieser schreibt ihm (16. Januar 1766): J'ai conservé toutes les lettres que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire; je viens de les relire, je n'y ai trouvé ni trace ni indication quelconque relative au sieur Rousseau ou à son bannissement. M. le ministre Bertrand (ein andrer Berner Korrespondent Voltaires, den Rousseau namentlich aufs Korn nimmt) m'a montré toutes vos lettres; il n'y est jamais fait mention de Rousseau ni directement ni indirectement. Bien plus, dans les conversations que j'ai eues avec M. Bertrand, il ne m'a jamais témoigné qu'il souhaitait le bannissement du dit M. Rousseau, bien loin de nous avoir sollicités soit par commission soit autrement. Voilà, Monsieur, ce que j'ai l'honneur de vous déclarer sur mon honneur. — Man nehme hinzu, daß sich in der ganzen uns erhaltenen Korrespondenz Voltaires keine Stelle findet, welche die Absicht verrät, Rousseau zu verfolgen.

Aber in seiner krankhaften Art klammert sich Rousseau an den Gedanken, von Voltaire verfolgt zu sein.

Aus Frankreich, das ihn fünfundzwanzig Jahre lang beherbergt hatte, ausgestoßen; von Genf, seiner Vaterstadt, mit Verhaftung bedroht, von Bern verwiesen, erinnerte sich Rousseau der philosophenfreundlichen Gesinnung des Preußenkönigs Friedrich II., unter dessen Protektorat die benachbarte Grafschaft Neuenburg stand. Ein Verwandter seines Freundes Roguin besaß ein Haus in Motiers im Val Travers, und dessen Gastfreundschaft nahm Rousseau Anfang Juli 1762 an. Der preußische Statthalter Lord Keith empfing ihn aufs freundlichste, und auch die Briefe des Königs aus Berlin lauteten voller Wohlwollen. Drei Jahre fand er in Motiers eine Zuflucht. Er war glücklich, soweit der Feind, den er in seiner Brust herumtrug, ihm glücklich zu sein gestattete. Er ließ Therese mit seiner Habe, mit seinen Büchern und Papieren aus Frankreich nachkommen. Er lebte mit und unter dem Volke, ging seinen botanischen Studien nach und war mit den Vorarbeiten zu einer Verfassung beschäftigt, welche die Korsen von ihm wünschten. Hier verfaßte er Oktober bis November 1762 auch das offene Sendschreiben an den Erzbischof von Paris, Lettre à Christophe de Beaumont, als Antwort auf den Hirtenbrief, in welchem dieser Prälat Rousseaus Schriften verdammt hatte: eine glänzende Streitschrift gegen alle unberufene Zionswächterei.

Im Sommer 1764 unternahm er mit seinem Neuenburger Freunde du Peyrou einen Ausflug nach der Petersinsel. Sie entzückte ihn so, daß er seither mit dem Gedanken umging, sich auf ihr niederzulassen. Durch seinen

Beschützer Lord Keith ließ er die Stimmung bernischer Staatsmänner sondieren. Das Resultat war que les Bernois, honteux de leur conduite, ne demandaient pas mieux que de me voir domicilié dans l'île de Saint-Pierre et de m'y laisser tranquille.

Das war, nach Rousseaus eigener Angabe, 1764. Nun kam etwas Neues hinzu.

Das Urteil, das der Genfer Staatsrat im Sommer 1762 gegen Rousseau gefällt hatte, hatte in der Bürgerschaft vielfach den heftigsten Widerspruch gefunden. Es gährte in Genf und Rousseau schürte von Motiers aus. Da griff der Genfer Staatsanwalt Tronchin, der Mann, den Julie Bondeli nennt: le citoyen de Genève qui a le plus d'esprit et le plus grand nez, zur Feder und verteidigte in scharfer, kraftvoller Darlegung des aristokratischen und orthodoxen Standpunktes das Vorgehen der Genfer Regierung. Seine anonyme Broschüre trug den Titel: Lettres de la campagne. Rousseau antwortete Ende 1764 von Motiers aus mit den gleichfalls anonymen Lettres écrites de la montagne. Mit unbeugsamer Logik, mit ätzender Satire, beißendem Spott, voller Leidenschaft und glühenden Hasses nimmt er in diesen berühmten Briefen Genfs Regierung, seine Geistlichkeit, seine politischen Einrichtungen, seine Religion vor. Wenig fehlte, so erregte die leidenschaftliche Sprache dieser Briefe vom Berge in Genf einen Bürgerkrieg. Das war um Neujahr 1765.[1]

[1]) Um dieselbe Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß Rousseau ein Manuskript mit dem Titel Des Princes druckfertig gemacht habe, in welchem die aristrokratischen Regierungen, und zwar besonders diejenige von Bern, stark hergenommen seien. Die Berner suchten unter Mithülfe einer Yverduner Druckerei dieses Manuskript in ihre Hände zu bekommen. So wichtig

Fürwahr, dieser Rousseau war ein gefährlicher Mensch. Seine Feder spielte mit der Ruhe aristokratischer Regierungen. Der ganze Ingrimm des Genfer Regiments spricht sich in dem Urteil aus, daß die Briefe vom Berge der Ehre, durch Henkershand zerrissen und verbrannt zu werden, nicht würdig seien. Was Wunder, daß auch Bern erschrak und am 14. Januar 1765 dieses „wider unsere heilige Religion streitende Buch" verbot.

Auch in Motiers begann es zu gähren und die Idylle nahm ein jähes Ende. Den neuenburgischen Zeloten war es gelungen, die Bevölkerung des Tales gegen den berühmten, aber unruhigen und seltsamen Gast aufzureizen. Nach mancherlei drohenden Vorzeichen fielen in der Nacht vom 6. auf den 7. September 1765 Steinwürfe gegen Rousseaus Wohnung. Das Faktum ist gewiß ebenso unbestreitbar, wie die Übertreibung unbestreitbar ist, mit welcher Rousseau unter Theresens Einfluß es geschildert hat.

Am folgenden Tage verließ er Motiers. Therese blieb bei seiner Habe zurück. Er begab sich nach Neuenburg und von da nach wenigen Tagen auf die Insel. Von neuem wurden Erkundigungen über die Stimmung in Bern eingezogen. Sie sollen, trotz der Lettres de la montagne, günstig gelautet[1]) und der Schaffner der Insel die Erlaubnis bekommen haben, Rousseau zu beherbergen.

---

schien ihnen die Sache. Rousseaus öffentliche Erklärung vom 14. März 1765, daß er kein solches Werk geschrieben habe, wird sie wohl nicht von jeder Befürchtung befreit haben.

[1]) Auch Grimm berichtet in seiner Correspondance littéraire, November 1765, daß ein Mitglied der Berner Regierung, das im Herbst in Paris befragt worden sei, versichert habe, man werde Rousseaus Aufenthalt dulden.

So heißt es in den Confessions. Aus Rousseaus Briefen von jenen Tagen aber ersieht man, daß der konfidentielle Bescheid aus Bern nicht so völlig beruhigend lautete und daß Rousseau während seines ganze sechs Wochen dauernden Aufenthaltes auf dieser Insel fortwährend an die Möglichkeit einer Wegweisung dachte. Doch fürchtete er sie zunächst mehr für das kommende Frühjahr.

Zu dieser Zeit sind Rousseaus ökonomische Verhältnisse geordnet. Nach dieser Seite ist er ohne Sorgen. Körperlich ist er, der Dreiundfünfzigjährige, stärker, als er in seinen Confessions zugibt. Wohl brachte ihm sein chronisches Leiden von Zeit zu Zeit äußerst schmerzhafte Krisen; aber er war nicht der kranke Mann, als den er sich kokettierend ausgibt. Wir haben hiefür die beruhigendsten Zeugnisse zuverlässiger Zeitgenossen. Voltaire und Rousseau haben sich immer für kränker ausgegeben, als sie waren.

Das Leben auf der Insel hat er in seinen Confessions und in den Rêveries d'un promeneur solitaire geschildert. De toutes les habitations, sagt er in diesen Träumereien, où j'ai demeuré (et j'en ai eu de charmantes), aucune ne m'a rendu si véritablement heureux et ne m'a laissé de si tendres regrets que l'île de Saint-Pierre. Er ergab sich völlig seinem Hang zur oisiveté, zum dolce far niente, jenem Müßiggang des phantasiereichen, immerfort tätigen Kindes; wie er selbst sagt: L'oisiveté que j'aime n'est pas celle d'un fainéant qui reste là les bras croisés dans une inaction totale et ne pense pas plus qu'il n'agit. C'est à la fois celle d'un enfant qui est sans cesse en mouvement pour ne rien faire et celle d'un radoteur dont la tête bat la campagne sitôt que les bras sont en repos.

Am frühen Morgen erging er sich auf der Terrasse und der Anblick des blauen Sees und seiner Gelände erfüllte ihn mit stummer Andacht. Diese wortlose Bewunderung der Natur, sagt er, ist die würdigste Huldigung für die Gottheit, das schönste Gebet. — Nach dem Morgenessen machte er sich in seinem Zimmer zu schaffen mit den Kisten und Koffern, die da herumstanden und an denen er herumzerrte und die er verstellte, ohne sie auszupacken: un de mes plus grands délices était surtout de laisser toujours mes livres bien encaissés et de n'avoir point d'écritoire. Verdrießlich stimmte es ihn, wenn er einen Brief zu schreiben hatte. Dann entlehnte er das Schreibzeug des Schaffners und wenn er das Entlehnte möglichst eilig zurückstellte, so geschah es immer „in der eiteln Hoffnung, zum letzten Mal sich des Schreibzeugs bedient zu haben.“ Dann trieb es ihn hinaus. Linné in der einen und die Lupe in der andern Hand durchstreifte er botanisierend die Insel, die er sich in kleine Forschungsgebiete zerlegt hatte. Er dachte, spielend das Material zu einer Flora Petrinsularis zusammenzubringen. Gegen Mittag trug er eine reiche Ernte an Blumen und Gräsern nach Hause, mit denen er sein Zimmer statt mit Büchern und Papieren schmückte. Dann begleitete er wohl mit Therese den Schaffner und seine Frau auf dem Rundgang durch die Güter. Es war die Zeit der herbstlichen Ernte und an Gelegenheit, Hand anzulegen, fehlte es nicht. Als Herr Kirchberger von Bern zu Besuch herüberkam, da fand er den Verfasser des Emile hoch oben auf einem Baume, eifrig damit beschäftigt, Äpfel in einen großen Sack zu pflücken, den er sich umgehängt hatte. Je ne fus pas fâché de cette rencontre et de quelques autres pareilles.

J'espérais que les Bernois, témoins de l'emploi de mes loisirs, ne songeraient plus à en troubler la tranquillité et me laisserait en paix dans ma solitude. — Noch ehe die andern sich vom Mittagstische erhoben, war er schon draußen am Ufer des Sees und fuhr hinaus. Der Schaffner hatte ihn rudern gelehrt. Stundenlang träumte er auf dem Wasser, treibend wohin Wind und Wellen ihn führten; oder, um seinen Hund zufrieden zu stellen, der die langen Stationen auf dem Wasser nicht, gleich ihm, liebte, landete er drüben auf der kleinen Insel. Dieses Inselchen lag ihm am Herzen. Auf seine Veranlassung ließ der Schaffner Kaninchen von Neuenburg kommen, um den Hügel zu bevölkern und in großem Pomp führte der Bootsmann Jean-Jacques Rousseau in Begleitung von Therese, der Schaffnerin und deren Schwestern das Hasenvolk hinüber. Le pilote des Argonautes n'était pas plus fier que moi. Ungeduldig sah er bei spätern Besuchen nach den ersten Anzeichen der Vermehrung seiner Kolonie. War das Wetter schlecht, so hatte er auf seinem Zimmer mit dem Ordnen seines Pflanzenschatzes zu tun. Nach dem Abendbrot war man mit der Familie des Schaffners zusammen, draußen auf der Terrasse oder im Pavillon, plaudernd, lachend, singend et enfin l'on s'allait coucher content de sa journée et n'en désirant qu'une semblable pour le lendemain.

So schienen wirklich LL. EE. de Berne ihn stillschweigend dulden zu wollen. Noch am 15. Oktober schreibt er einen hoffnungsvollen Brief an du Peyrou. Er wußte nicht, daß bereits am 10. der Geheime Rat zu Bern seine Ausweisung beschlossen hatte. Erst am 17. — die Verzögerung ist beachtenswert — teilte der Präfekt von Nidau,

v. Graffenried, Rousseau diesen Beschluß mit. Er begleitete die Ausweisungsordre mit dem privaten Ausdruck der Mißbilligung und des Bedauerns.

Unter allen Umständen ist es auffallend, daß die gnädigen Herren zu Bern erst nach vier Wochen gegen Rousseau Beschluß faßten, während sie konsequenter Weise sofort den Ausweisungbefehl von 1762 gegen ihn geltend zu machen hatten. Dieses Zögern verrät eine augenscheinliche Unsicherheit der Regierung, ein Schwanken, so etwas wie das Abpassen eines für die Beschlußfassung günstigen Moments und Kundigere mögen darüber urteilen, ob Rousseau Recht hat, wenn er vermutet, que les malintentionnés avaient pris exprès le temps des vendanges et de l'infréquence du Sénat pour me porter brusquement ce coup.

Rousseau nahm den Befehl zunächst ruhig auf. Er schreibt sofort an du Peyrou: On me chasse d'ici . . . je me détermine à passer en Angleterre, ou j'aurais dû d'abord aller. Und er bittet ihn um seinen Besuch.

Die ruhige Stimmung dieses Billets zeigt, daß die Ausweisung ihn nicht unvorbereitet findet. Er redet von seiner Reise nach England wie von einem ihm durchaus geläufigen Plan. Er ist nicht niedergeschmettert. In seinen Confessions stellt er später die Sache mit augenscheinlichen Übertreibungen und tatsächlichen Unrichtigkeiten viel tragischer dar. Ich folge seinen Briefen und den Akten.

Der Ausweisungsbefehl bezeichnet ihm keine Frist. Er hofft deshalb, einige Wochen Zeit zur Ordnung seiner Angelegenheiten zu bekommen und schreibt in diesem Sinne an v. Graffenried. Dieser wendet sich nach Bern und er-

hält unterm Datum des 21. Oktober, eines Montags, den ungnädigen Bescheid, daß bis Samstag den 26. Rousseau der gnädigen Herren Land zu räumen habe.

Dem Amtmann, heißt es in dem Schreiben weiter, werde demnach befohlen, Rousseau diesen endgültigen Willen zu eröffnen und denselben „gegen diesen gefährlichen Mann ohne anders in Exekution zu setzen, und ihme auf seinen allfähligen Wieder-Eintritt eine scharfe Bestrafung anzudrohen. Der Schaffner der St. Peters Insul aber, der ohne Sein Herrn Ambtmanns Vorwissen diesen Fremdling eingezogen, werde er solches verweißlich vorhalten". (Ratsmanual vom 21. Oktober 1765.)

Ohne diese Antwort abzuwarten, hatte Rousseau schon am 20. sich zum zweiten Mal an v. Graffenried gewandt. Er war andern Sinnes geworden. Sei es, daß mit den Stunden der Überlegung die Niedergeschlagenheit sich einstellte; sei es, daß sein altes Leiden auf seinen Lebensmut drückte; sei es, daß seine Vorliebe für das Auffällige, Seltsame ihn dazu bewog; sei es endlich, daß alle diese Umstände zusammenwirkten: er schlug dem Amtmann von Nidau vor, die Berner Regierung möchte ihn in einer ihrer Burgen, oder sonst wo, gefangen setzen, damit er, ein gefangener Mann, befreit sei une fois pour toutes des tourments d'une vie orageuse ... J'y vivrai à mes dépens, et je donnerai sûreté de n'être jamais à leur charge; je me soumets à n'avoir ni papier, ni plume, ni aucune communication au dehors, si ce n'est pour l'absolue nécessité et par le canal de ceux qui seront chargés de moi; seulement qu'on me laisse, avec l'usage de quelques livres, la liberté de me promener quelquefois dans un jardin — et je suis content.

Umsonst. Er verließ, Therese für den Winter zurücklassend, die Insel Freitag den 25. Oktober und ging, von Herrn Kirchberger begleitet, nach der freien Republik Biel.

So ward ihm die Petersinsel nicht, was für Hutten die Ufenau geworden war, das Asyl seiner alten Tage.

Auch in Biel war, trotz der Versprechungen einiger Verehrer, seines Bleibens nicht lange. Am 30. Oktober war er in Basel. Von dort reiste er langsam nach dem Norden.

Es gereicht Bern nicht zur Ehre, diesen Unglücklichen so weit gebracht zu haben, daß er erfolglos um die Ruhe des Gefängnisses bat. Aber wenn wir Bern verurteilen, so vergessen wir nicht, daß es in Rousseau, dem Neuerer, wirklich einen Feind sehen mußte; daß es, indem es ihn ausweist, nur tat, was damals und was ja heute noch als Staatsraison gilt. Wenn Bern ein besonderer Vorwurf zu machen ist, so ist es der mangelnder Großmut. Die Verbannung von Yverdun mag hingehen — die Verbannung von der Petersinsel, wo man Rousseau Zeit gelassen hatte, heimisch zu werden, war eine kleinliche Grausamkeit.

Galeotto fu il libro e chi lo scrisse

(Dante, Inferno V, 137)

Die Berliner Handschrift des Decameron, über welche vor zwanzig Jahren Ad. Tobler hier gehandelt hat (Sitzungsber. vom 12. Mai 1887), beginnt mit den Worten: Comincia illibro decameron Cogniominato principe galeotto, und so lesen auch die übrigen alten und guten Dekameronmanuskripte, wie Hecker versichert[1]), für den auch feststeht, daß jedenfalls Boccaccio selbst diesen Beinamen seinem Werke gegeben hat.[2])

Der Eigenname Galeotto ist eine Italianisierung des Namens Galahot (Galehaut, Galeholt usw.) des französischen Lancelotromans und zweifellos unter dem Einfluß des italienischen Appellativums galeotto „Schiffer", „Steuermann"[3]) geformt. Mit diesem Eigennamen Galeotto verbindet man nun seit langem die Bedeutung „Kuppler". Il nome di Galeotto, sagt Blanc im Vocabolario Dantesco [2], Firenze 1877, è divenuto sinonimo di 'seduttore', 'ruffiano' und verweist auf Inf. V, 137, zu welchem Verse die Dante-Erklärer und -Übersetzer die Worte nicht sparen: Galeotto: infame sensale di amore (Scartazzini), vil entremetteur (Hauvette), pandar (Toynbee), lenone (Fraticelli) usw. usw.

Darnach hätte Boccaccio sein Novellenbuch selbst einen Kuppler genannt. Ja, durch principe Galeotto hätte er

ihm den weitern Schimpf angetan, es als „Erzkuppler", „Oberkuppler" zu bezeichnen![4])

Ob der Eigenname Galeotto schon für Boccaccio den bösen Nebensinn von „Kuppler" geführt hat, soll gleich untersucht werden. Hier sei zunächst festgestellt, daß principe Galeotto nimmer „Erzkuppler" heißt, sondern einfach „Fürst" oder „Prinz" Galeotto. Dieser Fürst Galeotto findet sich schon in den alten Dante-Kommentaren[5]), und bei Boccaccio selbst erscheint er unter Berufung auf die romanzi franceschi in der Dante-Vorlesung (Comento ed. Milanesi, I, 488): scrivesi ne' predetti romanzi che un principe Galeotto, il quale dicono che fu di specie di giganti si era grande e grosso . . . .

Mit dem Superlativ „Erzkuppler" ist es also nichts. So hat weder Boccaccio, noch ein zeitgenössischer Leser, noch überhaupt je ein italienischer Leser empfunden.

Seit wann erscheint der Liebesbote der Königin Ginevra, Fürst Galeotto, in das üble Licht der Kuppelei gerückt und als »ruffiano« verstanden?

In Benvenutos von Imola (um 1375) Kommentar zur Commedia können wir diese Bedeutungsnuance zuerst erkennen.[6]) Sie scheint bald die herrschende geworden zu sein. Für Boccaccios Novellenbuch lehnen die Diputati in den Annotazioni zu ihrer Dekameron-Ausgabe (Florenz 1573) sie ausdrücklich ab.[7])

Um Boccaccios Auffassung des principe Galeotto zu ergründen, muß man erst bei Dante anfragen, mit dessen Francesca und Paolo die Figur Galeottos in das italienische Schrifttum eingezogen ist. Aus jener berühmten Szene des zweiten Höllenkreises hat Boccaccio die Veranlassung zum Nebentitel des Dekameron geschöpft;

jene Szene hat er denn auch in seinem Interpretationskolleg vom Wintersemester 1373/74 kommentiert. Es gilt, die Szene Dantes und den Kommentar Boccaccios auf ihr Zeugnis zu prüfen.

I.[8])

Als Dante mit Vergil aus dem Limbo in den zweiten Höllenkreis heruntergestiegen ist, empfängt sie in dunkelm Raume lautes Wehklagen. Ein Windesbrausen erfüllt den Ort. Der Höllensturm treibt hier die Seelen der Verdammten in ewigem Wirbel. Es sind die Sünder des Fleisches, die

peccator carnali
Che la ragion sommettono al talento.

In endloser Reihe, wie Stare oder Kraniche, ziehen sie klagend dahin, und Vergil zeigt Dante einzelne, die um der Liebe willen den Tod gefunden, wie Dido, Kleopatra, Paris, den keine Helena begleitet, Tristan ohne Isolde.

Dante ist erschüttert. Da sieht er zwei, die vereinigt sind und als Paar besonders leicht dahinschweben. Das Gedicht eximiert die beiden inmitten der weltgeschichtlichen Schar: sie sind verbunden und ihr Flug ist leicht. Das Bild des wilden Höllensturms ist versunken hinter diesem schwebenden Paare, das auf Dantes Ruf herüberfliegt, um dem Wandernden Rede und Antwort zu stehen.

Inferno V.

«O animal grazioso e benigno,
che visitando vai per l' aer perso
noi che tignemmo il mondo di sanguigno:
se fosse amico il Re dell' universo,
noi pregheremmo Lui per la tua pace,
poi che hai pietà del nostro mal perverso.
Di quel che udire e che parlar ti piace

noi udiremo e parleremo a vui,
96 mentre che il vento, come fa, ci tace.
Siede la terra dove nata fui,
su la marina dove il Po discende
99 per aver pace co' seguaci sui.
Amor, che al cor gentil ratto s' apprende,
prese costui della bella persona
102 che mi fu tolta; e il modo ancor m' offende.
Amor, che a nullo amato amar perdona,
mi prese del costui piacer sì forte,
105 che, come vedi, ancor non mi abbandona.
Amor condusse noi ad una morte:
Caina attende chi vita ci spense.»
108 Queste parole da lor ci fur porte.
Da che io intesi quelle anime offense,
chinai 'l viso, e tanto il tenni basso,
111 fin che il poeta mi disse: «Che pense?»
Quando risposi, cominciai: «O lasso.
quanti dolci pensier, quanto disio
114 menò costoro al doloroso passo!»
Poi mi rivolsi a loro, e parla' io,
e cominciai: «Francesca, i tuoi martiri
117 a lagrimar mi fanno tristo e pio.
Ma dimmi: al tempo de' dolci sospiri,
a che e come concedette Amore,
120 che conosceste i dubbiosi desiri?»
Ed ella a me: «Nessun maggior dolore
che ricordarsi del tempo felice
123 nella miseria; e ciò sa il tuo dottore.
Ma se a conoscer la prima radice
del nostro amor tu hai cotanto affetto,
126 farò come colui che piange e dice.
Noi leggevamo un giorno per diletto
di Lancilotto, come amor lo strinse:
129 soli eravamo e senza alcun sospetto.
Per più fiate gli occhi ci sospinse
quella lettura, e scolorocci il viso:

ma solo un punto fu quel che ci vinse.
    Quando leggemo il disiato riso
esser baciato da cotanto amante,
questi, che mai da me non fia diviso,
    la bocca mi baciò tutto tremante:
Galeotto fu il libro e chi lo scrisse;
quel giorno più non vi leggemmo avante.
    Mentre che l' uno spirto questo disse,
l' altro piangeva sì, che di pietade
io venni men così com' io morisse;
    e caddi come corpo morto cade.

VI.

Al tornar della mente, che si chiuse
Dinanzi alla pietà de' due cognati,
Che di tristizia tutto mi confuse,
    Nuovi tormenti e nuovi tormentati
Mi veggio intorno ......

Stellen wir zunächst fest — so schade es ist, Dantes poetische Schilderung gleichsam steckbrieflich zu zergliedern —, was uns der Dichter über diese beiden unglücklichen cognati mitteilt:

Sie allein spricht, und sie sagt nicht, wer sie sind. Sie deutet nur an, woher sie stammt: aus einer Stadt des adriatischen Küstenlandes, des weitausgedehnten Mündungsgebiets des Po. Aber sie nennt die Stadt nicht mit Namen. — Ihren Schwager ergriff Liebe zu ihrer schönen Gestalt, und sie erwiderte sein Verlangen. Zum Geständnis der gegenseitigen Zuneigung kommt es, als die beiden einst in sicherem[9]) Alleinsein gemeinsam die Liebesgeschichte des Lancelot lasen und zu der Stelle kamen, wo es heißt, daß Lancelot den geliebten Mund geküßt habe. Da küßte auch er sie, und sie lasen an dem Tage nicht weiter. Als Liebespaar wurden sie vom Bruder und Gatten getötet,

dessen nun die tiefste Hölle, die der Brudermörder (Caina) wartet.

An diesem namenlosen Bericht der Sünderin erkennt Dante, wer sie ist, und nennt sie mit ihrem Namen: Francesca! Es handelt sich offenbar um ein zeitgenössisches Vorkommnis, in welchem sich Dantes Erinnerung, auf bloße Andeutung hin, sofort zurechtfindet.

Also: eine schöne Francesca, aus einer Stadt der Po-Niederungen stammend, begeht mit ihrem Schwager Ehebruch und wird mit diesem zusammen vom Gatten und Bruder getötet. Geschehen ist die Tat vor 1300 und zwar, da Dante sich der Person sofort erinnert, im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts.

Wir würden, hätten wir nicht die Angaben der alten Kommentatoren, nicht mehr feststellen können, wer diese Francesca war, denn von diesem Leidenschaftsverbrechen hat uns die Geschichte keine Kunde aufbewahrt.

Da hilft uns denn schon der älteste dieser Kommentatoren, der bolognesische Kanzler Graziolo de' Bambaglioli, dessen lateinische Erklärung des Inferno aus 1324 stammt. Hier schon heißt es[10]), daß das Liebespaar Paolo di Malatesta aus Rimini und die Gattin Gianciottos, Francesca di Polenta aus Ravenna gewesen.

Dantes Sohn Jacopo hat in der nämlichen Zeit, jedenfalls vor 1325, auch einen — italienischen — Kommentar zum Inferno geschrieben.[11]) Er bestätigt die Angaben des Bambaglioli. Aus seiner kurzen Notiz entnehmen wir, daß Francescas Vater Guido il vecchio gewesen sei, von dem wir wissen, daß er 1307 gestorben ist. Den Gatten nennt er Giovanni oder Gianni scianchato („hüftlahm").[12])

Wir kennen aus der Geschichte die Malatesta von Rimini und die Polenta von Ravenna, zwei oberitalienische Magnatengeschlechter voll tragischer Schicksale, blutiger Schuld und wilder Sühne. Im dreizehnten Jahrhundert sind sie aber noch nicht eigentliche Regenten, Tyrannen ihrer Städte. Sie sind noch Bürger. Sie sind welfische Parteihäupter, capitani del popolo oder podestà aber nicht Herrscher, welche über Heere verfügen und Krieg führen.

Von beiden Familien, den Malatesta und den Polenta, spricht Dante gelegentlich im Inferno, von den Polenta kühl, ohne Sympathie, von den Malatesta feindselig. Er haßt die Malatesta.

Der Vater Malatesta und seine beiden Söhne, Gianciotto und Paolo, sowie der Vater Guido il vecchio (oder Guido minore) sind alle vier historische Persönlichkeiten. Und auch von Francesca, Guidos Tochter und Gianciottos Gattin, findet sich eine posthume urkundliche Spur, die uns indessen nichts weiter lehrt.

Die beiden Brüder Paolo und Gianciotto werden im Jahre 1264 noch als scolares bezeichnet. Fünf Jahre später, 1269, heiratet Paolo eine fünfzehnjährige Orabile Beatrice di Ghiaggiolo. Er hatte von ihr zwei Kinder, Uberto und Margherita. Er selbst war 1282/83 capitano del popolo von Florenz und mußte als solcher, nach gesetzlicher Vorschrift, damals mindestens 30 Jahre alt gewesen sein, ist also mindestens 1252, wohl etwas früher geboren. Er hatte das Amt vom 1. September 1282 bis 1. Februar 1283 inne, an welchem Tage er seinen Abschied nahm infolge eines Konfliktes mit den Vertretern des neuen Priorenregiments.[13]) So hat Paolo also fünf Monate

lang neben dem podestà und dem capitano delle arti an der Spitze der mächtigen Kommune Florenz gestanden. Dante war zu dieser Zeit achtzehnjährig und hat damals diesen Paolo di Malatesta sicherlich gesehen, wenn nicht persönlich gekannt.[14])

Im Jahre 1287 erwähnt eine Urkunde die Söhne des alten Malatesta, aber Paolo fehlt unter ihnen. Er scheint also nicht mehr am Leben zu sein. So würde denn die Katastrophe zwischen 1283 und 87 stattgefunden haben. Genaueres läßt sich nicht ausmachen. Nehmen wir die mittlere Zahl: 1285. So fand Paolo zur Zeit, da er etwa 35 Jahre alt und seit 16 Jahren verheiratet war, den Tod durch die Hand des Schwagers.

Über das Alter der Francesca wissen wir nichts. Sie hatte ein Töchterchen Concordia.

Ihr Mann, Gianciotto, verheiratete sich nach kurzer Zeit wieder. Ein Sohn dieser zweiten Ehe ist urkundlich erwähnt.

Das uns bekannte geschichtliche Gerippe der Danteschen Szene ist demnach: Paolo Malatesta war ein Mann Mitte der Dreißig, verheiratet, Vater von zwei Kindern, als um 1285 sein gewaltsamer Tod erfolgte; die schuldige Francesca war Mutter einer Tochter. Es ist die Geschichte irgendeines Ehebruchs zwischen Schwager und Schwägerin.

Nachdem der rächende Gatte und Bruder sein Werk getan, trauern am doppelten Grabe die betrogene Orabile mit ihren beiden Kindern und die verwaiste Concordia. Von diesen beklagenswerten Opfern, um derentwillen die Schuld der beiden besonders schwer erscheint, spricht der Poet nicht. Der singt von dem unseligen Paar ein Lied erschütternden Mitleids und erwähnt den rächenden Gatten nur, um ihn der tiefsten Hölle zuzuweisen.

Dante schreibt etwa 20 Jahre nach dem Geschehnis. Eine lange Zeit! Diese Zeit hatte ihr Werk getan und hatte das furchtbare Geschehnis aus der düstern Misere des Tages in den Schimmer der Romantik gehoben. Wir werden durch Boccaccio gleich davon hören.

Schon früh finden sich bei den Kommentatoren Zusätze, die über den Danteschen Bericht hinausgehen. Bereits der Bologneser Jacopo della Lana[15]) (vor 1328) will wissen, daß Gianciotto seiner Gattin Francesca mehrfach, aber vergeblich Vorstellungen wegen ihrer Beziehungen zu Paolo gemacht habe.[16]) Endlich habe er das Paar in flagranti (in sul peccato) ertappt und mit einem Schwerte die beiden zusammen so durchbohrt, che abbracciati ad uno morirono.[17])

In dem nächsten Kommentar, den wir kennen, dem sogenannten Ottimo comento des Florentiners Andrea Lancia (aus der Mitte der dreißiger Jahre), nimmt die Erklärung der Francesca-Stelle schon novellistische Züge an:

Die beiden Familien Malatesta und Polenta führen miteinander Krieg, schließen Frieden, und zur Sicherung des Friedens vermählen sie ihre Kinder, die starke Gegensätze bilden. Der lahme Gianni Malatesta ist zwar ein tapferer Soldat, aber ein Rustikus. Francesca ist eine Dame von großer Schönheit und elegantem Benehmen. Paolo, von schöner Gestalt und feinen Sitten, mehr zum ruhigen Lebensgenuß geschaffen als um sich abzumühen, verliebt sich in sie und findet Gegenliebe. Über der Lektüre des Lancelott kamen sie zu Fall. Ihr Verhältnis wurde dadurch bekannt, daß ein Diener den Gatten benachrichtigte und leitete und dieser die beiden in Francescas Zimmer tötete.

Man sieht deutlich, wie hier die Phantasie am Werke ist, die Schuld des unseligen Paares zu mindern, seinen Fehltritt zu entschuldigen — wie ihm die Sympathie des Erzählers zufällt: Francesca ist das Opfer der Familienpolitik. Sie, die elegante, schöne Frau, wird zur Sicherung des Friedens[18]) einem hinkenden Rohling verbunden. Wie sollte sie da nicht an dessen schönem, elegantem Bruder Gefallen finden, der als Schwager unter dem nämlichen Dache so leicht mit ihr verkehren konnte, der, unkriegerisch, mit ihr Romane las? Und wie die beiden schönen Menschen sympathisch erscheinen, so wird der aufgezwungene lahme Gatte mit Abneigung behandelt. Es ist der Geist der Novelle — übrigens der Geist, aus dem Dante selbst die Geschichte darstellt.

II.

Und Boccaccio müßte kein Novellist sein, wenn er nicht dasselbe täte.

Er behandelte die Sache bekanntlich ex cathedra. Seine Florentiner Mitbürger hatten 1373 einen Dante-Lehrstuhl an ihrem studio begründet und ihn, den Sechzigjährigen, mit der Abhaltung der Vorlesungen beauftragt. Da erklärt er im Wintersemester 1373—74 die Commedia. Er ist freilich nicht weit, nur bis zum XVII. Gesang des Inferno, gekommen.

Boccaccio war alt und leidend, als er die Aufgabe übernahm. Der heitere, weltfreudige Erzähler des Dekameron war ein frommer, ängstlicher Mann geworden. Sein Dante-Kommentar ist keine erfreuliche und keine bedeutende Leistung; doch ist er aus langjähriger Beschäftigung mit Dante und aus ehrlicher, hingebender Be-

wunderung des Großen entstanden. Schon jahrzehntelang hatte Boccaccio Dante-Studien obgelegen, hatte den widerstrebenden Freund Petrarca für Dante zu gewinnen versucht, hatte wiederholt die Commedia abgeschrieben und eine vita di Dante schon um 1360 als Einleitung zu solchen Kopien verfaßt.

In Boccaccios Vorlesung über den fünften Gesang der Hölle erscheint die Geschichte von Francesca und Paolo als Novelle stilisiert. Für das Dekameron hätte er sie wohl noch etwas mehr ausgeführt, noch mehr direkte Rede hineingebracht und der Frauengestalt noch mehr Relief gegeben. Doch würde sie auch in der vorliegenden Form nicht die kürzeste der hundert Novellen gewesen sein.

In Übereinstimmung mit der Tradition, die im Ottimo comento zu Wort kommt, führt auch Boccaccio aus, wie die Ehe zwischen Francesca und Gianni sciancato zur Sicherung des Friedens beschlossen wurde. Da es zweifelhaft erschien, daß die schöne und stolze Francesca den lahmen und widerlichen (sozzo) Gianni annehmen würde, so mußte der schöne Paolo in Ravenna als Brautwerber auftreten. Ihm wandte Francesca ihre Liebe zu, und erst am Morgen nach der Hochzeit erkannte sie, welchen Gatten sie wirklich hatte. Auf diese Weise betrogen, fuhr sie fort, Paolo zu lieben. Gianni wurde durch einen Diener von dem heimlichen Verkehr der beiden in Kenntnis gesetzt. Und nun wird fast die Hälfte der kleinen Novelle darauf verwendet, den Überfall des Liebespaares durch den rächenden Gatten zu schildern: wie er Einlaß in Francescas Zimmer begehrt, wie Paolo durch eine Falltür entflieht, worauf Francesca dem Gatten öffnet,

ohne zu bemerken, daß des fliehenden Paolo Kleid sich an einem Vorsprung jener Falltür festgehakt hat und er nicht mehr entweichen kann. Mit gezücktem Degen stürzt Gianni auf den Bruder zu. Aber Francesca wirft sich zwischen die beiden, und der Stoß, der Paolo zugedacht war, durchbohrt sie. Gianni zieht den Degen aus der Brust der entseelten Gattin und durchstößt dann den Paolo. Die beiden wurden am folgenden Morgen unter vielen Klagen im nämlichen Grabe bestattet.

Hier hat die Legende noch einen weitern Schritt getan, um die Schuldigen zu entschuldigen: Francesca ist bei der Verheiratung getäuscht worden. Indem sie Paolo liebt, tut sie doch nur, wozu sie angeleitet war. Sie ist in ihrem menschlichen Rechte.

Die Erzählung vom Tode der beiden ist bei Boccaccio weniger romantisch als bei den älteren Kommentatoren; sie ist realistischer, alltäglicher und deshalb glaubhafter. Auf schlimmer Flucht mit der Falte des Kleides an einem eisernen Haken hängenbleiben und so die wehrlose Beute des Verfolgers werden, hat etwas Vulgäres. Hat der Realist Boccaccio dies einfach ersonnen? Ich glaube es nicht, denn es entbehrt sein Kommentar im übrigen nicht des Wahrheitstrebens.

Boccaccio macht nämlich zu der berühmten Leseszene die kritische Bemerkung (S. 477): Über die Gelegenheit, bei der die beiden eins wurden, habe ich nie etwas sagen hören, als was Dante darüber schreibt (mai non udii dire se non quello che l' autore ne scrive), und er fährt fort: es ist möglich, daß die Dinge sich so zugetragen haben, aber ich glaube, daß es eher eine Erfindung (piuttosto fizione) nach Maßgabe des Möglichen ist, denn ich kann

nicht annehmen, daß Dante wußte, daß es so geschehen sei (non credo che l' autore sapesse che così fosse).

Aus dieser Bemerkung geht hervor, daß Boccaccio sich umgetan hat, um über das Liebesdrama etwas zu erfahren; daß er das, was er Näheres über Francescas Verheiratung und über ihren Tod erzählt, in Erfahrung gebracht hat und nun berichtet, um, was Dante sagte, zu erklären, zu ergänzen; daß er aber über die Leseszene nichts weiter hat erfahren können.

Ist es nicht überhaupt natürlich, daß ein Schicksal wie das der Francesca Boccaccios höchstes Interesse erregte, und daß er, sollte er nach Ravenna oder Rimini kommen, da weiterforschen würde? Und er war (seit 1346) wiederholt und längere Zeit in Ravenna; er war der Gast der Polenta. Von tuis Ravennatibus spricht Petrarca einmal in einem Brief an Freund Boccaccio. Und wiederholt beruft sich Boccaccio in seinen biographischen Mitteilungen über Dante auf einen Gewährsmann zu Ravenna, den Piero Giardini, den er einen langjährigen Schüler und einen der intimsten und besorgtesten Freunde Dantes nennt.

Boccaccio weiß also, was in Ravenna, was im Hause der Polenta von Francesca erzählt wird. Er kennt die Tradition des Elternhauses der Unglücklichen. Dort wurde die Eheschließung so berichtet. Dort erzählte man sich den Untergang der beiden an der Falltür. Dort wußte man nichts von der verhängnisvollen Leseszene und hielt sie vielmehr für eine Fiktion des Dichters.

Und war nicht auch dieser Dichter Dante selbst ein halber Ravennate gewesen? Wir wissen freilich nicht, wie lange Dante in Ravenna gelebt, ob schon seit 1316

oder erst seit 1320. Im Sommer 1321 ist er in Ravenna gestorben. Der damalige Herr von Ravenna, Guido Novello, war der Neffe der verstorbenen Francesca. Guido mochte, als das Drama seiner Tante sich ereignete, etwa 10 Jahre alt gewesen sein.

Dieser Guido Novello war Dantes Freund und selbst ein Poet, von dem uns hübsche Verse erhalten sind. In einer seiner Balladen erklingt das Echo einer Zeile aus der Francesca-Episode,

che mai da me non fia diviso,

wieder. Er kannte also die Elegie, die in der Commedia seiner unglücklichen Tante Francesca gewidmet waren; ihre Verse klangen ihm im Ohr und flossen ihm in die Feder. Da sollten die beiden Poeten und Freunde nicht von dieser Tragödie gesprochen haben, die sich in ihrer Jugendzeit zugetragen und der Dante im Inferno ein so kunstvolles Denkmal gesetzt — sie sollten nicht von der wunderbaren Leseszene gesprochen haben! Sollte da Dante dem Freunde nicht gestanden haben, daß er die Szene erfunden hat?

Ich meine, wenn Boccaccio, der Gastfreund des Hauses Polenta, 1373 in seiner Vorlesung sagt: „ich habe über die Leseszene nie etwas anderes erfahren können, als was der Dichter davon sagt, und halte diese Szene für seine Erfindung", so gibt er eine Auffassung wieder, welche die des Hauses Polenta, des Elternhauses der Francesca, ist, und hinter welcher Guido Novello, Dantes Freund, und — in letzter Linie — eine Äußerung des Dichters Dante selbst steht.

So stellt sich mir der überlieferungsgeschichtliche Sachverhalt dar: Boccaccios Kommentar zu Inferno V, 97ff.

gibt die Haustradition der Polenta wieder, in welcher Francesca als die Getäuschte erscheint, die sich ihr Recht genommen hat. Der ganz novellistisch zugeschnittene Bericht über ihre Vermählung ist sicherlich phantastisch. Den Tatsachen aber entspricht wohl der Mordbericht.[19])

III.

Diese tradizione polentana, wie ich sie nennen will, oder wenigstens ihre Anfänge, hat wohl schon Dante gekannt, als er in den ersten Jahren der Verbannung sein Inferno schrieb. Der Weg nach oder von Verona, der Aufenthalt in Bologna, konnte ihn früh nach Ravenna führen. Dort mag er geradezu die Anregung gefunden haben, in seinem Gedicht von jener Liebestragödie zu sprechen, die sich zwanzig Jahre zuvor begeben, an die er sich erinnerte und deren Helden Paolo er einst in Florenz selbst gesehen. In Ravenna mochte er jene Version vernommen haben, die Francescas Partei ergriff, alles Licht auf sie und alle Schatten auf Gianciotto warf, dessen Name ja schon suggestiv wirkte. Wie sollte man nicht die Partei einer schönen Frau ergreifen, deren Gatte der lahme Hans heißt! Ich bin überzeugt, daß in der Entwicklung der ganzen Francesca-Legende dieser Name eine schicksalreiche Rolle gespielt hat. Um diesen Namen bildete sich in der mündlichen Tradition das Märchen vom untergeschobenen Bräutigam Paolo. In den zwanzig Jahren, die seit dem Liebesdrama vergangen waren, mochte die Überlieferung, die Dante vorfand, schon in dieser Richtung instradiert sein, und er widerstrebte ihr um so weniger, als er den Malatesta abgeneigt war.

Wenn also Dante unbestreitbar die schöne Sünderin mit tiefer Sympathie behandelt —

Francesca, i tuoi martiri
A lagrimar mi fanno tristo e pio —,

was manchen Rigoristen schon verdrossen hat, so hat ihm sicher die tradizione polentana vorgearbeitet. Es wird dies nicht gesagt, um Dante zu verteidigen — er hat keine Verteidigung nötig —, sondern nur, um zu erklären.

Dieser tradizione polentana, die er dichterisch gestaltet, fügt er aus eigener Erfindung die Leseszene hinzu. —

Vergegenwärtigen wir uns die ganze Ökonomie der Francesca-Episode:

„Ich bin aus Ravenna", sagt sie ihm. „Liebe erfaßte diesen zu meinem schönen Leibe, der mir so qualvoll geraubt worden ist. Liebe erfaßte mich zu seinem Gefallen und erfüllt mich noch heute. Liebe führte uns zu gemeinsamem Tode durch Bruderhand."

Da weiß Dante sofort, wer sie ist. Aber in der tiefen Bewegung, die ihm diese Erkenntnis bringt, findet er kein Wort und senkt stumm das Haupt.

„Was sinnst Du?" fragt Vergil.

Und Dante erwidert mit Worten des tiefsten menschlichen Mitgefühls: „Welch süßes Denken, welches Sehnen hat diese zu schmerzvollem Tode geführt!" Es ist wie ein Selbstgespräch, der erschütternde Schrei eines Menschen, der selbst ein armer Sünder ist: was haben diese beiden erlebt, Wonniges und Furchtbares, Liebe und Tod! Dann, zu der Frau gewandt:

„Francesca! ich erkenne Dich, das ist Dein Schicksal . . . Francesca, wie kam es, daß Ihr zwei den Weg betratet, der zum Tode führte, und daß Ihr Euch die

dämmernden Wünsche gestandet?" Über jene glückselige Zeit soll Francesca aussagen, da diese Wünsche in Wort und Kuß sich ergossen und, alle Dämme niederreißend, ans Licht traten. Diesen Augenblick siegreichen Jubels, da sie dem Geliebten gestand, was nur sein Ohr hören durfte, soll das Weib ihm nennen. Sie soll ihr tiefstes Geheimnis ihm enthüllen: „Wie fandet Ihr Euch?" Das will er wissen. Keine andere Frage hat er in diesem Moment.

Und sie erzählt, wie sie in dem französischem Buche lasen, das von Liebe und Kuß sprach, und sich küßten. Da lasen sie nicht weiter und betraten den Weg des heimlichen Glücks, der zum grausamen Tode führte. Dante hört es, hört dahinter das Schluchzen des Geliebten und bricht, vom Sturm der Gefühle überwältigt, ohnmächtig zusammen — er, der sonst durch alle Schrecken der Hölle aufrecht schreitet.

Zittert hier nicht in jedem Worte das Erlebnis?[20]) Pulsiert hier nicht durch jede Zeile, vom ersten Aufschrei o lasso! bis zum Zusammenbruch, das Herzblut eines leidenschaftlichen Mannes, der selbst solches erlebt, dessen Liebesweg durch höchstes Glück und tiefste Not geführt hat? Der den verführerischen Zauber des Lesens zu zweit erfahren hat:

Noi leggevam un giorno per diletto.

Wir haben ja keine Aktenstücke zu Dantes Liebesleben, das wir nicht kennen. Aber hier liegt ein Dokument vor, durch welches Leben und Leidenschaft fluten. Dante hat eine solche Lesezene erlebt[21]): Das Leben ist auch hier die große Erfinderin gewesen. Aus ihm hat er seine fizione geschöpft, wie andere.

Dante kannte den französischen Lancelotroman[22]), und vertraut war ihm besonders die Szene, wo Guenièvre und Lancelot sich ihrer Liebe gestehen. Auf diesen primo fallo di Ginevra spielt er noch an einer zweiten Stelle seiner Commedia an[23]), und im Convivio (IV, 28) erwähnt er, wie das Weltkind Lanzilotto gleich andern berühmten Helden sein Leben im Kloster beschlossen habe.

Aber nicht nur der Lancelotroman war ihm vertraut. Er hat gewiß auch andere Ritterromane gekannt, und er hat diese Bücher geschätzt. Der französischen Sprache gereicht es nach ihm zum Ruhme, daß in ihr die Arthuri regis ambages pulcherrimae niedergeschrieben sind (De vulg. eloq. I, 10). Ambages pulcherrimae — so spricht nur jemand, dem diese französischen Bücher ans Herz gewachsen sind.

Francesca und Paolo lasen also das französische Buch und fanden sich darüber:

Galeotto fu il libro e chi lo scrisse.

Die Erklärer fassen diesen Vers wie einen Fluch auf: Francesca verwünsche das Buch, das sie zusammengebracht. Aber das liegt gar nicht im Sinne ihrer ganzen Rede, paßt nicht zum Geist ihrer Worte. Ihre Liebe ist ja jetzt noch ihr Glück; noch kostet sie, unzertrennlich mit ihrem Geliebten vereinigt, diese Liebe, wenn auch mit dem bittern Nachgeschmack der Hölle. Jammert sie etwa über ihre Sünde? Sie jammert über die schwere Not, das mal perverso, die miseria dieser lichtlosen, sturmdurchfluteten Hölle; sie jammert über die Art, wie sie zu Tode gebracht worden ist — aber von ihrer sündigen Liebe spricht sie wie vom vollsten Glück, von dem noch ein Strahl in die Nacht der Hölle dringt. Und sie

sollte dem Buche fluchen, das für sie das tempo felice verkörpert!

Nein, das »Galeotto fu il libro« ist nicht der Fluch einer Bußfertigen. Francesca ist nicht bußfertig. Sie ist noch in der Hölle das liebende Weib. Das Buch wurde ihr Fatum, aber sie haßt und verwünscht es nicht. Wenn Dante haßt und verwünscht, fehlt es ihm nicht an deutlichen Worten.

„Galeotto" nennt er das Buch — und nun sehe man sich den Galeotto an, wie er in der Vorstellung jener Zeit leben mußte, den Galeotto des Lancelotromans.

IV.

Der junge König Galahot des Prosa-Lancelot — Crestien kennt diese Figur nicht — der jeden andern Ritter um einen halben Fuß überragt, ist eine Lieblingsfigur des Romans: s'est li homme el monde plus amés de sa gent et qui plus a conquis a son eage. Car il est joines bachelers et dient chil qui l'ont acointié que ch'est li plus jentix chevaliers et li plus deboinaires del monde et tous li plus larges (ed. Sommer, 202). Ursprünglich ist er ein Gegner des Königs Arthur, den er herausfordert. Galahot kämpft dabei auch gegen einen schwarzen Ritter, der aus dem Schlosse der Dame von Malohaut zu Arthurs Heer gestoßen ist, den niemand kennt und den ein schwerer Liebeskummer drückt. In diesen Kämpfen erscheint Galahot als Muster vollendeter Ritterlichkeit. Er gewinnt des unbekannten schwarzen Ritters Freundschaft, und diese führt ihn dazu, daß er sich dem König Arthur unterwirft. An Arthurs Hof spricht man von jenem rätselhaften chevalier au noir escu. „Führt ihn zu uns", sagt

zu Galahot die Königin Guenièvre (253), die vermutet, daß der Schwarze wohl Lancelot sei (254), den sie, seit sie einst den Achtzehnjährigen beim Ritterschlag gesehen (125), heimlich liebt. Als sie nachher mit Galahot abseits ist, beschwört sie ihn eindringlich und wiederholt: que jel voie au plus tost que vous porres! Er verspricht es ihr und gibt seinem Freunde, dem noir chevalier, Kenntnis vom Wunsche der Königin. Dieser willigt beklommenen Herzens in eine Zusammenkunft, die aber heimlich sein solle, und Galahot durchschaut das Geheimnis des Freundes, der zwischen Furcht und Freude schwebt: certes asses aurai anui e joie (255). Der schwarze Ritter läßt sich zur Königin führen, die in einem vergier abseits von ihren Hofdamen die beiden Freunde empfängt. Zitternd und leichenblaß steht der Schwarze vor der Königin — denn er ist Lancelot, und ihr gilt seine Liebe, seit sie, la dame des dames et la fontaine de biauté (125) einst beim Ritterschlag freundlich zu ihm gesprochen und ihm beim Abschied gesagt: a dieu biax dols amis (261). Galahot zieht sich zu den Hofdamen zurück und läßt die beiden allein.[24])

Die Königin holt mit vielen Fragen aus dem schwarzen Ritter den Bericht über seine Lebensschicksale heraus (259), bis sie ihm schließlich auf den Kopf zusagt: Vous aves non Lancelos del Lac! (260). Er schweigt. Und nun entlockt sie ihm, dem Seufzenden und Weinenden, in einem reizvollen Fragespiel nach allen Regeln der Minnekunst das Geständnis seiner Liebe: Wie ich nach meinem Ritterschlag vor Euch trat, um Abschied zu nehmen, et vous me desistes que vostres chevaliers et vos amis volies vous que ie fuisse. Et puis dis »a dieu dame«, et vous desistes

»a dieu biax dols amis«. Ne onques puis del cuer ne me pot issir, et ce fu li mos qui me fera preudome se iel sui ia. Ne onques puis ne fui en si grant meschief que de cest mot ne me membrast. Chis mos me comforte en tous mes anuis. Chis mos ma de tous maus garanti et ma getei de tous les periex. Chis mos ma saoule en tous mes fains. Chis mos ma fait riche en toutes mes grans pouertes.[25])

Dann quält sie ihn mit Fragen des Mißtrauens, und da Lancelot darob fast ohnmächtig wird und zu fallen droht, ruft die Königin den Galahot zurück. Der bittet sie um Mitleid und Gnade für seinen verstummten Freund. Und sie gewährt zum voraus, was er für ihn erbitten wird (262). „Gewährt ihm Eure Liebe; nehmt ihn für allezeit zu Eurem Ritter und seid allezeit seine getreue Fraue, dann habt Ihr ihn reicher gemacht, als wenn Ihr ihm die ganze Welt geschenkt hättet.“ Sie ist einverstanden, daß er ganz ihr und sie ganz ihm gehöre. Die Verantwortung treffe den Galahot. „So küßt ihn denn vor mir zum Beginne wahrer Minne!“

Die drei treten noch etwas weiter seitwärts, um keine andern Augenzeugen zu haben. Und da die Königin sieht, daß ihr Ritter nichts wagt, si le prent par le menton et le baise devant Galahot asses longuement . . . (263) Ensi fu li premiers acointemenz de Lancelot et de la roine par Galahot (264): il primo fallo scritto di Ginevra.

Am folgenden Tage vergilt dann die Königin ihrerseits dem Galahot den Liebesdienst, den er ihr erwiesen, indem sie ihn mit ihrer klugen Freundin, der Dame von Malohaut, zusammenbringt. Die Königin, heißt es, nahm an die eine Hand die Freundin und an die andere Hand

den Galahot und sagte zu diesem: Ich gebe Euch dieser Dame com vrai ami loial de cuer e de cors, und Euch, Dame, gebe ich diesem Ritter comme vraie amie e loiale de toutes vraies amors. Beide sind einverstanden, und die Königin veranlaßt sie, daß sie sich küssen.

Unzertrennlich bleiben durch den langen Roman dahin die beiden Freunde Lancelot und Galahot, in glänzenden Rittertaten einer des andern würdig. Kein Schatten fällt, nach dem Willen des Erzählers, auf das Bild der beiden Freunde und Liebhaber, und als Galahot stirbt — aus Trauer um Lancelot, den er tot wähnt —, ist alle Welt der Ansicht, que le monde, en le perdant . . . avait perdu les plus purs rayons de la gloire mondaine (P. Paris, Les romans de la Table Ronde, 1868ff., IV, 349).

Dieses Bild geht aus dem Roman ins Novellenbuch über. In den Conti di antichi cavallieri, die mit Dante zeitgenössisch sind, findet sich die Figur des Galeotto (ed. Fanfani, Firenze 1851, S. 63ff.). Es ist ihr ein längerer Conto gewidmet, der allerlei aus dem Leben des Ritters erzählt, wie man es aus den Romanen von Lancelot und Tristan zusammentragen konnte. Dieser Galeotto ließ es sich seit seinen Knabenjahren angelegen sein d' abattere ciascuno malvagio costume. Deshalb zogen aus allen Gegenden die Ritter herbei per lo gran senno e valore suo e larghezza e per la bona cavalleria che lui seguia . . . in sommo esso ebbe el piu alto e gentile e de bono aiere core ch' alcuno principo o re ch' al mundo fosse.

So lebt Galeotto in der Vorstellung der Zeit als ein Spiegel aller Tugenden. Das ist das Bild, das Dante sich von ihm machte.

Jene Stelle des Lancelotromans, da Galahot auf den

dringenden Wunsch der Königin ihr seinen liebsten Freund bringt, den der Liebeskummer verzehrt, die beiden dann ihrem Minnegespräch überläßt und schließlich, von der Königin zu Hilfe gerufen, das entscheidende Wort herbeiführt — dieses Meisterstück altfranzösischer Erzählungskunst hat sich tief in Dantes Gedächtnis eingeprägt. Und diesen strahlenden Fürsten Galeotto, den der bewunderte französische Roman mit solcher Liebe und Feinheit gebildet, den sollte Dante mit Vers 137 als infamen Kuppler bezeichnet haben! So kann nur empfinden, wer zur alten Minnewelt der höfischen Romane kein Verhältnis hat.

Galeotto ist und bleibt für Dante und seine Welt eine Idealfigur, gerade wie Lancelot selbst, dessen ritterliches Heldentum ja im Dienste ehebrecherischer Liebe steht, der mit Guenièvre seinen König und Lehnsherrn — wie Tristan — betrügt, für dessen weltliches Treiben Dante auch im Convivio nur anerkennende Worte findet.[26])

Wie wenig Dante in der ganzen Francesca-Szene daran denkt, moralischer Betrachtung Ausdruck zu geben, wie sehr er ganz der künstlerischen Darstellung leidenschaftlich bewegten Lebens hingegeben ist, zeigt sich auch darin, daß er nicht ein Wort des Tadels für die beiden Liebenden hat — nur Mitleid, tiefstes Mitempfinden. Francesca — d. h. Dante — gibt dem Abscheu gegen den ungeliebten Gatten wilden Ausdruck:

Caina attende ...

Der Mann, der nach dem Spruche »tue-la« gehandelt hat, und den ein modernes Gericht freisprechen würde — er wird als Verbrecher der tiefsten Hölle der Verräter (der traditori dei congiunti)[27]) überantwortet. Wer hat denn aber seinen Verwandten betrogen, Paolo oder Gianciotto?

Man sieht: Dantes poetische Gerechtigkeit ist nicht die des gesetzlichen Richters. Es ist ein parteiisches, künstlerisches Gericht, das er abhält.

Sei Urteil ist aber nicht nur ungesetzlich, es ist auch nicht orthodox. Das Wort „Die Liebe höret nimmer auf", hat keine Geltung für die Hölle, und doch zeigt Dante das Paar Francesca und Paolo auch in der Verdammnis noch liebend verbunden:

Amor . . .
Che, come vedi, ancor non mi abbandona.

Der alte Boccaccio erklärt solche Auffassung als heidnisch: Secondo la cattolica verità questo non si dee credere (S. 484) und macht noch viele Worte darüber. Vuol si torre come parlar poetico, fügt ein späterer Kommentar hinzu (Anon. Fiorentino I, 158).

V.

Der Geist der französischen Minneromane, in deren Bann der Dichter Dante stand, ist den Spätern bald fremd geworden. Schon die alten Kommentatoren verraten durch ihre Worte zum fünften Gesang des Inferno zumeist, daß sie den Lancelot nicht aus eigener Lektüre kennen, und bereits Benvenuto bewertet ja, wie wir gesehen, Galeottos Liebesbotschaft als Kuppelei. Es erübrigt sich, dieser moralistischen Auffassung bei den folgenden Dante-Erklärern nachzugehen. Sie ist zur herrschenden geworden und heute allgemein verbreitet. Aus Anlaß der Francesca-Episode nennt Parodi den Dante einen rigido moralista, der vor den Gefahren der Leidenschaft warne, und erklärt D'Ovidio, daß bei Dante der Künstler nie dem Moralisten die Hand bezwinge.[28])

Für diese moralistische Auffassung bedeutet Galeotto „Kuppler" und ist der Vers 137 ein Fluch. Ihre Vertreter können sich wenigstens nicht auf Boccaccio berufen, weder auf den jungen Dichter noch auf den alten Professor.

Der Dichter hat in der Amorosa visione von 1342 (cap. XI) im Saale des Ruhmes auch den Ritter Galeotto nicht vergessen, der im Gefolge von Lancillotto und Ginevra aufzieht,

Galeotto, il cui valore
Più ch' altro di compagni si figura.

Und in seinem Interpretationskolleg von 1373 hat der Universitätslehrer zu Vers 137 kein Wort des Tadels für Galeotto. Im Gegenteil! Er bemerkt, daß der principe Galeotto, der die Liebe der beiden erkannt hatte, erst auf Bitten des Lancelot, aus tiefer Freundschaft heraus, dazu Hand geboten habe, die Liebenden zu einer Aussprache zusammenzuführen.[29] Diese erklärenden Worte geben offen der Sympathie für Galeottos Tun Ausdruck und klingen fast wie eine Abwehr unbilliger weil unkundiger Beurteilung.

Wie hätte Boccaccio hier Gelegenheit gehabt, Galeotto als Kuppler zu brandmarken und moralistischer Auffassung Ausdruck zu geben; wie reichlich benutzt er an andern Stellen[30] die Gelegenheit dazu! Statt dessen stellt er vor seinen Zuhörern das Benehmen Galeottos als das eines guten, diskreten Freundes dar, als eines fürstlichen Liebesboten, der sich nicht aufdrängt.

So dachte Boccaccio vom Fürsten Galeotto, als er seinen hundert Novellen den Nebentitel Principe Galeotto gab. Das Buch sollte ein feiner Liebesbote sein, der sich

nicht aufdrängt, sondern nur kommt, wenn er gerufen wird; queste novelle non correranno dietro a niuna a farsi leggere, heißt es im Nachwort zum Dekameron.

Sowenig Dante mit dem Verse

Galeotto fu il libro e chi lo scrisse.

die leuchtende Gestalt des Ritters Galahot schelten wollte, so wenig hatte Boccaccio die Absicht, seinem Novellenbuch eine Schelte mit auf den Weg zu geben, indem er es in den Schutz dieses berühmten Liebesboten stellte und es der eleganten Welt als „Prinz Galeotto" übergab. Diese Welt verstand ihn.

Anmerkungen.

[1]) Vgl. O. Hecker, Die Berliner Dekameron-Handschrift und ihr Verhältnis zum Codice Manelli, Berlin. Dissertation 1892.

[2]) Vgl. H. Hauvette, Principe Galeotto, in den Mélanges offerts à E. Picot, Paris 1913, I, 505 n; 509 n.

[3]) Gebraucht von Dante Inf. VIII, 17; Purg. II, 27. Die heutige Bedeutung „Galeerensklave", „Sträfling" ist der ältern Sprache unbekannt.

[4]) So Hauvette, a. a. O. 507: L'expression doit donc être traduite par »maître enjôleur», ou, si l'on préfère, par »maître suborneur«.

[5]) Prenze Galeotto (Anon. ed. Selmi); principe G. (Jac. della Lana und Anonimo Fiorentino); princeps Galeotus (Benvenuto v. J.); prince G. (Buti).

[6]) Benvenuti de Rambaldis de Imola Commentum super Dantis Comoediam, Florentiae 1887, 5 voll.: Dicit ergo: »Noi leggevam un giorno per diletto di Lancilotto«, milite nobili, »Come amor lo strinse« scilicet erga Zineveram. Et sic nota quod lectio jocunda librorum amoris provocat ad libidinem; ideo Jeronimus prohibet clericis ne legant carmina amatoria poetarum ... Et subdit: »Galeotto«, vult dicere breviter quod sicut Galeottus fuit conciliator [et mediator amoris inter Lanzi-

lottum et Ginevriam, ita Liber iste in quo legebant fuit mediator et conciliator] qui conjunxit ipsos duos simul. Dicit ergo: »il libro e chi lo scrisse« idest et autor libri, »fu Galeotto« idest leno ... (I, p. 214). Wozu der cod. Parisinus (1394) die Randbemerkung macht: Princeps Galaottus scripsit gallice historiam amorum Lancilotti et Ginevrae; et cum Paulus et Francisca librum illum oblectamenti gratia legerent, ipsa libri lectio eos in concupiscentiam libidinis excitavit, quare fuit ille liber Galeottus vel Gorginus vel rufinus inter eos, et est Galeottus nomen apud quosdam importans idem quod leno et amorum compositor importat. Ille etiam princeps galeottus fuit revera galeottus et illorum de quibus scripsit conciliator et leno. — Das Mißverständnis, daß Galeotto auch der Verfasser des verführerischen französischen Romans sei, begegnet schon bei Jac. della Lana. Es beruht auf der Form des Danteschen Verses: Galeotto fu ... chi lo scrisse.

[7]) Decameron con le annotazioni dei deputati, Firenze, Passigli 1841—44. Annot. I p. 546: Es sei nicht verwunderlich, daß der Nebentitel von Boccaccio aus den Versen Dantes, den er sehr schätzte, entliehen worden sei. E ben troppo strana una interpretazione che alcuni soggiungono di questo nome, e così stomachevole che non può onestamente passare per bocca di persone costumate; come e' sia quello che solamente dare si suole a persone vilissime et infami che van facendo bottega di donne o per danari sollecitando così fatte mercatanzie; e forse che non ci aggiungono solennissimo, come appunto quel gran Signore che gli antichi romanzi aveano per uno specchio di gentilezza e di cavalleria, fosse un Crivello o un Mangione nominati in queste Novelle, e non si possan talvolta intrametter gli amici in cose d' amore onoratamente. E pur era in questo libro quel Minuccio d' Arezzo, quantunque, come sonatore, di poco peso, non dimeno onesto e da bene, de quale e' dice che subitamente nell' animo corsogli, come »onestamente« la potea servire, ecc. Ma appena ci si lascia credere che un tal concetto potesse cader mai in un mezzano ingegno, non che si debba attribuire a persona grave e giudiziosa come colui fu cui par che ne vogliano far autore.

[8]) Über die Francesca-Episode (Inferno V, 73—VI, 5) besteht eine umfangreiche Literatur. Passerini und Mazzi, Un decennio di bibliografia dantesca 1891—1900, Mailand 1905, verzeichnen für dieses Jahrzehnt mehr als 80 Arbeiten zu Inf. V, 73 ff., und seither ist der Strom nicht versiegt. Ich begnüge mich, dafür auf die Zusammenstellungen zu verweisen, die C. Ricci am Schluß seiner Vorlesung über den fünften Gesang der Hölle in der Lectura Dantis (Firenze, Sansoni (1913 oder 14)) gegeben hat. — Auch im Texte bin ich bestrebt, unnötige Ausführlichkeit zu vermeiden, doch geht es natürlich nicht ohne kurze Wiederholung bekannter Dinge. Ich habe auch diese nach Möglichkeit nachgeprüft. — Dantes Text mit abdrucken zu lassen, hielt ich für unumgänglich.

[9]) Senza sospetto, V, 129; vgl. Boccaccios Kommentar I, 487: senza sospetto d' alcun impedimento. — In vielen strittigen Dingen habe ich, so wie hier, nebenher Stellung nehmen müssen, nirgends ohne eingehende Prüfung, wohl aber ohne mich auf eine Diskussion einzulassen.

[10]) Bambaglioli ed. Fiammazzo, Udine 1892: Debes scire, lector, quod hec due anime fuerunt Paulus, filius domini Malatesta de Malatestis de Arimino, et domina Francischa, domini Guidonis de P lenta, uxor Jannis ciactum (lies: cioctum, ital. ciotto „lahm", „hinkend") de Malatestis, qui si quidem mutuo in tantum se dilexerunt, quod dictus Giannes occidit dictam dominam Francischam uxorem suam et dictum Paulum fratrem suum, cum ipsos invenerit diligentes se ad invicem. Et propterea dicta domina Francischa interrogata de nativitate ex qua orta fuit, respondi[t] quod est civitas Ravenne que residet super mare, juxta quam Padus ibi intrat in mare. . . .

[11]) Der etwas jüngere lateinische Kommentar, der vom Sohn Pietro di Dante herrührt (1340/41), ergibt nichts Weiteres für unsern Zweck. Er nennt die Heldin mit der hypokoristischen Form Franceschina.

[12]) Auch notarielle Urkunden nennen diesen jungen Malatesta den Lahmen, Hinkenden.

[13]) Vgl. Davidsohn, Geschichte der Stadt Florenz II^2, S. 219.

[14]) Einige Jahre nach dem tragischen Ende seiner Tochter,

1290, war Guido minore da Polenta podestà zu Florenz, und auch ihn konnte der fünfundzwanzigjährige Dante sehr gut kennen; vgl. Davidsohn, a. a. O. II², S. 394; 440.

15) Derselbe Jacopo knüpft an das Geschehnis die lehrhafte Folgerung, daß man jenes Bücherlesen meiden müsse, welches die Gemüter in Unordnung bringe und zur Sünde verleite. Auch das einsame Zusammensein müsse gemieden werden, denn wären die beiden nicht allein gewesen, so wäre nichts passiert.

16) Der Anonimo, den Lord Vernon 1848 herausgegeben hat und der eine erweiterte Übersetzung des Bambaglioli ist, sagt, daß Gianciotto solche Vorstellungen seinem Bruder gemacht habe.

17) Ähnlich sagt die anonyme Übersetzung des Bambaglioli, Gianciotto habe die beiden congiunti insieme gefunden und sie mit einem Speer (spuntone) an Ort und Stelle „zusammengeheftet". Jacopo und der Anonimo brauchen dafür dasselbe Wort: conficcò. Hier liegt vielleicht literarische Tradition vor; ich werde auf die Bibel (Num. 25, 7—8) aufmerksam gemacht.

18) Darin könnte immerhin etwas Wahres stecken, indem wirklich Interessengegensätze zwischen den Polenta und den Malatesta bestanden hätten, die dann von der Legende zu einem förmlichen Kriege aufgebauscht worden wären. Francescas Ehe mag eine Geschäftsehe gewesen sein, wie wohl die meisten Verbindungen in jenen Kreisen werdender Dynasten.

19) Die Kommentare, die auf Boccaccio folgen, haben für unsere Frage keine Bedeutung. Einzelne, wie der sogenannte Falso Boccaccio (von 1375) oder der Anonimo Fiorentino (etwa zwanzig Jahre später), sind voller Mißverständnisse: Gianciotto, Lancilotto und Galeotto werden durcheinandergeworfen.

Wie übrigens schon dem Boccaccio, der nur ein halbes Jahrhundert jünger ist als Dante, dessen Gedankenwelt fremd geworden ist, zeigt seine Bemerkung zum Ausdruck cor gentile (100), der dem dolce stil nuovo und der Danteschen Liebespoesie so teuer ist und den er als cor trattabile erklärt (I, 482).

20) Erst nachträglich sehe ich aus Ricci, Lectura Dantis, Inf. V, S. 28, daß auch V. Imbriani hier ein Erlebnis Dantes vermutet, freilich nicht aus Gründen, die in der inneren Gestaltung des Kunstwerks liegen, und mit einer Derbheit der biographischen Deu-

tung, die ich geradezu als roh empfinde und mit Ricci völlig ablehne. — Das Leidenschaftliche der Szene ist schon dem alten Benvenuto (I, 216) aufgefallen, der zum Verse E caddi come corpo morto cade bemerkt: Et hic nota quod illud quod autor fingit accidisse sibi nunc, acciderat sibi de facto in vita dum esset amoratus de Beatrice, wobei er auf die Vita nova verweist und fortfährt: Et considera quotiens autor ostendit se passionatum in hoc capitulo, quia ultra modum fuit diu inviscatus isto morbo.

[21]) Dante ist nicht der einzige und auch nicht der erste, der Liebende bei der gemeinsamen Lektüre von Romanen zeigt: In dem seltsamen Schulunterricht, den die beiden Kinder Floire und Blanchefleur genießen, spielt die gemeinsame Lektüre von Büchern, ou ooient parler d' amors, eine besondere Rolle: ensamle lisent e aprendent, A la joie d' amor entendent (V. 239). — Robert von Blois zeigt Floris und Liriope (V. 965ff.) in zärtlichem Zusammensein: Un romant aportet avoient Qu'ales molt velontiers lisoient, Por ce que tot d'amors estoit (nämlich die Geschichte von Pyramus und Thisbe) und an dessen Inhalt sie dann ein Liebesgespräch knüpfen. — Ein Jahrhundert später liest Jean Froissart mit einem liebenswürdigen Mädchen zusammen abwechselnd im Roman Cleomades „ditté amoureusement". Er reiht diese Lektüre ein in andere Liebeskurzweil (Espinette amoureuse ed. Scheler I, S. 107) und bemerkt: Adont laissames nous le lire. Aber sowenig wie von Robert von Blois ein Weg zu Dante führt, so wenig hat Froissart, als er seine niedliche Szene reimte, einen Hauch Danteschen Geistes verspürt. — Daß das Romanlesen Liebeswünsche weckt, weiß auch Boccaccio literarisch zu verwenden, z. B. in der Einleitung zur dritten giornata des Dekameron und im Corbaccio (Ausgabe der Bibliotheca romanica S. 97), wo die Heldin unter französischen Liebesgeschichten auch den Lancelot liest. — So hat der französische Roman schon vor sechshundert Jahren als Träger der Erotik gegolten.

[22]) Auch daß der verräterische Mordret von der Hand des Vaters Arthur gefallen sei (Inf. XXXII, 61), stammt aus dem Lancelot.

[23]) Par. XVI, 14, wo es von Beatrice heißt: Ridendo parve quella che tossio Al primo fallo scritto di Ginevra. — Als die

Königin Guenièvre zum ersten heimlichen Zusammentreffen mit Lancelot und dessen Freund Galahot ging (Lancelotroman ed. Sommer, S. 257), nahm sie drei Hofdamen, darunter die Dame von Malehaut, mit sich. Diese, in deren Schloß Lancelot lange unerkannt gelebt, liebte ihn, und als er nun an ihr vorbei auf die Königin zuschritt, wollte sie nicht, daß er sie erkenne, neigte ihr Antlitz und trat etwas seitwärts. Lancelot erkannte sie auch wirklich nicht, achtete ihrer nicht und sprach mit der Königin. Diese entlockt ihm das Geheimnis seiner Liebe zu ihr. „Und woher kommt diese Euere Liebe zu mir? Bei diesen Worten, welche die Königin sprach, begab es sich, daß die Dame von Malehaut absichtlich hustete. Sie hob auch ihr gesenktes Antlitz in die Höhe." Lancelot erkennt sie und gerät in große Verwirrung. Er schämt sich offenbar, daß die Dame augenscheinlich gehört hat, was er mit der Königin gesprochen. So im französischen Roman. — Im fünften Himmelskreis hat Dante eine Unterredung mit seinem Ahnen Cacciaguida. Ahnenstolz bewegt ihn, seinen adeligen Vorfahr mit voi anzureden. Beatrice, die etwas abseits steht, hört dies und lächelt über Dantes Schwäche. Diese Situation ruft dem Dichter die andere, des Lancelotromans, in Erinnerung: in beiden handelt es sich um eine abseits stehende Zuhörerin, die ihre Kritik des Gehörten zum Ausdruck bringt, die eine durch Hüsteln, die andere durch Lächeln.

Statt diesen Vergleich Dantes für weit hergeholt und unangemessen zu erklären, sollten wir vielmehr lernbegierig daraus ersehen, wie tief in der Erinnerung Dantes jene Romanszene eingeprägt, wie lebendig sie in seinem Gedächtnis war. Sie war eben mit einem Erlebnis für ihn verknüpft. Und statt ihm vorzuwerfen, daß jene ehebrecherische Liebesszene zwischen Lancelot und Guenièvre sich nicht zu einem himmlischen Vergleiche eigne, und ihn deshalb zu schulmeistern, sollen wir vielmehr aus der Tatsache dieses Vergleichs einsehen lernen, daß Dante jenen Bericht vom primo fallo di Ginevra nicht moralisch, sondern künstlerisch bewertet. — Von denen, die über diese Stelle gehandelt haben, nenne ich Toynbee (Ricerche, 1902, I, S. 3) und Novati (Arte, scienza e fede, Milano 1901, S. 280). —

Es fehlte auch in der mittelalterlichen Profanliteratur nicht an Stimmen, die den ehebrecherischen Charakter der höfischen Minne

verurteilten. So ließ z. B. der Kompilator Rusticiano von Pisa in seinen Tafelrundegeschichten die Erzählung der Liebe der Königin Gueniévre und des Lancelot aus „pour garder l'onneur de l'un et de l'autre" (P. Paris, Les manuscrits français, 1836ff., III, 56f.).

[24]) Wer über die Figur des Galeotto urteilen will, sollte die ihn betreffenden Stellen des französischen Romans genau gelesen haben. Toynbee hat das jedenfalls nicht getan, und durch solche Ungenauigkeit kommt die Figur zu Schaden. Deshalb gewähre ich im Text dieser Inhaltsangabe Raum. — In Toynbees Dictionary s. v. Galeotto heißt es, daß Galahot während seines Aufenthalts an Arthurs Hof mit Lancelot sich befreundet habe, der ihm nun seine Liebe zu Gueniévre anvertraute. Diese, die den Ritter Lancelot heimlich liebte, sei von Galahot überredet worden, dem Ritter ein Stelldichein zu geben.

Es ist aber nicht richtig, daß Lancelot dem Galahot seine Liebe zur Königin anvertraut habe. Es ist auch nicht richtig, daß Galahot die Königin zum Stelldichein überredet habe. Richtig ist vielmehr, daß die Königin den Galahot bittet, ihr den unbekannten schwarzen Ritter, in welchem sie Lancelot vermutet, zu bringen. Und der schwarze Ritter, dessen Namen und Liebe Galahot nicht kennt, willigt ein, vorausgesetzt, daß die Zusammenkunft heimlich sei.

In dem Texte der Liebesszene zwischen Königin und Lancelot, den Toynbee später in den Ricerche I abdruckt (= Sommer S. 257—64), fehlt die wichtige Stelle (Sommer S. 253f.), wo Galahot von der Königin den Auftrag erhält, ihr den schwarzen Ritter zu bringen. Daß Galahot einen Auftrag seiner Königin bei dem Ritter bestellt, bleibt nach wie vor bei Toynbee, der von „pandar" spricht, außer acht.

[25]) Ich zitiere die eindrucksvolle Stelle im Wortlaut, als Beleg der stilistischen Kunst dieser Prosaerzählungen, bei der man sich von den öden Reimereien der Versromane erholen kann.

[26]) Er nennt ihn dort (IV, 28) einen edlen Ritter, spricht von „den hohen Segeln seiner weltlichen Taten" (le vele alte delle mondane operazioni), die er dann am Lebensabend eingezogen habe, um ins Kloster zu gehen. — Boccaccio erwähnt im Kommentar (S. 487) den Lancellotto, del quale molte belle e laudevoli cose raccontano i romanzi franceschi.

[27]) Hatte Gianciotto den Liebenden, nach der mündlichen Überlieferung etwa eine Falle gestellt? Dante bestraft den noch lebenden Gatten nicht als Mörder, sondern als Verräter, wegen einer verräterischen Tat. — Francesca und Paolo werden nicht gemäß dem Tatbestand ihres Verbrechens, der einen Verrat darstellt, bestraft, sondern wegen ihrer *ἀκρασία*, ihrer Sinnlichkeit. In dieser Verschiedenheit spiegelt sich der Unterschied der moralischen Konstruktion der oberen und der tieferen Hölle.

[28]) Vandelli stellt in den Anmerkungen seiner Ausgabe der Commedia (Milano, Hoepli, 7. Aufl. 1914) diese Urteile zusammen und stimmt ihnen zu. Nach D'Ovidio hätte Dante insbesondere auf die verhängnisvolle Wirkung der Minneromane hinweisen (additare gli effetti perniciosi di quella letteratura d' origine celtica, così funesta al buon costume) und die Kluft zeigen wollen, die seine hohe Kunst von der Unmoral der leichtfertigen französischen Romanliteratur trenne (. . il proposito di mettere un abisso tra l' arte sua magnanima, pensosa degli effetti dell' opera propria, e l' arte sboccata che va spensieratamente incontro all' immoralità e a divenir lenocinio)! Scherillo denkt nicht anders (Schulausgabe des Dekameron, Mailand, Hoepli, 1913, S. XXIV).

[29]) Scrivesi ne' predetti romanzi, che un principe Galeotto, il quale dicono che fu di spezie di gigante, si era grande e grosso, sentì primo che alcuno altro l'occulto amor di Lancillotto e della reina Ginevra: il quale non essendo più avanti proceduto che per soli riguardi, ad istanza di Lancillotto, il quale egli amava maravigliosamente, tratta un dì in una sala a ragionamento seco la reina Ginevra, e a quello chiamato Lancillotto, ad aprire questo amore con alcuno affetto fu il mezzano: e quasi occupando con la persona il poter questi due esser veduti da alcuno altro della sala che da lui, fece che essi si basciarono insieme (I, 488). — Die Stelle zeigt zugleich, daß der alte Boccaccio, als er seine Vorlesung niederschrieb, den Hergang, wie ihn der Lancelotroman schildert, nicht mehr genau in Erinnerung hatte. Nicht: ad istanza di Lancillotto, sondern ad istanza di Ginevra handelte Galeotto.

[30]) Welchen Wust moralisierenden Geredes über lussuria und Ehebruch hat Boccaccio in der 21. und 22. Vorlesung zur Allegoria del quinto canto gehäuft und wie weit führt er da von Dante ab!

Mundartenforschung und Geschichte auf romanischem Gebiet.[1])

Von den Schriftsprachen und ihrer literarischen Kunst weg wendet sich die Forschung seit Jahrzehnten gern zu den unliterarischen Erscheinungen volksmäßiger Rede und Dichtung, zur lebenden Mundart und zum Folklore, zur lingua et disciplina popularis. Man hat längst erkannt, daß sie die Prähistorie unserer Schriftsprachen und ihres Schrifttums darstellen, daß wir im Folklore Stoff und Form unserer lyrischen, erzählenden, dramatischen Literatur vorgebildet finden, daß unsere literarische Kunst gewissermaßen stilisierte Volkskunst ist.

Es gehört zu den fesselndsten Aufgaben, diesen volkstümlichen Ursprüngen nachzugehen und sie in den einzelnen Zügen der Stilisierung nachzuweisen. Wie fesselnd hat neulich Deismann die Kennzeichen des unliterarischen Griechisch in der Sprache der Evangelien nachgewiesen: eine unerwartete Beleuchtung des Wortes von der vox populi vox Dei.

Meisterlich hat Gaston Paris für den provenzalischen Minnesang gezeigt, wie an dieser Salonlyrik der Trou-

---

[1]) Dieser Vortrag ist in der vierten Sektion des „Internationalen Kongresses für historische Wissenschaften" zu Berlin (August 1908) gehalten und dort durch eine Reihe von Karten unterstützt worden, die hier leider nicht wiedergegeben werden können.

badours die volkstümlichen Maifestspiele beteiligt sind, wie sie eine Stilisierung dieser Maifestspiele und ihrer Lieder bedeutet.

Diese nämliche südfranzösische Minnelyrik birgt auch ein linguistisches Problem. Der älteste Troubadour, Graf Wilhelm von Poitiers, Herzog von Aquitanien, in dessen Liedern uns der Minnesang gegen 1100 in charakteristischer Ausbildung entgegentritt, hat bereits eine Schriftsprache zur Verfügung — eine Kunstsprache, die außerhalb der Grenzen seines Landes entstanden sein muß. Dieser Poitevinер schreibt nicht seine heimische Mundart, sondern die provenzalische Schriftsprache. Das Problem dieser ältesten romanischen Literatursprache, in welcher zuerst im Mittelalter ein persönliches Lied erklang, ist keineswegs geklärt. Man hat das Limousinische als ihre mundartliche Grundlage bezeichnet. Das ist ein Irrtum. Weder der sprachliche Charakter, noch die geschichtlichen Zeugnisse berechtigen zu dieser Annahme. Diese Zeugnisse sind neu zu prüfen: Man hat offenbar die spätere literarische Hegemonie des Limousin mit der Beantwortung der sprachlichen Ursprungsfrage vermengt. Nicht im Limousin, sondern weiter südöstlich, an den Höfen des Languedoc, im alten Lande der Gallia Narbonensis ist diese Schriftsprache aus dem Quell der dortigen Mundarten entstanden. Sie ist nicht nur dem Namen, sondern auch der Form nach provenzalisch. Der Linguist hat die kulturgeschichtlichen Verhältnisse zu erforschen, welche die Volkssprache der Provincia zur literarischen Führerschaft emporgehoben haben, und ich bin überzeugt, daß er sie nicht nur in den Zeiten des 10. und 11. Jahrhunderts zu suchen hat, sondern schon weit früher, schon in römischer Zeit. Die Provincia

Narbonensis ist das Gebiet der frühesten und nachhaltigsten Romanisierung gewesen, ein Kernland romanischer Kultur und durch diese prädestiniert zur literarischen Hegemonie, die vor den Augen des Literarhistorikers um 1100 plötzlich sichtbar wird.

Die linguistische Machtfrage, die wir anno 1100 plötzlich zugunsten der provenzalischen Mundart entschieden sehen, war längst durch das alte Rom präjudiziert. Rom hat nicht nur Gallien romanisiert, sondern in entscheidender Weise auch die dynamischen Verhältnisse der mundartlichen Gliederung des Landes und der ganzen gallischen Sprachentwicklung auf Jahrhunderte, auf Jahrtausende hinaus bestimmt.

Die ältere und intensivere Kultur der Narbonensis ist nach einem Jahrtausend in der sprachlichen Führerrolle, die dieses Kernland übernimmt, wirksam geworden. —

Ein anders geartetes Mundartproblem bietet der äußerste Süden der alten Provincia, die Landschaft Roussillon, das heutige Departement der Pyrénées-Orientales. Hier wird nicht provenzalisch (languedocisch), sondern katalanisch gesprochen, jenes romanische Idiom, das an der spanischen Ostküste von den Pyrenäen bis Valencia herrscht.

Wir haben uns einst, etwas leichthin, die Meinung gebildet, der eigentliche Sitz des Katalanischen sei eben dieser Roussillon, das alte westgotische Septimanien, und von hier sei der Dialekt zur Zeit der Karlinger mit Kolonisten in die spanische Mark hinübergewandert: es sei ein linguistischer Ableger Galliens auf hispanischem Boden.

Das ist heute nicht mehr aufrechtzuerhalten, und wenn wir hier unsere Ansicht revidieren müssen, so hat der neue

Atlas linguistique de la France dazu den eigentlichen Anlaß gegeben.

Durchgeht man die bisher erschienenen 1400 Karten des Atlas, so sieht man, wie dieser Winkel so gänzlich aus dem Rahmen des südfranzösischen Sprachgebietes herausfällt in Laut, Form und Wortschatz, daß man dieses katalanische Idiom geradezu als einen Fremdkörper empfindet. Das ist kein gewachsener Sprachgrund, wo man ganz plötzlich und unvermittelt vom gallischen y-Gebiet ins u-Gebiet hinübertritt und gleichzeitig jedes vierte oder fünfte Wort des Lexikons unprovenzalischen Stamm oder fremde Ableitung zeigt.

Dieses Katalanisch stammt aus Hispanien, wo es heute allmählich ins Aragonesische übergeht, wie dieses ins Kastilische. Es fügt sich auf das Natürlichste in die Gruppe der spanischen Idiome längs der Pyrenäen ein. Mit Spaniern aus dem spanischen Osten muß es einst über die Pyrenäen gekommen sein, über die Völkerstraße der Cerdagne. Diese Spanier haben hier altlanguedocisches Land in Besitz genommen. Wann mag das geschehen sein? Zur Zeit als die Sarazenen Spanien eroberten und die Spanier in die nördlichen Berge drängten? Ich glaube es nicht, denn durch die Cerdagne sind auch die Sarazenen gekommen und haben ganz Septimanien genommen. Die katalanische Besiedelung hängt wohl eher zusammen mit der geschichtlichen Entwicklung der Grafschaft Barcelona, der alten Marca hispanica. Zur Begründung dieser Grafschaft durch die fränkischen Herrscher hatte der Kampf gegen die Sarazenen geführt: die Grafschaft blieb ein französischer Vasallenstaat, und der Roussillon, der durch Cerdagne und Col de Perthus so bequem mit ihr verbunden war,

fiel ihr schon in früher Zeit zu. Im 12. Jahrhundert machte sich der Graf von Barcelona (als König von Aragonien) unabhängig von Frankreich, und nun blieb der Roussillon durch volle fünf Jahrhunderte hindurch (bis zum pyrenäischen Frieden) politisch von Frankreich getrennt. Da er auch eine eigene Diözese (Elne) bildete, so war all die Zeit über seine wirtschaftliche Ablösung von Frankreich vollständig, so vollständig, daß noch in der Gegenwart eine scharfe Sprachgrenze unten in der Ebene katalanische von languedocischen Ortschaften trennt.

In den langen Jahrhunderten von der Begründung der Grafschaft Barcelona bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts ist dieser Winkel languedocischer Erde völlig katalanisiert worden. Die Neuordnung der territorialen Verhältnisse, zu welcher der Kampf gegen die Sarazenen Veranlassung gegeben hatte, war die Ursache; die Cerdagne und die alte via romana über den Col de Perthus war die Straße dieser sprachlichen Verschiebung nach Norden.

Näheres und Bestimmtes über die politischen, kirchlichen und wirtschaftlichen Faktoren dieser Verschiebung muß uns die Geschichte lehren.[1])

Die summarische Sprachbetrachtung dieses Roussillon bestätigt uns, wie in der Ebene zwei benachbarte Ortschaften die, eine bequeme Landstraße verbindet, durch eine scharfe Sprachgrenze geschieden sein können, während ein unwirtlicher Gebirgskamm keine Sprachscheide zu bilden braucht. Solches ist auch anderswo beobachtet

[1]) Inzwischen hat die historische Arbeit bereits eingesetzt; vgl. B. Schädel im ersten Heft der Revue de dialectologie romane und auch dessen „Bericht über die katalan. Philologie" in Vollmöllers Jahresbericht IX.

worden, neulich von Schädel im Zentralmassiv der Pyrenäen an den Quellen der Garonne: dort dringt das Gascognische über den Pyrenäenkamm, der das Val d'Aran umgrenzt, in katalanische Hochtäler hinüber (Romania, XXXVII, 155). Und wie oft sehen wir das in den Alpen, z. B. in der Schweiz, wo deutsche und romanische Dialekte sich über die Kämme des Hochgebirges schieben. Manches Hochgebirgstal ist, wie man weiß, von der Ebene herauf, dem durch Schluchten fließenden Gebirgsbach entlang, schwerer zugänglich, als von oben herunter, über den Gebirgskamm. Viele dieser Hochtäler sind über den Kamm herüber besiedelt worden — das Formazzatal von Norden, die Val di Lei von Süden — und die Alpwirtschaft, die hüben und drüben in gleicher Weise betrieben wird, verbindet sie untereinander wirtschaftlich und scheidet sie von den Bewohnern der Talebene und ihrer Sprache.

Die Kultur- und Sprachgeschichte der Alpen und der Pyrenäen zeigt manche Parallele. Auch in den Pyrenäentälern sehen wir, nördlich und südlich, kleine unabhängige Staatswesen sich bilden, sogenannte Paßstaaten. Sie sind längst bis auf die Republik Andorra wieder verschwunden. Sie vermochten sich nicht wie die Schweiz zusammenzuschließen und zu halten. Es fehlte ihnen jener zentrale Lebensnerv einer Heerstraße von der Bedeutung des Gotthardt. Es entstand keine pyrenäische Schweiz, sondern nur ein Andorra.

Über die sprachliche Bedeutung der alten Pyrenäenübergänge von Oloron nach Jaca und von Dax über Roncevaux nach Pamplona liegen wohl noch keine Beobachtungen vor. Wie man die Linguistik eines Passes behandelt, hat Gauchat vor zwei Jahren in seiner Arbeit über die Sprachgeschichte eines Alpenüberganges (Furka—

Oberalp) im Archiv für das Studium der neuern Sprachen (CXVII, 345) gezeigt.

Das frappanteste Beispiel dafür, daß ein Hochgebirgskamm keine Sprachscheide ist, zeigen die Westalpen, die Frankreich von Italien trennen, vom Monte Rosa bis zum Col di Tenda. Auf der ganzen Linie haben wir heute in den Hochtälern des italienischen Ostabhanges provenzalische und frankoprovenzalische Mundarten. Das ganze Quellgebiet des Po und seiner Zuflüsse gehört sprachlich nicht zum Piemontischen, sondern zum gallischen Westen: der nördliche Teil zum frankoprovenzalischen, der südliche zum provenzalischen. Die Grenze bildet der alte Mons Materna, der heutige Mont Genèvre mit jenem Alpenübergang von Briançon herüber längs der Dora Riparia, den schon Hannibal benutzte. Nördlich davon sind die Täler der Dora Baltea (Aosta), des Orco, der (nördlichen) Stura frankoprovenzalisch. Die Täler der Dora Riparia sind teils frankoprovenzalisch, teils provenzalisch, und von ihr ab bis südlich zum Col di Tenda ist alles provenzalisch (die Täler von: Chisone, Po, Varaita, Maira, Grana, Stura (merid.), Gesso und Vermenagna mit dem Hauptorte Limone).[1])

Die Siedlungsgeschichte dieser Täler ist nicht näher bekannt. Aus der römischen Geschichte wissen wir, daß zwei Hauptübergänge — Militärstraßen — über diese Alpen bestanden:

---

[1]) Gilliéron hat das Terrain dieser südlichen Pozuflüsse leider bei seinen Aufnahmen übergangen, obwohl hier Tausende provenzalisch sprechender Menschen leben, die Waldenser ungerechnet, von denen gleich nachher ein Wort. Die ligurischen Alpen, vom Col di Tenda bis zum Meer, sind sprachlich ligurisch. Das Provenzalische ist an der Corniche nicht über Menton hinausgedrungen; Ventimiglia ist schon ligurisch.

in den grajischen Alpen über den kleinen Sankt Bernhard, von Aosta nach der Tarentaise und nach Vienne an der Rhone (das heute frankoprovenzalisch ist);

in den cottischen Alpen über den Mont Genèvre von Susa nach Briançon und Valence an der Rhone (das heute provenzalisch ist).

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die aus Frankreich herüberreichenden Sprachzungen nicht auf das Gebiet dieser beiden Paßwege beschränkt sind, daß ihr Vorhandensein also wohl nicht durch diese beiden Straßen geschaffen worden ist. Auch sollte man dann viel eher ein Hinüberdringen italischer Sprachen, als ein Herüberdringen der gallischen erwarten. Die heutige Sprachkarte dieser Westalpen sieht vielmehr so aus, daß wir auf eine alte ethnische Basis schließen müssen.

Die Volksstämme, welche die Römer hier vorfanden, wohnten jeder zu beiden Seiten des Alpenkammes. Ihre Siedelungen waren à cheval über der Wasserscheide des Po und der Rhone.[1]) Auf solchen Siedelungsverhältnissen beruht die heutige sprachliche Topographie der Westalpen, die somit alt ist und nicht etwa auf spätere Einwanderung zurückgeht. Im Mittelalter eingewandert sind nur die Waldenser aus dem provenzalischen Dauphiné herüber; sie flüchteten hierher in die Mitte ihrer transalpinen Sprachgenossen.

[1]) Für Susa und Briançon wissen wir das sicher durch Ptolemäus (die Segusiani; vgl. Desjardins, Géographie hist. et administrative de la Gaule romaine Paris 1885, III, 320). Susas Sprache war wohl ursprünglich provenzalisch oder auch frankoprovenzalisch (durch den Verkehr über den Mont-Cenis), der im Altertum wenig begangen war, im Mittelalter aber früh in Aufnahme kam.

Die Verwaltungseinrichtungen, die unter Augustus von den Römern in den Westalpen geschaffen wurden, entsprachen offenbar diesen Siedelungsverhältnissen. Zum Schutze der Pässe wurden drei besondere alpine provinciae gebildet, die rittlings über dem Alpenkamm und ihren Pässen lagen. So faßte die römische Verwaltung die gallische und die italienische Seite der Westalpen zu einheitlichen Bezirken, zu Paßprovinzen zusammen, und diese Paßprovinzen werden schon in römischer Zeit zu Gallien gerechnet (Desjardins, Géogr. III, 306ff.).

Also schon die römische Administration läßt diese Paßprovinzen dahin gravitieren, wohin ihr Gebiet noch heute sprachlich gravitiert: nach Westen.

Und so auch in lombardisch-fränkischer Zeit. Die Lombarden traten die beiden Paßköpfe Susa und Aosta, nach Fredegars Zeugnis, an Frankreich ab.[1] Auch kirchlich gehörten sie beide zum fränkischen Westen, beide zum Erzbistum Vienna oder, wie es damals hieß, zur Provincia Viennensis.

Auf dieser alten und starken Basis ruhen die heutigen Sprachverhältnisse, die natürlich durch die Entwickelung der neuern Zeit ins Wanken geraten und labil geworden sind. Piemontisch und Italienisch dringen vor. Die Bergbewohner sind heute polyglott.

Wir kennen diese romanische Westalpensprache sehr wenig; besser den frankoprovenzalischen Norden als den provenzalischen Süden, dessen Durchforschung noch kaum in Angriff genommen ist. Das Thema der Waldenser hat bisher mehr angezogen. Und doch wäre die lautliche und

[1]) Vgl. A. Longnon, Géographie de la Gaule au VIe siècle, Paris 1878, S. 432.

namentlich die lexikologische Durchforschung dieser Alpensprache vom Col di Tenda bis zum Monte Rosa eine lohnende Aufgabe. Fände sich zunächst nur jemand, der das Material des Gilliéronschen Atlasses in den vergessenen provenzalischen Tälern südlich der Waldenser Gemeinden abfragte. Schon das könnte auf die alten Siedelungsverhältnisse neues Licht werfen. —

Wie oft ist es auf romanischem Gebiet der Mundartenforschung gelungen, Vorgänge, von denen die geschichtliche Überlieferung uns keine Kunde erhalten hat, aufzuklären. Man denke an Salvionis genaue Bestimmung der Heimat der norditalienischen Kolonisten in Sizilien, die aus den Hochtälern der Zuflüsse des Lago Maggiore stammen. Man denke an die schönen Arbeiten über zwei Sprachinseln von J. Passy und von P. Vouga.

Vouga zeigt, wie ein Juratal, das Val de Travers im Kanton Neuenburg, sprachlich aus dem frankoprovenzalischen Charakter der alten Grafschaft Neuenburg herausfällt und auf eine Besiedelung durch Bauern des französischen Hochburgund hinweist. Diese linguistische Erkenntnis dient als Glied für die lückenhafte Geschichte des Traverstales. Von der Abtei Ste-Claude aus scheint die Besiedelung gegen das Jahr 1000 ausgegangen zu sein. eine Benediktiner Abtei bildete das Zentrum der Vallis transversa. Diese kirchliche Zugehörigkeit hat den Dialekt der Talschaft begründet und durch die Jahrhunderte erhalten.

Die Bewohner des Ossau-Tales in den Basses-Pyré-

---

[1]) Jean Passy, L'origine des Ossalois, Paris 1904; P. Vouga, Essai sur l'origine des habitants du Val de Travers, Halle a. S., 1906.

nées, wo der Kurort Eaux-Bonnes liegt, sprechen eine Mundart, die von den Patois ihrer Nachbarn stark abweicht. Die Ossalois treiben ihre Viehherden für die Frühjahrsmonate (März bis Anfang Juni) talabwärts auf ein weites Heideland, nordwestlich von Pau, ein Heideland, das 50 und mehr Kilometer von ihren Bergdörfern entfernt ist und auf welches sie uralte, wenn auch unverbriefte Eigentumsrechte geltend machen und endlich auch zugestanden erhielten.

Auf diese Verhältnisse, deren Ursprünge sich im Dunkel der lokalen Prähistorie verlieren, hat Passy das Licht der Patoisforschung fallen lassen: Die Ossalois sind nicht ursprüngliche Bergbewohner. Sie stammen aus der Nähe von Pau, aus der bearnischen Ebene, in der heute ihr Weideland liegt und deren Mundart sie reden. Und indem sich so die linguistischen zu den sprachhistorischen Zeugnissen gesellen, kann der Beweis erbracht werden, daß diese Ossalois im 10. Jahrhundert vor der Normanneninvasion in dieses von ältern Bewohnern — von welchen megalithische Denkmäler Zeugnis ablegen — verlassene Bergtal eingewandert sind. Dabei erklärt sich die Erhaltung ihres Sonderdialekts zum Teil dadurch, daß sie alljährlich für Monate in ihre alte Heimat hinuntersteigen, wo sie bei den Bauern der Umgegend wohnen. Hier wirkt die periodische Hirtenwanderung konservierend.

Zumeist wirken die Hirtenwanderungen im entgegengesetzten Sinne und fördern die Sprachmischung. Indem z. B. auf Sardinien die Hirten der wilden Nuoroberge im Winter ihre Herden in die sonnige kampidanische Ebene hinuntertreiben, nehmen sie kampidanische Wörter auf und bringen sie zurück in ihre logudorische Heimat.

So ist unzweifelhaft das Eindringen des Gascognischen in die Pyrenäentäler dadurch gefördert worden, daß auch aus diesen Tälern die Viehherden zur Überwinterung in die Heiden der „Landes“ hinuntergetrieben werden oder während Jahrhunderten getrieben worden sind — weithin, zweihundert Kilometer weit, bis in die Nähe von Bordeaux.

Überall finden solche Wanderungen statt, sei es von Hirten — man denke an Mistrals Schilderungen im vierten Gesange der Mirèio — sei es von ländlichen Saisonarbeitern. Es würde der Mühe wert sein, sie übersichtlich für romanisches Land zusammenzustellen, um ein Bild des sprachlichen Charakters dieser periodischen Emigration zu bekommen. Daß Densusianu in seiner neulichen Arbeit zu phantasievoll vorgegangen ist, darf den Forscher nicht abschrecken, der auf dem Boden der Tatsache bleiben will.

Passy hat in seiner Studie das Material der Orts- und Flurnamen gar nicht benutzt, und Bouga hat es kaum benutzen können. Doch ist es im höchsten Grade wünschenswert, daß eine Mundartenmonographie nicht nur dieses, sondern das gesamte Namenmaterial in den Kreis der Darstellung ziehe: Orts-, Flur-, Fluß-, Personen-, Familien-, Heiligennamen. Heute verlangen wir von einer Patoisarbeit, daß sie tief in der Lokalgeschichte verankert sei. Die Sprache eines Gemeinwesens ist ja nur eine der mannigfachen Formen seines Lebens, das subtilste Zeugnis seiner Kultur und von den übrigen Lebensäußerungen nicht zu trennen. Die Zeiten sollen vorüber sein, da ein Philologe einfach die Lautlehre einer Mundart schrieb, als wäre diese Mundart vom Himmel gefallen. Aber auch der Lokalgeschichtsforscher sollte an der lokalen Sprache nicht

achtlos vorübergehen. Er sollte uns neben Textproben des örtlichen Dialekts vor allem auch das Namenmaterial geben. Und für den Historiker wie für den Geographen muß dabei gelten, daß zu jedem Namen die ortsübliche mundartliche Form verzeichnet werde.

Das ist von kapitaler Bedeutung, wie die Forschung Murets über die sogenannten -ingen-Orte in der Schweiz und Ostfrankreich zeigen.[1]) Die Siedelungsgeschichte ist bei diesem neuen Resultat stark engagiert, da der germanische Anteil an diesen angeblichen -ingen-Orten im Licht der Patoisforschung sich erheblich reduziert. Das Schriftkleid des Namens verhüllt seine wahre Gestalt und Geschichte und führt den Forscher irre.[2]) Und zum Ortsnamen soll immer auch der davon abgeleitete Bewohnername — auch für die Nachbarorte — gegeben werden: über diese ethnischen Derivate sind wir noch sehr schlecht unterrichtet, und die schriftsprachlichen Formen zeigen oft abenteuerliche Latinisierungen. Auch die ethologischen Spottnamen dürfen nicht fehlen.

Und die Flurnamen nicht! Ihre Schar bietet die genauesten Zeugnisse für die alten Siedelungsvorgänge, für alte Sprachgrenzen. Die Flurnamen haben oft genug eine ganz andere Geschichte als der einzelne Ortsname, zu dem sie gehören. Der Ortsname stammt vom Herrn, der ein Fremder sein kann; die Flurnamen von der ansässigen arbeitenden Bevölkerung. Und während der Orts-

[1]) In Romania XXXVII, 1ff. und Mélanges Saussure, Paris 1908, 269ff.

[2]) Zuletzt hat von solchen irreführenden offiziellen Graphien gehandelt J. Ronjat in La Montagne, revue mensuelle du Club alpin français IV (1908), 354ff.

name die Jahrtausende überdauert, wechselt die Flurnamengebung. Wie groß ist der Anteil des Keltischen an den heutigen Ortsnamen Frankreichs — die Flurnamen aber haben nichts Keltisches mehr. Ich habe geglaubt, für die Schweiz feststellen zu können, daß ein fremdsprachlicher Flurname nicht mehr als ein Jahrtausend weiterlebt (Deutsche und Romanen in der Schweiz, Zürich 1901, 15ff.).[1] —

Wenn in neuerer Zeit die romanische Linguistik überhaupt eine Richtung auf die Historie genommen hat, so ist daran besonders die Mundartenforschung beteiligt. Gewiß ist in der Verbindung von Linguistik und Historie die indogermanische Sprachforschung längst vorausgegangen. Sie hat die Prähistorie der Völker aufzuhellen, ihre Urheimat, ihre Wanderung, ihren gemeinsamen, ihren differenzierten Kulturbesitz zu bestimmen versucht: Sprachvergleichung und Urgeschichte. Bei uns hat zuerst Schuchardt diesen Weg betreten. Später kamen mit Gauchat die Patoisforscher, denen heute das wundervolle Arbeitsinstrument des französischen Sprachatlasses zur Verfügung steht. Gauchat kam von der Frage der Sprachgrenze her, auf deren Behandlung uns der Vorgang der Germanisten hingewiesen hat, was dankbar anerkannt werden soll.

In seiner Arbeit über Mundartengrenzen in der Suisse romande (Archiv f. d. Stud. d. neueren Sprachen, CXI, 365ff.) hat Gauchat wiederholt zwischen zwei Ortschaften, die durch einen bequemen Weg verbunden sind, brüske Dialektübergänge festgestellt: nicht vereinzelte Unterschiede trennen solche Orte, sondern eine ganze Gruppe phone-

[1]) [Abgedruckt: Aus Dichtung und Sprache der Romanen II, 1911 S. 220 ff.]

tischer, flexivischer und lexikologischer Differenzen fallen auf dieser einen Stelle zusammen. Mit anderen Worten: es liegt eine Dialektgrenzstrecke vor, die durch eine Verkehrshemmung, eine Verkehrsgrenze, bedingt sein muß. Diese Verkehrshemmung ist heute meist geschwunden; der Linguist muß in der Ortsgeschichte nach ihr forschen. Er hat gleichsam nach einem alten wirtschaftlichen Limes zu graben. Der stellt sich dann meist als eine alte politisch-kirchliche Grenze heraus.

Gauchat ist geneigt, der politischen Grenze dabei größere Wichtigkeit beizulegen als der kirchlichen. Wie Schuchardt glaube ich (Archiv, CXV, 462), daß der geistliche Sprengel hier viel mehr bedeutet als das Machtgebiet weltlicher Herrscher, schon deshalb, weil er konstanter und weil damit sein wirtschaftliches Band um so viel wirksamer war.

Dafür mag hier zum Schluß ein Beispiel von grundsätzlicher Bedeutung gegeben werden, das noch etwas weiter führen soll.

Vor dreißig Jahren hat Ascoli in Frankreichs Osten ein Dialektgebiet ausgeschieden, das Merkmale des Provenzalischen mit solchen des Französischen verbindet: das Frankoprovenzalische, das seinen Schwerpunkt an der mittleren Rhone hat.

Man kann dieses Dialektgebiet peripherisch verschieden abgrenzen, je nach dem Merkmale, das man wählt. Wählt man das Schicksal des lateinischen A, des betonten und des unbetonten, das im Provenzalischen immer A bleibt, im Französischen immer umgelautet wird (zu ie, e, i), während im Frankoprovenzalischen der Umlaut nur nach Palatal eintritt:

CANTARE > chanta, aber LAXARE > laissi

BONA > bona, aber SICCA > setsi[1]),

so erstreckt sich das frankoprovenzalische Gebiet von (nördlich) Louhans (Saône-et-Loire) bis südlich nach Saint-Vallier (an der Rhone) und Grenoble; und (westlich) vom Forez am Tal der oberen Loire bis östlich zur oberen Rhone (im schweizerischen Kanton Wallis).[2]) Das Zentrum liegt also, im lokalen Ausmaß, an der mittleren Rhone, und nach der Dichtigkeit der Bevölkerung — nach der Bevölkerungsschwere — liegt es im Bereiche der Städte Lyon und Vienne.

Ascoli hat nicht nach den historischen Gründen für diese Dialektbildung gesucht, die im wesentlichen durchaus französisch und nur in einigen — freilich charakteristischen — Merkmalen provenzalisch ist. Aber Ed. Böhmer hat gleich bemerkt, daß das frankoprovenzalische Dialektgebiet dem alten burgundischen Königreich entspreche, jenem Reiche, das nach dem Tode Ludwigs des Deutschen, mit Boso, aus dem Arelat sich zu entwickeln begann und unter Bosos Nachfolgern sich nördlich über Lyon, die Franche-Comté und die Schweiz ausdehnte und dann 1033 für drei Jahrhunderte an das deutsche Kaiserreich fiel.

Böhmers Bemerkung ist von anderen aufgenommen,

---

[1]) Die Isophonen von á und a fallen natürlich nicht genau zusammen; der Forez z. B. hat zwar Á > á bewahrt, aber unbet. A zu e, i palatalisiert, vgl. Romania, XXII, 1ff.

[2]) Die Umgrenzung des Frankoprovenzalischen, welche die Karte des 1. Bandes des Grundrisses der roman. Philologie gibt, ist anfechtbar: sie reicht viel zu weit nach Norden, etwas zu weit nach Süden (vgl. Devaux, Essai sur la langue vulgaire du Dauphiné septentrional, 1892, S. 124) und erreicht westlich Loire und Forez nicht.

doch nicht im Detail geprüft worden. Die von ihm angezogene Koinzidenz der sprachlichen und politischen Gebiete ist wohl bemerkenswert — aber sie versagt in einem ganz wesentlichen Punkte:

Eine volle Hälfte des politischen Verbandes des burgundischen Reiches fällt aus der linguistischen Umgrenzung heraus, nämlich der ganze arelatische Süden sowie der transjuranische Norden.[1]) So bleibt vom burgundischen Reich nur die Burgundia cisjurana und das dahinter liegende Bergland der Schweiz als das Gebiet übrig, das als frankoprovenzalisch angesprochen werden kann.

Also der königlich burgundische Rock ist viel zu weit! Und ist überhaupt anzunehmen, daß eine Länderverbindung, die sich ums Jahr 900, 900 Jahre nach der römischen Eroberung, gebildet hat, einen solchen dialektischen Keil zwischen Französisch und Provenzalisch zu treiben, solche konstitutive sprachgeschichtliche Faktoren zu schaffen vermochte, wie sie beim Frankoprovenzalischen im Spiele sind? Ich kann es nicht glauben.

Der politische Verband des Königreichs Burgund mag — während seiner vier Jahrhunderte — mancherlei linguistische Tendenzen begünstigt oder gehemmt haben: ein eigentlich neues Dialektgebiet von dieser Bedeutung zu schaffen, war er sicherlich nicht imstande.

Vergleicht man die frankoprovenzalische Sprachgruppe (die Isophonen der beiden a) statt mit dem weiten politischen Gebiet des burgundischen Königreiches, mit den

---

[1]) Das heutige Departement Haute-Saône liegt ganz außerhalb des Frankoprovenzalischen und von den Departementen Jura und Doubs gehören nur schmale Streifen dazu.

kirchlichen Grenzen seines mittleren Gebiets, vor allem mit den Grenzen der Diözesen von Lyon und Vienne, so findet man eine Übereinstimmung, die geradezu eine Offenbarung darstellt.

Das Frankoprovenzalische ist der Dialekt der alten Bistümer Lyon und Vienne; deren Grenzen sind auch seine Grenzen im Norden, Westen und Süden. Das deckt sich beinahe vollständig. Besonders charakteristisch ist, daß das obere Loiretal mit der Landschaft Forez immer zum Bistum Lyon gehört hat.

Von diesen beiden Bistümern verbreitete sich die Mundart östlich ins Gebirge hinein, ins bergige Hinterland, nach den Bischofsbezirken der Savoyeralpen bis hinüber ins Quellgebiet des Po[1]) und nördlich nach der Schweiz, in die Bistümer Sion (Civitas Vallensium) und Lausanne (Civitas Aventica). Auch hier ist höchst bezeichnend, daß der Berner Jura, der nicht mehr zum Bistum Lausanne, sondern zu den Bistümern Basel und Besançon gehörte, heute auch nicht zum frankoprovenzalischen Sprachgebiet zählt, sondern zum französischen.

Nein, das Frankoprovenzalische ist nicht die Sprache eines Königreiches, sondern eine Bistumssprache, und ohne daß ich das jetzt mehr ins Detail verfolgen kann, füge ich hinzu:

Wie ein Bistum den großen Sprachverband darstellt, so zerfällt es selbst in kleinere Sprachverbände, die sich um die einzelnen Parochialkirchen des Bistums gruppieren und also den kleineren kirchlichen Verbänden, den Kirchgemein-

---

[1]) Die Bistümer (civitates) Augustana, Tarentasia und Maurienna.

den, entsprechen. Auch innerhalb des Bistums bestimmt die kirchliche Zugehörigkeit, die Kirchgemeinde, die lokale Mundart.

Die Mundart ist tatsächlich eine Kirchturmssprache.

Es fehlt noch an Detailuntersuchungen in dieser Richtung auf romanischem Boden. Neulich hat für die schweizerdeutsche Mundart des Appenzellerlandes Vetsch den geschichtlichen Zusammenhang zwischen Dialektgrenze und kirchlichem Sprengel in schlagender Weise aufgedeckt (Die Vokale der Stammsilben in den Appenzeller Mundarten, Frauenfeld 1907).

Dieses Frankoprovenzalische ist bisher wesentlich auf lautliche Merkmale hin charakterisiert worden, zu denen bekanntlich auch tiefgreifende Akzentverschiebungen gehören. Der zukünftige Darsteller wird, da nun der Atlas linguistique vorliegt, es auch wortgeschichtlich zu charakterisieren haben: die Blätter des Atlas überraschen durch die Fülle eigener Wörter, welche dieser östliche Sprachwinkel bietet. Er offenbart sich auch wortgeschichtlich als kraftvolles Sprachzentrum.

Verfolgen wir das fränkische Bistum in die römische Zeit zurück.

Die fränkische Verwaltung nennt das Bistum civitas und zeigt schon dadurch den geschichtlichen Zusammenhang ihrer bischöflichen Bezirke mit den alten römischen Verwaltungsbezirken an. Die christliche Kirche hat die territoriale Einteilung, welche die römische Verwaltung in Gallien geschaffen, übernommen. Sie hat diese Einteilung durch die Stürme der Völkerwanderung bis zur Revolution getragen.

Das ist der springende Punkt.

Inmitten der wilden Kämpfe der Merovinger- und Karlingerzeit, da die weltlichen Herrn fortwährend wechselten und die politischen Machtverhältnisse sich fortwährend verschoben, blieb die kirchliche Einteilung unerschüttert, auf römischem Untergrund, ein Fels Petri inmitten des brandenden Meeres.

Um diesen Fels gruppierte sich die Sprache und nicht um die wankenden Dünen der politischen Grenzen.

Wenn wir also Dialektgrenzen verfolgen, so kommen wir durch die kirchlichen Sprengel hindurch hinauf zu den römischen Verwaltungsbezirken Galliens, den civitates. Das alte Rom spricht in Gallien noch heute zu uns, nicht nur aus der romanischen Sprache überhaupt, sondern auch aus der sprachlichen Teilung des Landes. Jedenfalls wird, wer künftig von Dialektgrenzen handelt, immer die kirchlichen Civitatesgrenzen zu untersuchen haben.

Von diesem Standpunkte aus die Geschichte der frankoprovenzalischen Mundarten schreiben, heißt ein Stück Kulturgeschichte der alten Civitates Lugdunensis und Viennensis schreiben. —

Und nun noch eine letzte Überlegung.

Ich habe schon früher darauf hingewiesen (z. B. im Archiv CXV, 461), daß die Isophonen, welche alten galloromanischen Lautwandel darstellen, westöstlich verlaufen[1]); so z. B. die Grenzlinien der Sonorisierung der

[1]) Man vergleiche dazu die nordsüdliche Gliederung Spaniens, die verhältnismäßig ganz wenig differenziert ist, und die komplizierte Gliederung Italiens, die uralt ist und die stärkste Differenzierung aufweist. Die Gliederung Spaniens folgt den Bahnen der Reconquista; die Italiens beruht auf den alten eth-

intervokalen Tenus P (SAPERE > prov. saber, franz. savoir), T (MUTARE > prov. mudar, franz. muer), K (SECURU > prov. segur, franz. seür, sûr) und des Umlauts von lat. A zu e.

In dieser Regelmäßigkeit liegt ein deutliches Zeichen für den Verlauf des Romanisierungsprozesses des Landes, und es gilt, dieses Zeichen zu interpretieren.

Dabei verlaufen diese Isophonen in sehr charakteristischer Weise von der Gironde ab nach Norden ausbiegend bis über Limoges hinaus, senken sich dann im weiteren Verlaufe durch das Zentralmassiv nach Süden, um die Rhone in der Nähe von Valence zu kreuzen. Sie steigen also nördlich bis in die Departemente Vienne, Indre, Allier, um dann unter dem frankoprovenzalischen Gebiet hindurch das Hochgebirge zu erreichen. Sie machen diese zwei charakteristischen Ausbiegungen über Limoges hinauf und unter dem Frankoprovenzalischen der Bistümer Lyon und Vienne durch.

Was südlich dieser Isophonen liegt, heißen wir heute Provenzalisch. Die topographischen Verhältnisse machen es offenbar, daß die Romanisierung dieses südlichen Landesteiles von der Gallia Narbonensis ausgegangen ist und zwar durch das Bassin der Garonne und der Dordogne.[1])

---

nischen Substraten. So zeigen die drei Hauptgebiete der Romania eine sehr verschiedene mundartliche Struktur und geben der Forschung verschiedene Probleme auf.

[1]) Dieses Garonne-Gebiet war wesentlich aquitanisches, iberisches Land; südlich von der Garonne war es, nach Cäsar, völlig aquitanisch. Dort finden wir heute noch, wie Tappolet gezeigt hat (vgl. Archiv CXV, 461), eine Sprachgrenze, die in einem Bogen von 300 Kilometern den Lauf des Adour umschließt: die

Rhoneaufwärts stieß bei Valence die Provenzalisierung wider die Sprachmauer, welche Lyon—Vienne gezogen hatte. Hier hat Lyon, die mächtige, blühende, römische Kolonie entscheidend in die Sprachgestaltung Frankreichs eingegriffen.

Aber noch mehr: Lyon ist zum förmlichen sprachlichen Schicksal für Gallien geworden.

Warum macht das Provenzalische weiter an jenem Bogen über dem Limousin halt? Weil nördlich davon in dem nämlichen Bogen die römische Straße dahinzog, die von Lugdunum nach Burdigala führte über Augustodunum, Avaricum (Bourges), Limonum (Poitiers), Mediolanum Santonum (Saintes).[1]

Die an dieser Hauptverkehrsader liegenden civitates romanisierte Lyon.[2] Das Bassin der Loire wurde von Lyon aus sprachlich erobert; ebenso wie das Tal der Saône und der Seine mit ihren Zuflüssen.

Nördlich von der Seine beginnt ein anderer Sprach-

---

eigentlich gascognische Ecke Frankreichs. Sie ist vom Norden abgeschnürt worden durch die via romana, welche der Garonne südlich entlang lief und vom Westen her eine Mauer provenzalischen Sprachtums schuf.

[1]) Vgl. das Itinerarium Antonini bei Desjardins, Géographie etc. IV, 36ff.

[2]) Lyon-Vienne trug seine Mundart auch in die Orte längs der nach Osten über den kleinen St. Bernhard führenden Straße Vienne-Tarentaise-Aosta und schuf damit auch hier eine Grenze für das von Süden kommende Provenzalisch. Die oben genannten vier Isophonen verlaufen südlich davon. Die Straße Valence-Gap-Briançon-Susa (über den Mont Genèvre) ist provenzalisch.

typus. Deutlich tritt auch er aus den Wortzonen des Atlas Gilliéron uns entgegen. Es muß hier im Norden ein weiteres Romanisierungszentrum gegeben haben, dem noch nachzuspüren ist. Sollte es Trier, die Hauptstadt der Belgica sein?

Wem fällt hier nicht Caesars Wort ein, demzufolge Gallien im weiteren Sinne in drei ethnische Fraktionen zerfiel: die Aquitanier, die Kelten und die Belger: Hi omnes lingua, institutis, legibus inter se differunt. Die Aquitani saßen zwischen Pyrenäen und Garonne. Die Belgae nördlich von Seine und Marne und zwischen beiden die Celtae. So erschien dem Römer, der von der Höhe seiner Provincia Narbonensis in das zu erobernde Land hinausblickte, diese Gallia omnis dreifach gegliedert: Aquitania, Celtica, Belgium[1]), so daß nach der Eroberung das ganze

---

[1]) Daß die Angaben der Gewährsmänner (Caesar, Plinius, Strabo) über die Grenzen dieser Siedelungsgebiete schwanken, kann hier unberücksichtigt bleiben. Gewiß waren die Grenzen nicht scharf, sondern Aquitani und Belgae erstreckten sich auch in keltisches Land hinüber. — Die Römer haben in ihrer administrativen Dreiteilung des Landes (Aquitania, Celtica (Lugdunensis), Belgica) sich aus politischen Gründen nicht an die alten ethnischen Grenzen gehalten. Ihre Provinz Aquitania ist viel größer, ihre Provinz Celtica (Lugdunensis) viel kleiner als das Gebiet der Aquitani bezw. der Celtae. Auch die Belgica erstreckt sich weiter südlich als das alte Belgium. — Wenn die Belgae auch nicht Germanen waren, sondern zum großen keltischen Verband gehören, so standen sie doch den Germanen näher, waren von ihnen mehr durchsetzt, als die Celtae der Celtica, vgl. Windisch in Gröbers Grundriß I², 383. Der starke germanische Einschlag im nordfranzösischen Wortschatz geht wohl zum Teil auf die germanischen Affinitäten dieser Belgae zurück.

transalpinische Land in vier Provinzen zerfiel: Narbonensis, Aquitania, Lugdunensis (Celtica) und Belgica (nach Ptolemaeus).

Von der Gallia Narbonensis aus, die ethnisch stark gemischt[1]) war, und als deren maßgebendes Element nach den heutigen Anschauungen die Ligurer gelten, wurden die Aquitani und die ihnen benachbarten südlichen Celtae romanisiert. Von Lugdunum aus ging die Romanisierung der ganzen übrigen Celtica und vielleicht von Augusta Treverorum aus die der Belgae vor sich.

Von diesen drei an der Ostgrenze des Landes gelegenen Zentren Narbo, Lugdunum, Aug. Treverorum aus drang die römische Sprache vorwärts in das gallische Land, und alte ostwestliche Isophonen stehen heute noch als sprachgeschichtliche Wegweiser an den Heerstraßen der römischen Kultur.

Man trage auf einer Karte Frankreichs die Isophonen der Palatalisierung des lat. CA ein — nicht nach einem einzelnen Wort, das ja ein Wanderwort sein kann, sondern nach vielen Zeugnissen und besonders nach den Ortsnamen (vgl. Romania XXIV, 529 und Suchiers Karten IV und V im Grundriß) — so ergibt sich im Norden des Landes wie im Süden ein breiter Streifen französischen und provenzalischen Gebietes, der den lateinischen Velarlaut bewahrt hat. Frankreich erscheint in der Behandlung von lat. CA noch heute als divisa in partes tres: der südliche Streifen entspricht der Gallia Narbonensis mit den Aquitani; der nördliche erinnert an die Belgae, das mittlere

[1]) Aus Ligurern, Iberern, Griechen, Kelten usw., vgl. die **Karte** bei Desjardins, Géographie, **II**, 224.

cha-Gebiet ist die alte Celtica mit dem führenden Lugdunum. Die Palatalisierung des CA > cha erscheint somit als ein speziell keltischer Lautwandel.[1]) Was wir heute frankoprovenzalisch nennen, ist der eigentliche Kern des Französischen. Von hier aus rollten die Sprachwellen westlich und nördlich über das Land dahin bis ans Meer oder bis an den sprachlichen Grenzwall des alten Belgium.

Wenn ich mit der hier vorgetragenen Ansicht recht habe, so ist wirklich Lugdunum zum sprachlichen Schicksal Galliens geworden, Lugdunum, diese mächtige civitas, dieses caput Galliarum, das im Zentrum des Hauptstraßennetzes lag, das eine Hauptzollstätte und zudem, durch die ara Romae et Augusti, ein religiöser Mittelpunkt war, in welchem die Zentralverwaltung ihren Sitz hatte und wo sich jährlich das Parlament der drei Provinzen, das concilium Galliae versammelte. Es ist dasselbe Lugdunum, das noch in der Renaissancezeit an geistiger Bedeutung die Residenz Paris überragte. —

Von dem Streben geleitet, die mundartliche Gliederung des heutigen Frankreich geschichtlich zu begreifen, bin ich dazu geführt worden, administrative Einrichtungen der römischen Eroberer auf ihre sprachgeschichtliche Wirksam-

---

[1]) Aber der Wandel von lat. $\bar{U}$ zu y hat solch keltische Eigenart auch vom Standpunkt dieser Sprachgeographie aus keineswegs. Gerade das Frankoprovenzalische hat heute noch vielfach den alten u-Laut bewahrt, nicht nur im schweizerischen Hinterlande, sondern auch im mittelrhonischen Kernland. Man prüfe die Isophonen des Wandels $\bar{U}$ > y an den Karten des Atlas linguistique, und man wird sich leicht überzeugen, daß dieser Wandel kein altes keltisches Erbteil sein kann. Vielleicht bietet sich bald Gelegenheit, das Problem näher zu behandeln (vgl. Archiv CXIX, 402).

keit zu prüfen. Zu einer Zeit, da die Forschung die literarhistorische Bedeutung der alten Römerstraßen (der mittelalterlichen Pilgerstraßen) so nachdrücklich ins Licht setzt, soll hier auch an ihre linguistische Bedeutung erinnert werden: Die viae romanae haben als Sprachwege das weite Land im großen gegliedert; die Einrichtung der civitates hat diese große Gliederung detailliert und dadurch, daß die römische Kirche sie aufnahm, dauernd bestimmt. Viae und civitates romanae haben auf der dreifachen ethnischen Grundlage der Gallia omnis eine mundartliche Gliederung geschaffen, die bis auf den heutigen Tag besteht, obwohl der Einfluß der neuen Hauptstadt Paris seit Jahrhunderten diese Gliederung zu verwischen bestrebt ist.

So hat auch hier, was Rom gebaut, die Jahrtausende überdauert.

Vom Ursprung der provenzalischen Schriftsprache.*

Vor einigen Jahren habe ich in einem Aufsatz sprachgeschichtlichen Inhalts auch das noch ungelöste Problem der ältesten romanischen Literatursprache, der provenzalischen, erwähnt und dabei gesagt: „Man hat das Limousinische als ihre mundartliche Grundlage bezeichnet. Das ist ein Irrtum. Weder der sprachliche Charakter noch die geschichtlichen Zeugnisse berechtigen zu dieser Annahme. Diese Zeugnisse sind neu zu prüfen[1]."

Da seither niemand diese Prüfung vorgenommen hat, mag das hier geschehen.

I.

Die Ansicht, daß die Troubadoursprache die zur Schriftsprache erhobene limousinische[2] Mundart sei, geht zurück auf die Angaben einer Poetik, die unter dem Titel der Razos de trobar überliefert ist, aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts[3] stammt und den katalanischen Troubadour Raimon Vidal aus Besalú zum Verfasser hat. Auf diese Angaben berufen sich mehr als hundert Jahre später die Leys d'Amors. Diese beiden Zeugnisse haben die Auffassung der neueren Forschung bestimmt, die ich

*) [Vortrag in der Preuß. Akademie der Wissenschaften 14. November 1912, gedruckt Sitzungsberichte XLV, S. 1014ff.]

hier durch verschiedene Vertreter zu Wort kommen lassen will.

C. Chabaneau, Grammaire limousine, Paris 1876, S. 2f.: C'était (sc. le Limousin) non seulement la terre classique de la poésie . . . mais encore celle du bon et pur langage. On connaît, à cet égard, le témoignage de Raymond Vidal. Celui des „Leys d'amors", non moins explicite et plus précis, a pour nous plus d'importance. Und fünfzehn Jahre später (Revue des langues romanes XXXV, 380f.): . . le limousin devint de bonne heure la langue littéraire et classique des provinces d'outre-Loire, et, pour employer l'expression d'un savant italien du XVIe siècle, comme le toscan de la France méridionale. Cette primauté du dialecte limousin est formellement reconnue par deux grammairiens du moyen-âge: le catalan Raimon Vidal dans ses „Razos de trobar" et l'auteur toulousain des „Leys d'amors".

Fr. d'Ovidio im Giorn. storico della letteratura italiana II (1883), S. 6 . . „il Vidal si pronunzia recisamente a favore del lemosino come patria della buona lingua".

A. Morel-Fatio in Gröbers Grundriß I (1888), S. 671 (² S. 843): Raimond Vidal von Besalú, der die parladura de lemosi für die edelste und vollkommenste aller okzitanischen Mundarten hielt. . . .

G. Paris, Les origines de la poésie lyrique en France im Journal des Savants 1892 (S. 60 des Separatums): Le Limousin . . .comme on sait le berceau même de la langue littéraire du Midi; — in der Revue historique LIII (1893), S. 229: Ce que Jaufre Rudel appelle „la plana lengua romana" dans laquelle il compose ses vers, c'est

la langue littéraire . . . c'est à dire essentiellement le limousin; und in der posthumen Esquisse hist. de la litt. fr., Paris 1907 heißt es noch bestimmter von Cercamon und Jaufre, daß sie dichteten dans le dialecte, non de leurs pays respectifs, mais du Limousin.

O. Schultz-Gora, Altprovenzalisches Elementarbuch, Heidelberg 1906, S. 9 sagt, daß der Annahme, daß die Schriftsprache aus der Ausgleichung der Mundarten hervorgegangen sei, eine Stelle bei Raimon Vidal entgegenstehe, „der das Limousinische so sehr als mustergültig ansieht, daß er die Sprache des ganzen Südens lemozi nennt. So darf man denn mit größerem Rechte annehmen, daß die Trobadorsprache auf dem Limousinischen beruht . .". In der zweiten Auflage (1911) ist die nämliche Ansicht weniger bestimmt ausgesprochen: „So darf man denn wohl, wenn auch der älteste Trobador, Wilhelm IX., Graf von Poitiers, keine eigentlichen Limousinismen aufzuweisen scheint, mit größerem Rechte annehmen, daß die Trobadorsprache auf dem Limousinischen beruht."

J. Anglade, Les troubadours, Paris 1908, S. 7: C'est dans ce dialecte limousin qu'ont été écrites les premières poésies des troubadours; c'est lui qui s'est imposé aux poètes du XIIe et du XIIIe siècle.

Meyer-Lübke, Die romanischen Sprachen, in der Kultur der Gegenwart, 1909, S. 468: „Soweit die südfranzösische Troubadourdichtung eine gleichmäßige Sprache zeigt, weist sie nach dem Nordwesten, wo die Wiege dieser Dichtung gestanden hat."

A. Counson, La pensée romane, Paris 1911, I S. 228: Ce ne fut ni la Provence ni le Languedoc qui fournit au Midi la langue littéraire; celle-ci se forma dans le Limousin

. . . Le premier troubadour . . . écrit non l'idiome de Poitiers mais le limousin.

H. Stimming, Aus der Geschichte der roman. Philologie, Festrede zur Jahresfeier der Universität Göttingen, 1911, S. 8: „. . . ist bemerkenswert, daß Raimon Vidal ausschließlich die Formen des Dialekts der Landschaft Limousin als für die provenzalische Lyrik zulässig erklärt, d. h. feststellt, daß jener Dialekt sich über die andern erhoben und den Rang einer allgemein anerkannten provenzalischen Literatursprache erlangt hatte."

Diese Äußerungen zeigen indessen nicht nur, wie verbreitet die Meinung vom sprachlichen Primat des Limousin ist — sie bringen in ihrer Form auch die ungleiche Sicherheit der einzelnen Opinanten zum Ausdruck. Neben der Bestimmtheit, mit der z. B. Chabaneau, Counson und Stimming sich aussprechen, steht Schultz-Goras und Meyers mehr zögerndes Urteil, und noch zurückhaltender ist H. Suchier in Gröbers Grundriß I (1888) S. 573, (1904) S. 727: „Es ist noch nicht festgestellt, weshalb R. Vidal das sog. Dreg Proensal (das gebildete schriftgemäße Provenzalisch) vor allem mit der limousinischen Mundart identifizieren möchte, neben welcher er auch die Mundarten von Auvergne, Quercy und Provence will gelten lassen[4]."

II.

Das Zeugnis der Razos, auf das diese Forscher ausdrücklich oder stillschweigend Bezug nehmen, steht in der hübschen Vorrede, in der sich Raimon, der sich anderswo selbst bos trovaires mot avinens nennt, enthusiastisch zur Dichtkunst bekennt:

„Alle Leute, Christen, Juden und Sarazenen, Kaiser,

Prinzen, Könige, Herzöge, Grafen, Vizgrafen, Komture, Ritter, Kleriker, Bürger, Bauern, Geringe und Große richten allzeit ihren Sinn aufs Dichten und Singen, sei es, daß sie Dichter oder daß sie Sachverständige (Kenner) sein wollen, sei es, daß sie vortragen oder zuhören wollen. Und kaum wird man an einem so geheimen oder einsamen Orte sein, daß, wenn Leute da sind, wenige oder viele, man nicht den einen oder den andern oder alle zusammen singen hört, denn sogar für die Hirten des Gebirges ist die höchste Lust das Singen. Und alles Gute oder Böse auf der Welt wird zum Gedächtnis aufbewahrt durch die Dichter, und nimmer wird man ein gutes oder schlimmes Wort finden, das nicht, wenn ein Dichter es in Reime gesetzt hat, immerdar in der Erinnerung fortlebt. Und so sind Dichten und Singen Anregung zu jeglichem kühnen Tun[5]."

Dieses „saber de trobar" will Raimon fördern, und zwar durch eine Zusammenstellung, wie sie bis jetzt nicht vorhanden sei, und er glaubt, daß sein Werk, so unvollkommen es sein möge, jeden, der es recht lese und auch sonst ordentlichen Dichterverstand habe (bon cor de trobar) in den Stand setzen werde, seine Lieder getrost zu bauen.

„Weil ich gesehen und erkannt, daß wenige Menschen die richtige Art zu dichten (la drecha maniera de trobar) kennen oder gekannt haben, will ich dieses Buch schreiben, um zu zeigen, welche von den Dichtern am besten gedichtet haben und welche die besten Vorbilder für die sind, welche die richtige Art zu dichten lernen wollen."

Er will also zeigen, welche Dichter die besten und vorbildlichsten sind.

In dieser Dichtkunst, so heißt es dann weiter bei ihm, haben Dichter und Hörer in gleicher Weise häufig geirrt.

Das habe folgenden Grund: Der nichtsachverständige Hörer stelle sich, als verstände er etwas davon, wenn er einen schönen Liedervortrag höre, und verschmähe es, um nicht als Ignorant zu erscheinen, Fragen zu stellen und sich Belehrung zu verschaffen. Der sachverständige Hörer aber, der scheue sich aus Diskretion, dem schlechten Dichter offen seinen Tadel auszusprechen, und so bleibe denn auch der Dichter bei seinen Fehlern. Wenn es ihm, Raimon, nun auch nicht möglich sein werde, alle Hörer sachverständig und alle Dichter tüchtig zu machen, so schreibe er sein Buch wenigstens für den einen — den besserungsfähigen — Teil. Und nun fährt er wörtlich fort:

„Jeder, der Dichter oder Sachverständiger sein will, muß zunächst wissen, daß keine Ausdrucksweise unserer Sprache[6] echt und richtig ist, außer der von Nordfrankreich und von Limousin und von Provence und von Auvergne und von Querci" (qe neguna parladura non es naturals ni drecha del nostre lengage mais acella de Franza e de Lemozi e[7] de Proenza e d'Alvergna e de Caersin). „Wobei ich euch erkläre", heißt es nun in einer Parenthese, „daß, wenn ich von Limousinisch reden werde, ihr darunter alle diese (estas) Landschaften verstehen sollt und alle ihnen benachbarten und alle die, die zwischen ihnen liegen" (per qe ieu vos dic qe, quant ieu parlarai de Lemosy, qe totas estas terras entendas et totas lor vezinas et totas cellas qe son entre ellas).

Ohne mit einem Wort eine sprachliche Überlegenheit des Limousin gegenüber den andern Landschaften des Südens anzudeuten, erklärt er hier einfach: wenn ich im folgenden von „lemozi" spreche, so meine ich das Land

vom Limousin bis zur Provence sowie was drum und dran hängt (z. B. Perigord) und was dazwischenliegt (z. B. Languedoc). Das heißt doch, wie ein Blick auf die Karte lehrt: ganz Südfrankreich.

Limousinisch, so erklärt er, bedeutet bei mir südfranzösisch. Und wer im weitern seine Gedanken richtig verstehen und wiedergeben will, muß sein „lemozi“ als „südfranzösisch“ fassen und übersetzen, oder er muß nach unserm heutigen Sprachgebrauch dafür einfach „provenzalisch“ sagen, welcher Name für uns nicht mehr bloß die Sprache der Gegend zwischen Rhone und Alpen bezeichnet, sondern die Sprache des ganzen Südens im Gegensatze zum Nordfranzösischen. Wir haben mit dem Worte „provenzalisch“ die nämliche Bedeutungsänderung vorgenommen, die Raimon — erfolglos — mit limousinisch sich erlaubt hat.

Für ganz Südfrankreich, das sich aus so vielen terras zusammensetzt, wählt er, da ein einheitlicher Name nicht, wie für die nördliche Francia, zur Verfügung steht, den Namen Limousin. Über den Grund dieser Wahl äußert er sich nicht.

Er hat also in seiner sprachgeographischen Terminologie zur Bezeichnung Galliens zwei Ausdrücke: Franza für den Norden, Lemozi für den Süden, und die Sprache dieser beiden Gebiete ist für ihn die einzig echte und korrekte: naturals e drecha. Er spricht als Ausländer, als Katalane, der im Frankreich des Südens und des Nordens das Land verehrt, in welchem die literarische Kunst vorbildlich gestaltet worden ist, und das in seiner nördlichen und südlichen Sprache noch den Formenreichtum einer Deklination besaß, den das Ibero-Romanische verloren hatte.

Und von diesem gallischen Lande, das sich aus Franza

und Lemozi zusammensetzt, von diesem ganzen Frankreich sagt er fortfahrend: Et tuit l'ome qe en aquellas terras son nat ni norit an la parladura natural et drecha: Alle Menschen, die in jenen Gebieten geboren und aufgewachsen sind, haben die echte und korrekte Sprechweise, d. h. eben die Nord- und die Südfranzosen. „Wenn aber einer von ihnen", fügt Raimon hinzu, „wegen eines Reimes oder aus einem andern Grunde von der schriftsprachlichen Norm abgewichen ist, so erkennt der, welcher die Schriftsprache studiert hat (qe a la parladura reconeguda), das besser als die Unkundigen. Die glauben gar nicht, daß sie Schlimmes tun, wenn sie die Norm der Schriftsprache verletzen, vielmehr bilden sie sich ein, daß ihre Sprache so sei. Deshalb will ich dieses Buch schreiben, um die Schriftsprache denen zu zeigen, die sie korrekt (drecha) sprechen, und sie diejenigen zu lehren, die sie nicht kennen." Er schreibt also nicht nur für seine Katalanen, sondern auch für die Franzosen des Nordens und des Südens, welche die drecha parladura haben, aber gelegentlich doch Fehler machen.

Und nun, nachdem er bis hierher von Nord- und Südfrankreich als einer ungeschiedenen Einheit sprachlicher Vorbildlichkeit gesprochen, geht er jetzt dazu über, die beiden Reichshälften zu scheiden und jeder zu geben, was ihr nach seiner Meinung zukommt. Er faßt dies in das berühmte Urteil zusammen:

„La parladura francesca val mais et es plus avinenz a far romanz, retronsas et pasturellas, mas cella de Lemosin val mais per far vers et cansons et serventes; et per totas las terras de nostre lengage son de maior autoritat li cantar de la lenga lemosina qe de neguna autra parladura, per q'ieu vos en parlarai primeramen", was

heißt: „Die nordfranzösische Sprache ist tauglicher und passender für epische Dichtung, Pastourellen und Refrainlieder. Die südfranzösische aber ist tauglicher, um Kunstlieder verschiedener Art (vers, cansons) sowie sirventes zu dichten[8], und in allen Gegenden unsrer Sprache haben die Gesänge der südfranzösischen Sprache größeres Ansehen als die irgendeiner andern Sprache; deshalb will ich euch zuerst[9] von ihr reden."

Etwas prinzipieller gefaßt läßt sich Raimons Urteil so wiedergeben:

Das Nordfranzösische paßt mehr für Erzählung und volkstümliche Dichtung. Das Südfranzösische dagegen ist geeigneter für lyrische Kunstdichtung, und die südfranzösische Liederkunst erfreut sich denn auch des größten Ansehens im ganzen romanischen Sprachgebiet[10].

„Deshalb sage ich euch", so schließt nun Raimon seine Vorrede ab, „daß jeder, der Dichter oder Kenner sein will, mit der südfranzösischen Sprache vertraut sein muß (deu aver fort privada la parladura de Lemosin); und dann soll er auch etwas von der Norm des Latein wissen, wenn er ein 'erstklassiger' Dichter oder Kenner sein will, denn die südfranzösische Sprache (tota la parladura de Lemozi) flektiert vollkommen und richtig in Kasus, Numerus und Genus, in Zeiten, Personen und Modi, so wie ihr nun vernehmen könnt, wenn ihr gut zuhört."

Diese Stelle seiner Vorrede, mit welcher Raimon Südfrankreich den Primat einer autoritativen lyrischen Dichtung für das ganze romanische Sprachgebiet (per totas las terras de nostre lengage) zuspricht und für seine katalanisch-aragonesischen Landsleute, deren Sprache einen

starken flexivischen Verfall zeigt, noch hinzufügt, daß die südfranzösische parladura dem Latein in der Flexion näher stehe — wie oft wurde und wird diese Stelle außer dem Zusammenhang zitiert und wiedergegeben, wobei das „lemozi" des Raimon dann unweigerlich als „limousinisch" verstanden wird, während er selbst doch so nachdrücklich erklärt hat, daß er mit „lemozi" das Südfranzösische überhaupt meine!

Indem man also den Sinn dieses berühmten Passus dahin wiedergab, daß der katalanische Dichter Raimon Vidal die limousinische Lyrik als die — in der Romania — maßgebende erklärt und der limousinischen Sprache ausdrücklich — flexivische — Korrektheit zugesprochen habe, mißdeutete man Raimons Zeugnis vollständig und schrieb einer einzelnen südfranzösischen Landschaft literarische und sprachliche Autorität zu, die Raimon in Wirklichkeit dem ganzen südfranzösischen Lande, dem ganzen Lande der Troubadours zugeschrieben hat[11].

Nicht speziell die Dichtung und Sprache des Limousin, sondern Dichtung und Sprache der südfranzösischen Troubadours überhaupt, stellt er seinen katalanischen Landsleuten als vorbildlich hin — übrigens bereit, auch an diesen Troubadours Kritik zu üben, wenn sie Fehler begehen, so daß auch sie, wie er meint, von ihm lernen können.

Seinem Plane gemäß geht er nun nach „der Norm der lateinischen Grammatik" die Redeteile der drecha parladura durch und belegt ihren Gebrauch durch Beispiele und Gegenbeispiele aus den Liederhandschriften (darai vos en semblanz dels trobadors). Mehr als die Hälfte seiner Auseinandersetzung wird der Kasusflexion gewidmet, die für

den Katalanen die große Angelegenheit der drecha parladura ist. R. Vidal belegt den richtigen Kasusgebrauch mit zehn Textstellen, von denen vier aus Giraut de Borneil[12], drei aus Bernart de Ventadorn und je eine aus Bertran de Born, Arnaut de Marueil, Guilhem de St-Didier genommen sind. Verstöße hat er hier nicht zu vermerken.

Also von den fünf Dichtern, die zur Erläuterung der Deklination mit Versen zitiert werden, sind drei oder vier[13] Limousiner, einer ein Auvergner. Die Limousiner liefern acht (bzw. neun) der zehn Beispiele.

Der andere Hauptteil der Raimonschen Poetik behandelt im wesentlichen die sogenannten Doppelformen der Troubadoursprache.[14] Der Verfasser

	lobt die Formen:	und verwirft die Formen:
1	ieu sui	ieu son[15]
	ieu trac usw.	ieu trai (Bernart de Ventadorn zweimal)
	ieu crei usw.	ieu cre } (Bernart zweimal; Giraut; Peirol)
	el cre usw.	el crei }
5	el feric usw. (Peire Vidal)	el feri (Folquet)
	leal usw.	leau
	chanson usw.	chanso[16]
	amics	amis { Bernart zweimal; Peire d'Alvernhe)
	me	mei
10	tener usw.	tenir
	chastic	chastiu

Die letzte dieser elf Formen lehnt er ab als frankoprovenzalisch[17], die drei vorangehenden (amis, mei, tenir) als nordfranzösische Lehnformen. Für seine Bevorzugung

der übrigen sieben Formen von ieu sui bis chanson gibt er keinen Grund an; er erklärt sie einfach für besser (plus drech) bzw. die Konkurrenzformen für mal dich[18], so, wenn er dem Bernart de Ventadorn sechsmal und dem Giraut, Peirol, Folquet, Peire d'Alvernhe je einmal „Sprachfehler" nachweist[19].

Auch im Verlaufe seiner Arbeit bleibt R. Vidal bei seiner Terminologie „lemozi" = „südfranzösisch" (73, 13; 87, 9) und versichert dabei nochmals (86, 16), daß jeder Verständige beobachten und studieren müsse: la parladura de Lemosin e de las terras d'entorn enaissi con vos ai dig. Und nun ist es bemerkenswert, daß die Handschrift C, die am Schluß von B abweicht, in ihren Zusätzen das Südfranzösische nicht mit „lemozi" bezeichnet, sondern „proensal" nennt (87, 8; 29). Dieser Umstand, daß der Verfasser dieser Zusätze — ob er nun ein Italiener war oder nicht — sich von Raimon emanzipiert und dessen Ausdruck „lemozi" durch „proensal" ersetzt, läßt vermuten, daß der Terminus „lemozi" nicht landläufig war, und diese Vermutung wird gleich eine Bestätigung erfahren. —

So ist die Poetik des Raimon Vidal beschaffen, auf welche die Ansicht von der angeblichen Vorbildlichkeit des limousinischen Dialekts sich stützt. Diese Ansicht beruht also auf einer falschen Auslegung der Razos de trobar, auf einem Mißverständnis ihrer Terminologie. Sie ist für Grammatiker und Literarhistoriker zu einer förmlichen Suggestion geworden. Sie hat in ihrer weiteren Ausgestaltung dazu geführt, das Limousinische als die Grundlage der Troubadoursprache zu erklären und ist so eine Stütze jener Lehre geworden, die den Limousin auch als die Wiege der Troubadourkunst, als

das Ursprungsland des Minnesangs, in Anspruch nimmt[20].

III.

Das entscheidende Mißverständnis der Äußerung des Raimon Vidal hat sich schon früh eingestellt.

Die Razos de trobar haben weite Verbreitung und lernbegierige Leser gefunden, nicht nur in der Heimat des Verfassers und in Südfrankreich, sondern auch in Italien. Er wurde eine romanische Autorität. Man übersetzte, bearbeitete, benutzte ihn[21].

Der Pisaner Terramagnino hat ein halbes Jahrhundert nach ihrer Abfassung die Razos in provenzalische Reime gebracht (Romania, VIII, 181ff.). Diese holprige Reimerei beginnt damit, ganz vorbehaltlos das Limousinische als die Sprache zu erklären, die vor allen flektierenden Sprachen gefällig und schön sei (wie Rubin und Gold feiner sei als anderes Gestein und Metall), da das Limousinische eine Kasusflexion besitze:

Tot en aysi con le rubis
Sobre totas peyras es fis
E l'aurs sobrels metails cars,
Sobre totz razonatz parlars
Parladura lemoyzina
Es mays avinentz e fina,
Quar il quays se razona
Con la gramatica bona
Per tots los nombres singulars
E per tots los plurals en ars (?) . . . .

So ist denn schon der erste Interpret der Raimonschen Terminologie, von dem wir Kunde haben, dazu gekommen, das „lemozi“ der Razos mißzuverstehen, und diese Ober-

flächlichkeit stimmt zu dem Mangel an Urteil, den schon sein Herausgeber P. Meyer an dem Versеschmied nachgewiesen hat. Wie wenig ihm der Terminus „lemozi" seines Originals eingegangen ist, zeigt der Umstand, daß er für sich die Troubadoursprache „proensal" nennt und „proensal" dem „frances" entgegenstellt (Rom. VIII, S. 185 und 207).

Mit Besonnenheit und mit eigenem Urteil steht den Razos de trobar der katalanische Benediktinermönch Jofre de Foixá gegenüber, der um 1290 die Lehre des en Ramon Vidal für alle Katalanen zurechtmacht, die zwar nicht Latein können, aber sobtil e clar engyn haben und das saber de trobar lernen möchten. „Regeln des Jofre von Foixá" ist dieses Lehrbuch der Troubadoursprache überschrieben[22].

Vier Gattungssprachen der Minnelyrik kennt dieser Katalane, der wohl am aragonesischen Hofe in Sizilien schreibt und einen Überblick hat, dessen Raimon Vidal entbehrte:

die französische (für Nordfrankreich),

die sizilianische (für Italien, vgl. quidquid poetantur Itali sicilianum vocatur, Dante, De vulg. el. I, 12),

die galizische (für Kastilien und Portugal)

und die provenzalische, welche er nicht „lemosi", sondern „provençal" nennt.

Und nun definiert er dieses Provenzalische als die Sprache de Provença, de Vianes, d'Alveryan e de Limosi et d'altres terres qui llur son de pres, les quals parlen per cas (Rom. IX, 58, § 11).

Man sieht, daß diesem Katalanen, dessen Heimat doch

sehr nahe an der Raimon Vidals liegt, die Terminologie Raimons gar nicht geläufig ist, daß er dessen „lemozi“ durch „provençal“ ersetzt, ohne im übrigen an der sprachlichen Beurteilung des französischen Südens etwas zu ändern[23].

Konnte bei der Bedeutungslosigkeit des Terramagnino und bei der Selbständigkeit des Jofre die Terminologie der Razos kein sonderliches Unheil anrichten, so wird das nun anders mit G. Molinier von der Toulouser Gesellschaft des Gay Saber (gegründet 1323). Dieser Jurist hatte von seinem Kollegen den Auftrag bekommen, die Poetik der Gesellschaft zu verfassen. Wir kennen das Datum weder des Auftrags noch der Ausführung der sogenannten Leys d'Amors genauer, doch fällt die Ausführung sicher in die vierziger Jahre des 14. Jahrhunderts (gegen 1350)[24]. Molinier kennt das Werk des Raimon Vidal, ist sich indessen der zeitlichen Entfernung der Razos wohl nicht klar bewußt[25]. Diese Entfernung beträgt mehr als ein Jahrhundert, und zwar ein Jahrhundert entscheidender sprachlicher Entwicklung: die Kasusflexion verfiel während der Zeit rapid und schwand im ganzen Lande (vgl. Chabaneau, Grammaire limousine S. 132—38). Mit Bedauern sahen die Hüter der literarischen Tradition diesen Verfall und suchten ihm in den Leys d'Amors zu steuern, indem sie nach dem Beispiel der alten Dichter (antics dictators) in ihrem Werke mühsam die archaische Nominalflexion beobachten. Sie erklären diese Nominalflexion gleich für die größte Schwierigkeit, die es in der Wissenschaft der Poetik gebe: E la cauza qu'es may difficils a assaber e conoyssher en aquesta sciensa es conoyssher lo cas (II, 152)

Was einst zur Zeit Raimons, um 1210, für einen katalanischen Autor und Theoretiker die größte Schwierigkeit gewesen war, das ist es jetzt, um 1345, für die Südfranzosen selber geworden: die Nominalflexion.

Und wie stellt sich nun Molinier zu dem Buche seines Vorgängers R. Vidal, das ihm in allen einschlägigen Fragen gegenwärtig ist, dessen Angaben er diskutiert, auch wenn er Raimon nicht mit Namen nennt, sondern sich mit dem Hinweis auf ein „Man sagt" (alqu dizon) begnügt[26]?

Zunächst bestreitet Molinier die Überlegenheit des Französischen (parladura franceza) für Refrainlieder und Pastorellen (II, 392). Angesichts der Doppelformen leyal und leyau, canson und canso entscheidet er sich für leyal (wie Raimon), aber gegen canson (gegen Raimon, II, 208). Auch er schreibt die Formen der ersten Person yeu crey, ieu trac, yeu soy vor (S. 368) und konstatiert ebenfalls, daß hier li antic si son pecat et encaras se pecca hom tot jorn. Als Belege für ältere Fehler dieser Art zitiert er aus dem Toulouser At de Mons den Vers:

Et en ayssim cove
Qu'ieu non enten ni cre

und fügt hinzu: quar degra dir „ni crey"[27].

Die Hauptauseinandersetzung der Leys mit den Razos aber findet statt aus Anlaß der Doppelform tenir (neben tener), die Raimon als französische Lehnform verworfen hatte und von der Molinier glaubt, daß sie von den alten Dichtern legitimiert sei[28].

Aus dem, was er hierüber sagt, ist zu erkennen, daß es damals üblich war, sich auf R. Vidal als auf eine Autorität zu berufen, und zwar auf eine Autorität für Limousinisch — das unvermeidliche Mißverständnis! — und

daß er, Molinier, die mißverständliche Auffassung teilte, daß Raimon Vidal das Limousinische als die beste Dichtersprache bezeichnet habe: segon que ditz en Ramon Vidal de Bezaudu, le lengatges de Lemozi es mais aptes e covenables a trobar et a dictar en romans que degus autres lengatges.

Die Leys übernehmen also dieses Mißverständnis und besiegeln es für die Jahrhunderte.

Doch sehe man, wie Molinier diesen Satz vorbringt: als einen Einwand, den andere gegen seine Zulassung der Doppelform tenir erheben könnten. Er sucht deshalb die Bedeutung des Satzes zu drücken. Er lehnt ihn nicht überhaupt ab, denn auch er versteht R. Vidals „lemozi" falsch wie die andern; aber gerade darum ist ihm R. Vidals Autorität unbequem, denn Molinier ist ein Toulousaner und kein Limousiner. Dem Meistersinger von Toulouse ist die — angeblich — von R. Vidal stipulierte Überlegenheit des Limousinischen unbequem, und er sucht ihre Bedeutung nach Kräften zu verkleinern. Er behauptet, daß das Limousinische für die Wortwahl in keiner Weise vorbildlich sei, da es viele schlechte (seltsame, schiefe, verstümmelte, falsch gesetzte) Wörter habe und R. Vidal das Limousinische bloß deshalb voranstelle, weil man im Limousinischen die Kasus (la pronunciatio del cas) und Verbalformen wie die ersten Personen yeu crey, yeu soy „und noch viele andere" brauche. Man „brauche" (en Lemosi parlo), sagt er und spricht im Präsens, als ob das Zeugnis der Razos für seine Gegenwart (1345) gelte. Aber Molinier will hier offenbar dem R. Vidal diese flexivischen Vorzüge des „lemozi" zugeben und macht dieses Zugeständnis aus dem eigenen auch für seine Gegenwart, die Mitte des 14. Jahrhunderts.

Welchen Wert dieses Zugeständnis hat, geht schon daraus hervor, daß von den Limousinern nicht schlechthin gesagt wird, sie bildeten Kasus und Personen richtig, sondern: „leumen“ „im allgemeinen“ bildeten sie dieselben richtig: parlo leumen bon cas. Das ist eine kapitale, eine vernichtende Einschränkung[29]. Wenn jemand von einem Schriftsteller sagt, daß er die Kasus „im allgemeinen“, „meist“, „gewöhnlich“ richtig bilde, will das doch nichts anderes heißen, als daß der Schriftsteller eben nicht mehr deklinieren kann. Das heißt: bei den Limousinern ist um die Mitte des 14. Jahrhunderts, soweit Molinier davon Kenntnis hat, die Deklination in voller Auflösung begriffen[30]. Vielleicht ist diese Auflösung im Norden (Limousin) etwas weniger vorgeschritten als im Süden[31]. Aber was will das nun für „grammatische Reinheit“ (Chabaneau, Gram. lim., S. 3) des Limousinischen bedeuten!

Leider haben wir immer noch keine Darstellung des alten limousinischen Dialekts auf Grund der Urkunden und kirchlicher Texte gesicherter Provenienz, obschon das Material in Fülle und Ordnung bereitliegt (Mélanges Chabaneau 1907, S. 461)[32]. Aber ein Blick in dieses Material bestätigt, daß zur Zeit Moliniers die Kasusflexion im Limousin verfallen ist. Wir sehen im Cartulaire du Consulat de Limoges (Rev. des langues rom. XXXVIII) schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts Pluralformen, wie li effans, eindringen. Iou, Guy de Chanac, chavalier, senhor del Borc heißt es 100 Jahre später in einem Censier von 1344, der an andrer Stelle dann wieder die richtige Nominativform setzt, wie er lo dich Johans neben lo ditz Johans duldet, und schließt[33]: Presens Guylhem Trenchaleo, donzel, e lo chappela del dih loc e d'autres.

Betrachtet man das Urteil der Leys über R. Vidal im Zusammenhang des Textes und im Lichte der sprachlichen Tatsachen, so sieht man ohne weiteres, daß die Leys nichts, aber auch gar nichts Selbständiges zur Erhärtung des limousinischen Primats beibringen: Molinier teilt den allgemeinen Aberglauben, daß R. Vidal das Limousinische als die beste, führende südfranzösische Mundart erklärt habe. Er empfindet darob als Toulouser einiges Mißbehagen und tröstet sich und seine Landsleute dabei mit der Versicherung, es sei mit diesem sprachlichen Primat des Limousinischen nicht eben weit her.

Und er hatte mehr recht, als ihm selbst bewußt war.

IV.

Wenn nun auch Raimon Vidal die sprachliche Vorbildlichkeit des Limousin nirgends ausdrücklich behauptet hat, so wäre ja doch denkbar, daß er sie stillschweigend zugegeben und angenommen und eben deshalb den Namen „lemozi“ zum führenden Sammelnamen für den ganzen Süden gewählt habe.

Auch das ist indessen nicht der Fall. Schon würde dazu nicht stimmen, daß Raimon ja gerade einen limousinischen Sänger, den Bernart de Ventadorn, nicht weniger als sechsmal wegen sprachlicher Versehen tadelt. Ich habe oben auch darauf schon hingewiesen, daß Raimon in den verschiedenen Fällen sprachlicher Entscheidung zwischen den elf Doppelformen sich nie auf das Limousinische beruft, das ihn also sprachlich offenbar gar nicht präokkupiert. Jedenfalls hat er ihm keine Rechnung getragen, sonst hätte er nicht die Formen chanso, vilas, die, wie die Urkunden ausweisen, ausgesprochen limousinisch sind, ver-

worfen und sich für chanson, vilans erklärt, und hier also ohne weiteres die limousinische parladura abgelehnt.

Nicht die Laute des Limousinischen waren seinem Ohr vertraut, sondern die des Katalonien benachbarten Languedoc, und zu dem, was wir über languedokische Lautung des 13. Jahrhunderts wissen, stimmt denn auch R. Vidals Entscheidung. Chanson und vilans sind languedokische Formen des 13. Jahrhunderts.

Was hat denn, wenn augenscheinlich keine sprachlichen Gründe bei der Wahl des Sammelnamens „lemozi" den Ausschlag gegeben haben, den Katalanen R. Vidal bestimmt, den Namen „lemozi" zu wählen?

Es ist der zeitgenössische literarische Glanz des Limousin. R. Vidal ist der Mann seiner Zeit, der Zeitgenosse des maestre dels trobadors Giraut von Borneil, umklungen von den Liebesliedern Bernarts und den Kampfgedichten Bertrans de Born, die alle drei Limousiner waren . . . si foron de Lemozi.

Neben diesen drei Namen fehlt in den Razos der vierte Große, Gaucelm Faidit[34], der dann später in der limousinischen Novelle auftritt (vgl. S. 345 Anm. 3).

Das limousinische Land hatte zu Ende des 12. Jahrhunderts die literarische Führung des Südens, und wie die Zeitgenossen zu dieser Führung aufblickten, so huldigte ihr auch die Nachwelt.

Der französische Norden hielt sich dabei mehr an Bernart und Gaucelm[35], der italienische Süden mehr an Bertran de Born und Giraut. Dante z. B. nennt neben diesen beiden weder den Bernart noch den Gaucelm. Der Katalane R. Vidal nimmt eine Mittelstellung ein: die große Rolle spielen bei ihm Bernart und Giraut.

Wie sich nun auch das Interesse von Mit- und Nachwelt auf die einzelnen verteilt, das eine ist jederzeit zu konstatieren: die limousinischen Troubadours sind es, deren Kunst als die größte gilt[36].

So hat auch in den Razos der Limousin den breitesten Platz. Raimon zitiert im ganzen 22 sprachliche Erscheinungen aus Troubadourgedichten, die er provenzalischen Liederbüchern entnimmt. Unter diesen 22 sind 11 getadelte „Gegenbeispiele". Von diesen 22 Stellen entfallen 10 auf Bernart, 5 auf Giraut und der Rest von 7 auf sieben einzelne Troubadours, deren er also im ganzen neun mit Namen aufführt.

Von diesen neun Dichtern sind drei oder vier[37] Limousiner, drei sind Auvergner, einer aus dem Languedoc und einer aus der Provence.

Die Limousiner haben an den Zitaten den Hauptanteil: 16 bis 17 Stellen entstammen ihren Gedichten. Sie haben aber damit auch den Hauptanteil am Tadel, denn von den 11 getadelten Gegenbeispielen finden sich 8 bei den Limousinern. In jedem Betracht hat also der Limousin den Löwenanteil: an der Zahl der berücksichtigten Stellen, auch an der Zahl der getadelten Stellen, und wenn von den neun Troubadours auch bloß drei wirklich aus dem Limousin stammen, so sind es die drei größten: Bernart, Giraut, Bertran.

Dieses Dreigestirn zieht das Auge des Lehrbuchschreibers auf sich, und dieser Lehrbuchschreiber, der in erster Linie an Kanzonendichter als Leser denkt, hält sich dabei auch vorzüglich an die Kanzonendichter Bernart und Giraut.

Der Ruhm der zeitgenössischen limousinischen

Kanzonendichter fesselt den katalanischen Chansonnier Raimon Vidal.

Wie Raimons Gedanken im Limousin heimisch sind, das zeigt seine Novelle Si fo e·l temps, deren Liebesschauplatz der Limousin ist, zu der Zeit, da gute Minnesitte noch blühte, und der Alternde meint damit — ein laudator temporis acti — wahrscheinlich seine eigene Jugendzeit. Der Held der Erzählung ist ein Ritter der vas Essiduelh zu Hause ist. Wer denkt dabei nicht an den Eingang der Vita des Giraut de Borneil: fo . . de l'encontrada d'Essidueill? Kolsen, G. von Bornelh, 1894, S. 38, meint, daß Raimons limousinischer Novelle das Liebesschicksal Girauts zugrunde liegen könne. Jedenfalls ist Giraut so gut wie Bernart de Ventadorn in Raimons Schaffen allgegenwärtig. Er wird in der Novelle dreimal und in den Razos fünfmal zitiert, und Raimon „spricht auch in seinen Ausdrücken" (Kolsen a. a. O.). Sollte der Katalane ihn nicht persönlich gekannt haben? Die beiden konnten sehr wohl am Hofe von Aragon, bei König Alfons II. oder Pedro II., zusammengetroffen sein, und so mögen sich zu den literarischen Interessen auch menschliche, persönliche gesellt haben, um Raimon Vidal mit den Limousinern zu verbinden.

Sollte als ein Echo dieser menschlichen Beziehungen gelten, daß Raimon in den Razos den Giraut nur einmal wegen eines Sprachfehlers tadelt, während dem berühmten Bernart siebenfacher Tadel zuteil wird? Und ist es Zufall, daß jener eine Tadel mit einem ausdrücklichen Lobe verbunden wird, indem Girauts Lied, das den Verstoß enthält, als eine bona chanson bezeichnet wird, was in den Razos sonst nicht vorkommt?

So sehe ich denn in den Razos nicht nur den Einfluß des zeitgenössischen limousinischen literarischen Primats, sondern den persönlichen Einfluß des Giraut de Borneil und seiner katalanisch-aragonesischen Beziehungen.

Ob dieses persönliche Moment wirksam gewesen ist oder nicht, ist nicht zu entscheiden und ist nicht entscheidend. Die Rolle, welche die Dichter des Limousin in der — lobenden und tadelnden — Beispielsammlung der Razos spielen, zeigt klar, welchem Teile des südfranzösischen Dichterlandes die Aufmerksamkeit des Katalanen galt. Und der tatsächliche Wert und Ruhm dieser zeitgenössischen Limousiner rechtfertigt diese Aufmerksamkeit und begründet ausreichend Raimons Vorschlag, für das ganze Land der Troubadours die Bezeichnung „Lemozi“ zu brauchen. Denn es gab damals keinen herrschenden Generalnamen für Südfrankreich und dessen Sprache. Die Bezeichnung der Troubadoursprache als proensal(es) mag sich um 1200 bereits vorbereitet haben — die ältesten Belege stammen aus Kastilien und Italien[38] und aus dem 13. Jahrhundert[39] —, aber noch bestand die Möglichkeit, daß eine andere Benennung gebräuchlich wurde, und es ist durchaus natürlich, daß auch andere Benennungen versucht worden sind, denn das Bedürfnis nach einem vulgären Sammelnamen für die Troubadoursprache mußte sich geltend machen. Da stellte sich neben proensal(es), von einer limousinischen Strömung getragen, auch der Name lemozi ein, als dessen Wortführer für uns der Katalane Raimon Vidal um 1210 in Erscheinung tritt[40]. Diese Benennung unterlag. Vom Ausland adoptierte sie nur R. Vidals engere katalanische Heimat, und die machte llemozi — zum Namen ihrer eigenen Mundart.

Lemozi war um 1200 wohl der aktuellere, in der Gegenwart begründete Name. Proensal hatte — außer der natürlichen Sympathie des benachbarten italienischen Auslands — die Geschichte für sich. Proensa war ein historischer Name: eine Erinnerung an alte römische Kultur.

Raimon Vidals „lemozi" lehrt uns also nichts anderes, als daß um 1200 der Limousin die Hegemonie in der Troubadourkunst besaß — d. h. es illustriert eine literarische Tatsache, die uns auch ohnedies bekannt war.

Was ich darzulegen versucht habe, könnte „die Geschichte eines Mißverständnisses" überschrieben werden.

Für die Annahme, daß der limousinische Dialekt die Grundlage der südfranzösischen Dichtersprache gebildet habe, hat man sich bisher auf das Zeugnis der Razos (1210) und der Leys (1350) berufen. Es ist hier gezeigt worden, daß dies nicht zwei sich gegenseitig stützende Zeugnisse sind, sondern daß eines aus dem Mißverstehen des andern erwachsen ist. Das jüngere wird mit dem richtig interpretierten ältern hinfällig.

Wir kennen die mundartliche Grundlage der Troubadoursprache nicht. Ich stehe indessen nicht an, mich von neuem zu der Vermutung zu bekennen, daß die Basis jener Kunstsprache im Südosten des Landes, in der alten Gallia Narbonensis zu suchen ist, in jenem überhaupt literarisch viel reicheren Lande, nach dem der älteste Troubadour mit seiner Tornada A Narbona weist und wo die künstliche Art des Raïmbaut d'Aurenga zu Hause ist[41].

Wer mit G. Paris den Ursprung der Troubadourkunst im Limousin finden will, der muß inskünftig bedenken,

daß sprachliche Zeugnisse für den alten Primat des Limousin fehlen.

Sollte dadurch die privilegierte Stellung, die der Limousin bisher in den Ursprungsfragen eingenommen hat, erschüttert sein, so wird doch immer vom höchsten Glanze des Minnesangs gelten: si fo de Lemozi.

Anmerkungen.

¹) Bulletin de dialectologie romane I (1909), S. 2.

²) Unter „Limousin" versteht man die Mundart jener südfranzösischen Landschaft, welche die alte Diözese Limoges bildet. Es ist das das Gebiet der heutigen Departemente der Haute-Vienne, der Corrèze und der Creuse mit einigen Marginalgebieten der Departemente der Dordogne, Charente und des Puy-de-Dôme. Was darüber hinaus noch sprachlich zum Limousinischen gerechnet werden kann oder soll, ist natürlich dem Belieben des einzelnen Beurteilers überlassen und ist zu diskutieren ganz unfruchtbar. Chabaneau zieht die Grenzen im Westen so weit, daß das Bistum Périgueux auch ans Limousinische fällt. Er hatte die Äußerung auf Grund der „ausgesprochenen Charakterzüge" des Limousinischen kaum getan, als P. Meyer ihre Richtigkeit auch schon bestritt (Romania XXI, 618). Solcher Streit ist für uns gegenstandslos. Dialektgrenzen erkennen wir weder im Sinne Chabaneaus an, noch lehnen wir sie mit P. Meyers Gründen ab. — Für die Zwecke dieser Arbeit erübrigt sich weitere Erörterung. Ob z. B. das Patois von Hautefort oder Excideuil (Dordogne) vom Linguisten als limousinisch anerkannt wird oder nicht, ist irrelevant. Die Bewohner dieser perigourdinischen Orte gelten dem Mittelalter als Limousins: Bertrans de Born si fo de Lemozi, vescoms d'Autafort und Girautz de Borneill si fo de Lemozi, de l'encontrada d'Esidueill heißt es in den Biographien. Und das ist hier das Entscheidende.

³) Die Razos de trobar möchte ich in das erste Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts setzen, gegen 1210, d. h. vor Raimon Vidals Novelle So fo e·l temps, die vor 1213 entstanden sein muß (vgl.

Milá y Fontanals, De los trovadores en España, 318n). Diese Datierung der Novelle beruht auf einem Reimwort (es), während die Bedenken, die Cornicelius S. 7 seiner Ausgabe der Novelle geltend macht, auf Binnenwörtern beruhen, die von den Kopisten leicht geändert werden konnten, denen bei biographischen Angaben die Änderung des Präsens ins Perfekt (saup, fo, plac) von selbst in die Feder floß und die tatsächlich auch zweimal älteres sap in saup umgesetzt haben. Die Razos aber scheinen mir älter als die Novelle, weil Raimon hier neben sechs limousinischen Troubadours fünf languedokische zitiert, vier davon allerdings nur je einmal, den R. de Miraval aber neun- oder zehnmal, doppelt so oft als Bernart de Ventadorn. Dieser en Miraval erscheint in den Razos aber gar nicht, was sich mir am ehesten dadurch erklärt, daß der Verfasser der Razos ihn eben noch nicht (genauer) gekannt hat. (Über die Bedeutung sprachlicher Erwägungen s. S. 350 Anm. 18). Nichts hindert also, der Annahme P. Meyers zuzustimmen, der meint, daß die Razos für die literarischen Kreise des Hofes Pedros II. von Aragon (1196—1213) verfaßt worden seien. Den aragonesischen Hof besuchte einst auch der Limousiner Giraut von Borneil zur Zeit Alfons' II. (gest. 1196) und vielleicht auch noch später (Kolsen S. 55ff.), und Raimon de Miraval stand später zu König Pedro in literarischen und politischen Beziehungen. — Bei der Erwähnung der Razos de trobar im Grundriß II, 2 S. 67 nennt Stimming dieselben „etwas jünger" als den Donat proensal, obschon er selbst den Raimon Vidal S. 12 in den Anfang des 13. Jahrhunderts setzt. Ich weise hier auf dieses Versehen deshalb hin, weil es sich in Stimmings Festrede zur Jahresfeier der Universität Göttingen, 1911, S. 8 von neuem findet und hier unbegreiflicherweise das kleine provenzalisch-italienische Glossar, das Stengel S. 88—91 abgedruckt hat und das auf dem Donat beruht, zu den Razos gerechnet wird.

[4]) Auf eine jüngere und etwas abweichende Formulierung dieses Urteils durch Suchier werde ich nachher hinweisen.

[5]) Der Text der Razos liegt noch sehr im argen, und es ist ohnedies nicht unbeschwerlich, sich in Stengels Abdruck mit den dazugehörigen „Abweichungen, Verbesserungen", „Änderungen, Erläuterungen", den Fußnoten (S. 22) und den „Nachträgen und

Besserungen zu den Abweichungen, Verbesserungen, Änderungen, Erläuterungen" zurechtzufinden. Seit Stengels Ausgabe ist zu Florenz eine neue Handschrift (L = Ms. Landau) des Donat und der Razos gefunden worden, die L. Biadene in den Studi di filologia romanza p. d. E. Monaci I., Roma 1885, abgedruckt hat (nicht ohne manchen Lesefehler, vgl. Casinis Kollation in Rivista critica della lett. italiana, anno II [Aprile 1885] S. 112 n und in den Studi selbst, II, 93). Damit steigt die Zahl der wertvollen Handschriften der Razos auf vier: B (Laurenziana), C (Riccardiana), H (Barcelona-Madrid) und L. Dieses L geht mit C auf eine gemeinsame Vorlage zurück (L[1]), wie Biadene zeigt, und zu der Familie gehört auch H, während B für sich steht. Ich folge dem Ms. B, so wie Stengel — freilich nicht direkt, sondern auf Grund von Kollationen des Guessard'schen Druckes — es wiedergegeben hat, befrage aber natürlich auch die Lesarten der anderen Handschriftenfamilie. Ein Neudruck der Razos in kritischer Ausgabe wäre sehr erwünscht. Appel hat in seiner Provenzalischen Chrestomathie die Einleitung der Razos auf Grund des gesamten Handschriftenmaterials kritisch bearbeitet. Ihm folge ich für diesen Teil; wo ich von ihm abweiche, ist das ausdrücklich angegeben.

⁶) R. Vidal geht von der Erkenntnis der großen sprachlichen Einheit aus, welche das Land südlich der Pyrenäen mit Frankreich verbindet, von der ibero-gallo-romanischen Spracheinheit, zu der seine katalanisch-aragonesische Heimat gehört. Die Pyrenäen haben eben im Mittelalter nicht die politische Grenze gebildet, die wir nun seit Jahrhunderten in ihnen sehen. Die mächtigen Grafen von Barcelona und Könige von Aragon waren Feudalherren des französischen „Midi", der als Mittelmeerstaat nach Süden, nach Spanien, orientiert war; und Spanien war gewohnt, in seinem Ringen gegen die fremde muselmännische Welt sein Auge nach den nördlichen Glaubens- und Sprachgenossen zu wenden. So empfindet der Katalane R. Vidal die weithin sich dehnende, vom Ebro bis zur Seine sich erstreckende romanische Sprache als die seinige. Er nennt sie „nostre lengage". Sie zerfällt für ihn in verschiedene Sprechweisen (parladuras). Stellt er den „nostre lengage" als Sprache dem Latein (gramatica) gegenüber, so nennt er ihn in üblicher Weise einfach romans (Ausgabe von Stengel, 73,23

usw.). — An dieses „nostre lengage“ klingt der Ausdruck „nostrum idioma“ an, mit welchem Dante die romanische Spracheinheit gegenüber dem griechischen Osten und dem germanisch-slawischen Norden abgrenzt. Dantes Auge sieht aber weiter und tiefer. Ob Raimon zu seinem „nostre lengage“ auch das Italienische mitgerechnet, ob er überhaupt das Italienische gekannt hat, ist nicht zu erweisen. Französisch und kastilisch konnte er, wie eine Novelle zeigt.

[7]) Hier liest Appel mit der Handschriftengruppe CHL o de Proenza o d'Alvergne o de Caersin. Ich sehe keinen Grund, von dem e des Ms. B abzugehen und hier die ungegliederte Aufzählung der Landschaften zu verlassen. — Parladura könnte auch geradezu mit „Schriftsprache“, „Dichtersprache“ wiedergegeben werden (vgl. Stengel 70, 15; 75, 14; 77, 39; 85, 37). — Zu natural „rechtmäßig“, „treu“, „edel“, „wahr“, „echt“, d. h. etwa in der Bedeutung des Danteschen (volgare) illustre, vgl. Levy, Supplem. Wb. s.v.

[8]) Das Urteil erinnert gewiß an dasjenige Dantes, De vulg. el. I, 10, der ein Jahrhundert später schreibt. Eine Nachahmung Raimons durch Dante vermag ich darin nicht zu erkennen (vgl. Suchiers Franz. Lit.-Geschichte, S. 93); dazu ist Dantes Formulierung zu eigenartig und zu fein (vgl. Arch. CXXVI, 210).

[9]) Den Teil über die nordfranzösische Dichtersprache, den er hier für später in Aussicht stellt, haben wir nicht. Der Südfrankreich behandelnde sprachliche Teil ist zu Ende geführt und hat in B und H einen ordentlichen Schluß, der auf Gedanken des Anfangs zurückgreift und den Ring schließt. Wenn Raimon den nordfranzösischen Teil wirklich auch geschrieben hat, dann mögen die Kopisten ihn weggelassen haben, weil er für praktische Verwendung weniger in Betracht kam. — Vielleicht hatte das Werk ursprünglich überhaupt einen größeren Umfang und umfaßte außer der Behandlung der Sprache auch eine Darstellung der metrischen Formen, was dem Titel Razos de trobar (Ms. C) oder Regles de trobar (Ms. H) entsprechen würde. Eine solche Darstellung, die mit Wahrscheinlichkeit dem Raimon zugeschrieben werden kann, ist die Doctrina de compondre dictatz, die Milá im Ms. H entdeckt und Meyer in Romania VI abgedruckt hat.

[10]) Wenn also H. Suchier in seiner französischen Literaturgeschichte S. 93 richtig sagt: Raimon Vidal „nennt das Provenzalische Limousinisch, versteht aber unter diesem Ausdruck die literaturfähigen (?) Mundarten Südfrankreichs überhaupt", so durfte er nicht fortfahren, daß nach dem nämlichen Raimon Vidal „die französische Sprachform für Roman, Rotrouenge und Pastorele, die limousinische aber für Kanzone, Sirventes und vers vorzüglicher und schöner als alle andern Mundarten ist und darum die Gesänge in limousinischer Sprachform in höherem Ansehen stehen als anderssprachige". Er mußte vielmehr statt „limousinisch" an beiden Stellen wieder „provenzalisch" sagen, wollte er dem Leser den Sinn der Worte Raimons unmißverständlich verdeutschen.

[11]) Man vergleiche, wie besonnen Fr. Diez sich hier äußert: „Wir können nicht einmal annehmen, was Raimon Vidal selbst nicht behauptet, daß die Sprache im Limousin am reinsten geredet worden sey". (Die Poesie der Troubadours S. 11.)

[12]) Ich rechne dabei die zwei durch Verderbnis des Textes anonym gewordenen Zitate (Stengel 75, 23—76, 2) mit, obschon auch Kolsen, wie er mir freundlichst mitteilt, sie in den uns bekannten Gedichten Girauts nicht nachweisen kann. Zum ersten verweist er übrigens auf Nr. 13, 37 seiner Ausgabe; zum zweiten auf Mahn, Werke II, 29. — In der Handschrift C wird hier auch Folquet einmal zitiert (77, 16).

[13]) Arnaut de Marueil (wie der in den Razos nicht erwähnte Arnaut Daniel) wird von Chabaneau ohne weiteres zu den Limousinern gerechnet, welcher Zuweisung zu widersprechen ich nicht qualifiziert bin. Doch muß festgestellt werden, daß diese beiden aus dem äußersten Westen des Departements der Dordogne stammenden Perigourdiner in den Viten nicht als Limousiner bezeichnet werden (wie es mit den östlichen Perigourdinern Giraut und Bertran geschieht), sondern daß es da heißt: Arnautz de Maruelh si fo de l'avescat de Peiragorc, d'un castel que a nom Maruelh . . und: Arnautz Daniels si fo d'aquella encontrada don fo n'Arnautz de Marueill, de l'evescat de Peiregorc, d'un chastel que a nom Ribairac. — Hätte man im Ausland, z. B. in Italien, den Arnaut Daniel für einen Limousiner gehalten, so hätte Dante ihm nicht den Giraut als Quel di Lemosì gegenübergestellt. Den

Ruhm dieses letzteren, den Dante für übertrieben hält, bezeugt auch Terramagnino (V. 560) . . Girautz de Borneyll, qui be Passet totz los bons trovadors Segon lo dich d'homes melhors.

[14]) Diese Formenreihe der Razos konnte natürlich von Abschreibern leicht aus dem eigenen verlängert werden. So zeigt die Handschrift C ein solches Anhängsel (Stengel 87, 19ff.), das ich für meine Übersicht außer acht lasse. Leicht kann auch galisc 87, 13 (vgl. Romania II, 347) ein Einschiebsel sein. — Zenker scheint in seiner Ausgabe des Peire d'Alvernhe die Stelle der Razos nicht zu kennen.

[15]) Die Bemerkungen über die Konjugation des Präs. Ind. des Verbums esser, mit denen Raimon hier beginnt, erklären sich zunächst dadurch, daß das katalanische Verbum substantivum in mehreren Personen stark vom Provenzalischen abweicht (4. som, 5. sotz) und dann dadurch, daß Raimon vor der Verwendung der ersten Person so(n) < sum warnen will, die heute noch katalanisch-languedokisch ist (vgl. Peire Vidal II, 24 usw.) und an deren Stelle er sui empfiehlt, die noch heute herrschende südfranzösische Form, die nicht mit der sechsten Person so(n) verwechselt werden kann (vgl. die Lesart von H und L), car mant trobador an messa l'una en luec de l'autra.

[16]) Aus Stengel 86, 6 (alongamen statt alegramen?) scheint hervorzugehen, daß R. Vidal nicht nur chanson, vilan verlangt, sondern auch die „langen" Formen chansons, vilans. So müßte denn der Titel seines Werkes Razons de trobar geschrieben werden.

[17]) Zu dieser Form vgl. Levy, Poésies religieuses 1887, S. 131.

[18]) Raimon befolgt übrigens in seinen Dichtungen seine eigenen Sprachregeln nicht genau und vermeidet sogar die ausdrücklich verpönten Formen nicht vollständig. So braucht er son (1) und amis (8) (vgl. Cornicelius, So fo e·l temps 1888, S. 8 und 70), wie er denn auch die als weniger gut bezeichneten Formen vom Typus leau, chanso verwendet (Abrils issi: aitau (1048); fi (754), re (698)) und statt per midons, Stengel 79,23 per ma dona sagt in Abrils issi (913), wenn anders diese Novelle von ihm ist (vgl. Romania XXXIII, 612 n). Aus diesen Verstößen den Schluß zu ziehen, daß die Razos jünger sein müssen als die Gedichte (Cornicelius S. 8), halte ich nicht für zwingend. Auch nachdem er die

Razos geschrieben, konnte R. Vidal noch solche Reime bilden, denn es liegt im Wesen der Sprachmeisterei, daß sie über das Leben keine Gewalt hat — Gott sei Dank! Es ist das Schicksal aller Sprachmeister, daß sie selbst gegen ihre Regeln sündigen, vorher und nachher, und amüsant müßte das Buch werden, das diesem Nachweis gewidmet wäre.

[19]) Den Bernart tadelt er überdies noch einmal wegen razon mal continuada (86, 36 ff.), was an die Art erinnert, wie Malherbe später an Desportes Kritik üben wird: mal tiré de ce qui précède (vgl. das Faksimile in Suchiers Franz. Literaturgeschichte zu S. 377). — Damit steigt die Zahl der bei Bernart getadelten Stellen auf sieben.

[20]) In diesen Überlegungen spielt die Tatsache eine Rolle, daß im alten Nordfrankreich die Weisen südfranzösischer Troubadours vielfach als „sons poitevins" bezeichnet werden. Diese „sons poitevins" waren im Norden berühmt, geschätzt und werden wohl mit nordfranzösischen Worten versehen (vgl. Julleville, Hist. de la langue et de la littérature française, I, 396). Nun ist G. Paris schon 1890 geneigt gewesen, in dieser Benennung einen Beweis dafür zu sehen, daß der Poitou die ältesten Lieder dieser Art hervorgebracht habe (Romania XIX, 160), eine Meinung, die er dann in Les origines de la poésie lyrique en France (Journal des Savants, 1892, S. 11 und 60 des Separatums) bestimmter formuliert, wenn auch nicht ausführlich begründet hat: das poitevinisch-limousinische Land sei die Wiege der Minnepoesie Frankreichs.

Ich glaube freilich nicht, daß „sons poitevins" eine Bezeichnung ist, welche die Beantwortung der Ursprungsfrage präjudiziert. „Poitevin" ist eine Bezeichnung für südliche Herkunft, die auf die Zeit der Königin Alienor und ihres poitevinischen Hofstaates zurückgeht und die denn auch mit „provençal" abwechselt (Romania, XXII, 376). Die Benennung „poitevin" ist ein kulturhistorisches Indizium für den Import südlicher Liederkunst, ist die höfische Etikette dieses Imports, aber nicht ein Zeugnis dafür, daß der Minnesang überhaupt in der Gegend des Poitou entstanden sei. Der südfranzösische Minnesang zog in Nordfrankreich über den Poitou ein, der auch politisch den Norden mit dem Süden verband (Ludwig VII.; Henri Plantagenêt). Das wird durch das

Attribut „poitevin“ bezeugt. — Wenn sich gelegentlich auch „son (ton) limousin“ findet (im Renaut de Montauban ed. Michelant S. 175 oben), so spricht das für die literarische Berühmtheit des Limousin im 13. Jahrhundert — die uns ja auch sonst nicht unbekannt ist.

[21]) Wie dauernd das Ansehen war, dessen R. Vidal und seine Razos in Spanien sich erfreuten, mag hier unausgeführt bleiben. Das Zeugnis des Marqués de Santillana und des Enrique de Villena steht bei F. Wolf zu lesen (Studien z. Gesch. der span. Nationalliteratur, Berlin 1859, S. 237). — In Italien haben die Renaissancephilologen auch die Razos wieder ausgegraben und studiert. B. Varchi macht sich eine Übersetzung davon (Studi di fil. romanza, I, 400).

[22]) Herausgegeben von P. Meyer, Romania IX, 54ff. Zu der einschlägigen katalanischen Literatur überhaupt vgl. Morel-Fatio in Gröbers Grundriß II II 126. — Lluis Nicolau, Notes sobre les regles de trobar de Jofre de Foixá, Barcelona 1907, kenne ich nur aus der Notiz des Anuari del Institut de Estudis catalans 1907, S. 510.

[23]) Höchstens könnte man aus dem Schlußsatz seines § 11 eine sprachliche Bevorzugung der Provence vor dem Limousin herauslesen. — Ob zur weiteren Beleuchtung der ganzen Frage aus den andern katalanischen Poetiken (vgl. Grundriß II II, 125) etwas zu gewinnen sein mag, weiß ich nicht, da die Auszüge, die Milá in der Revista de archivos VI, 313ff. (Oktober 1876) gegeben hat, nicht ausreichen und P. Meyer seine Publikation nicht fortgesetzt hat. Immerhin gibt Milá eine Stelle aus des Barceloners Lluis de Aversó Torcimany (Dolmetscher), die deshalb besonders interessant ist, weil der Autor das Südfranzösische — er nennt es weder lemozi noch provenzal, sondern „die Sprachen der Troubadours“ — für die Prosa ablehnt und nur für die Lyrik (als Gattungssprache) gelten läßt (Kap. VI): Jo nom servesch en la present obra per ·‖· raons dels lenguatjes que los trobadors en lurs obras se servexen: la primera es, com prosaicament lo present libre jo pos e en lo posar prosaich no ha necesitat a servir se dels lenguatjes ja dits, per tal com no son diputats de servir sino en obras compassadas; l'atra raho es que si jom servia d'altra lenguatje sino del catala, que es

mon lenguatje propi, he dupte que nom fos trobat a ultracuydament, car pus jo son catala nom dech servir d'altra lenguatje sino del meu (um 1390). — In Kastilien blieb „Provenzalisch" die Bezeichnung der südfranzösischen Dichtung. Der Marqués de Santillana nennt den Arnaut Daniel in seinem Proemio: „provençal".

[24]) Chabaneau, Origine et établissement de l'Académie des jeux floraux. Toulouse 1885, S. 7. S.-A. aus der Hist. gén. de Languedoc.

[25]) Obwohl er z. B. II, 392 seine Zeit (huey) deutlich von der der Razos (en lor temps) scheidet.

[26]) Vgl. die Zusammenstellung bei Lienig, Die Grammatik der „Leys d'Amors", 1890, S. 6ff.

[27]) Zu yeu soy vgl. auch Leys II, 372 und zum Ganzen auch S. 404 oben. Die Leys empfehlen diese Form zunächst gewiß aus dem nämlichen Grunde wie Raimon, weil es ihnen eben wünschenswert erscheint, daß die erste Person von der dritten (bzw. der sechsten) verschieden sei: also aus einer sprachmeisterlichen grammatischen Erwägung heraus. Daß sie aber wiederholt und so nachdrücklich auf crey und soy bestehen, hat seinen Grund darin, daß diese cre < credo und so(n) < sum, die ihnen so unzweckmäßig erscheinen, die Formen des Toulouser romans, des languedokischen Dialekts sind (vgl. Peire Vidal, Folquet de Lunel, At de Mons usw.) und also einem toulousanischen Reimer besonders leicht in die Verse geraten konnten. — Im übrigen Südfrankreich hat yeu soy geherrscht und scheint auch yeu crey geherrscht zu haben.

[28]) Vgl. Leys d' Amors II, 402: E pot hom dire „tener" o „tenir", „retener", „retenir". Jaciaysso quez alqun digan que „tenir" „retenir" son paraulas francezas, pero nos dizem qu'om pot dire „tenir" „retenir" o „fayre" per „far", quar longz usatges o requier. Et enayssi los han pausatz mant antic trobador, en tan que no y podem contradire que no sian de nostre lengatge. Et si hom vol dire quez en Lemozi no ditz hom „tenir" „retenir" e per so nos no devem dire (quar, segon que ditz en Ramon Vidal de Bezaudu, le lengatges de Lemozi es mais aptes e covenables a trobar et a dictar en romans que degus autres lengatges), ad aysso dizem que aysso dizem que aysso dish en Ramon Vidal

per doas cauzas: la una cant a la pronunciatio del cas (car en Lemozi parlo leumen bon cas e drechurier); l'autra cauza es per las personas del verb (quar il pronuncio las personas leumen e las formo segon dever e segon que pronunciar e formar las devo, coma en la primiera persona: „yeu crey" „yeu soy" et en la tersa: „cel cre", „aquel so" et enayssi d'autres granre). En autra maniera no trobam nos que'l lengatges de Lemozi sia mais aptes a trobar que autres lengatges, si no per las doas cauzas sobredichas, quar en Lemozi ditz hom granre de motz estranhs, biaysshatz, trencatz e mal pausatz que ges per aquo quar son dig en Lemozi no los aparia hom en dictatz.

[29]) In einem andern beiläufigen Hinweis auf die von den alten Dichtern beobachtete Regel des -s (S. 210 f.) fehlt diese Einschränkung und wird neben dem Lemozi auch der größere Teil der Auvergne als richtig deklinierend hingestellt.

[30]) Was die Bildung der ersten Person wie crey, soy anbelangt, so kommen sie, als ein Detail, das nur eine bestimmte Kategorie von Verben betrifft, für die literarische Charakteristik einer Mundart und für die Frage ihres Primats kaum in Frage. Das ist gegenüber der das ganze Nomen beherrschenden Kasusflexion eine Bagatelle.

[31]) Vgl. Suchiers Vermutung im Grundriß I, 573.

[32]) Eine geschichtliche Darstellung des Limousinischen auf Grund des Urkundenmaterials ist eine der dringlichsten Aufgaben der romanischen Sprachforschung. Und andere südfranzösische Mundarten müssen folgen. Wie nützlich ist, bei allen Schwächen, Mushackes Geschichtliche Entwicklung der Mundart von Montpellier (Languedoc), Heilbronn 1884. Man sollte endlich das Limousinische wirklich untersuchen, nachdem man so viel von ihm geredet und ihm als der „grundlegenden Mundart", z. B. auch den Boeci zugesprochen hat, wie auch jene „Sermons limousins", die ja auch nicht limousinisch sind (Rom. IX, 198). Wenn wir in der Kenntnis des Ursprungs der so labilen Troubadoursprache weiterkommen wollen, müssen wir die landschaftlichen Nuancen des Südfranzösischen der älteren Zeit feststellen, soweit die Urkunden dies möglich machen. [In Morfs Handexemplar ist noch auf Alfons

Porschke, Laut- und Formenlehre des Cartulaire de Limoges . . . Diss. Breslau 1912 hingewiesen.]

[33]) Dabei ist selbstverständlich der Verfall in der lebenden Sprache weiter vorgeschritten, als die formelhafte archaische Schreibung der Notariatsstube zum Ausdruck bringt. — In der Benutzung von Texten, wie z. B. des Cartulaire de Boussac, Arch. hist. de la Corrèze II (1905), das überhaupt keine Kasusflexion mehr zeigt, muß deshalb Vorsicht walten, weil hier die Urkunden des 14. Jahrhunderts in einer Kopie des 15. vorliegen.

[34]) Stengel 87, 33 ist ein späterer Nachtrag.

[35]) In den nordfranzösischen Liederbüchern, die provenzalische Gedichte aufweisen, dominieren diese zwei: Gaucelm mit neun Liedern, Bernart gar mit fünfundzwanzig (vgl. Romania XXII, 376ff.). Daß Bertran de Born mit seinen Sirventes keine Aufnahme gefunden hat, bemerkt Gauchat ib. S. 374 und erklärt es. Aber warum fehlt Giraut de Borneil vollständig? Sollte darin nicht ein chronologisches Indizium liegen, das zugunsten der Auffassung von Diez spricht, der den Giraut etwas später ansetzt (Kolsen S. 55), indem dessen Dichterruhm sich jenseits der zeitlichen Grenzen erhebt, die dem Import provenzalischer Lyrik nach Norden gezogen waren. Stellt man übrigens neben die eigentlichen Limousiner Bernart, Gaucelm und Gui d'Uisel (ein Lied) noch die Poeten von Angoumois, Saintonge, Auvergne und Viennois (den der Francia benachbarten Gebieten), so sieht man deutlich, wie diese Grenzgebiete als Lieferanten überwiegen (mit ¾ aller Lieder bestimmter Autoren). Languedoc und Provence traten in den nordfranzösischen Chansonniers ganz zurück.

[36]) Wenn Dante den Arnaut Daniel am höchsten stellt, so muß er dabei ausdrücklich gegen die Meinung protestieren, welche den „Limousiner" vorzieht.

[37]) Wenn der Perigourdiner Arnaut de Mareuil mitgerechnet wird, vgl. S. 349 Anm. 13.

[38]) Es ist meist das Ausland, das diese Sammelbezeichnungen aufbringt, wie z. B. Germani, Welsche usw.

[39]) Das lateinische Provinciales für „Südfranzosen" bestand zur Zeit des Raimon Vidal längst. Es erscheint mit den Kreuzzügen: Provinciales und Francigenae bilden zusammen die Be-

wohnerschaft Galliens (vgl. Blanc, Rev. des langues rom. 1894, 485ff.), und so findet sich denn Proensal als Völkername auch in der Troubadourdichtung zur Zeit Raimons. Wenigstens kann en Miraval in seiner Tenzone (Mahn, Ged. 1086) Proensal nur in dem weiteren Sinne gemeint haben, in welchem auch der Graf von Toulouse „Provenzale" genannt werden darf. Zugleich aber bleibt der Name bestehen zur Bezeichnung der Bewohner der Gegend zwischen Rhone und Alpen, der „Provence", im Gegensatz zu den Bewohnern der Auvergne, Septimaniens usw. Nichts ist gewöhnlicher als solche Doppelbedeutung eines Ländernamens, die den Zeitgenossen keine Schwierigkeit bereitet, während sie für spätere Zeiten eine Quelle von Mißverständnissen wird. Als Bezeichnung der romanischen Sprache der „Provence" im engeren Sinne kenne ich provencal(ens)is, proensal(es) nicht. Wo wir ihm als Sprachbezeichnung begegnen — und das geschieht erst nach 1200 —, da bedeutet es die Literatursprache des ganzen Südens, und zwar vom Ausland her (Kastilien, gegen 1230, vgl. Romania I, 414; Italien, Donat). Erst gegen 1300 finden wir proensal(es) im sprachlichen Sinne (lo drech pr.) in Südfrankreich selbst (Vida de S. Honorat, Prolog). — Zu den übrigen Bezeichnungen des südfranzösischen Romanisch vgl. C. Chabaneau, La langue romane du midi de la France, 1885 im X. Band der Hist. générale de Languedoc.

[40]) Vgl. Milá y Fontanals, De los trovadores en España, 1861, S. 14 n.: R. Vidal debió ser eco de una oposición lemosina al nombre de provenzal. Und ebenda wird bereits vermutet, daß R. Vidal den Namen lemozi gewählt habe „por respecto á los dos principales trovadores B. de Born y G. de Borneil".

[41]) Vgl. dazu G. Paris, Mélanges de littérature française du moyen âge, 1910, S. 36 n.

Vom linguistischen Denken.*)

Hochansehnliche Versammlung! Es stellt sich Ihnen vor das Opfer des 30 Minutenbetriebs. Ich weiß, daß das Essen auf uns wartet, und es ist mißlich, in einem Augenblicke, wo wir alle den Hunger fühlen, vom linguistischen Denken zu reden. Aber ich will versuchen, das ganz kurz zu skizzieren, was ich Ihnen zu sagen vorhatte.

Meine verehrten Damen und Herren! Wenn ich von diesem mir wohlbekannten Pult aus das Urteil ausspreche: „Frankfurt ist ein wahres Eldorado", so wird der Inhalt dieses Urteils in Ihrer Mitte wohl weniger Anfechtung erfahren als vielleicht die Form, denn es könnte jemand die Form „Eldorado" beanstanden, weil man besser das „Dorado" sage und sich solche sprachliche Sorgfalt besonders für einen Linguisten schicke. Tatsächlich hört man heutigentags wohl von einem „Dorado" reden an Stelle eines „Eldorado", in welchem bereits der spanische Artikel stecke, so daß da zwei Artikel zusammenkommen. Das bedeute, heißt es, eine „Sprachdummheit". Und das amputierte „Dorado" findet um so mehr Anklang, als man sich durch seinen Gebrauch fast als Kenner des Spanischen legitimiert. Doch, wer dem „Eldorado" entgegentritt, der

*) [Vortrag, gehalten auf der XV. Tagung des Allgem. Deutschen Neuphilologenverbandes Frankfurt a. M. 1912, gedr. im Bericht über die Verhandlungen.]

haftet am Äußerlichen und läßt in seinem Urteil alles Grundsätzliche vermissen. Dieses Grundsätzliche aber macht das wissenschaftliche Denken aus.

Die Kräfte des sprachlichen Lebens wirken mit souveräner Selbständigkeit gegenüber allen sprachmeisterlichen Bedenken, unbekümmert darum, was der Philologe billigt oder verwirft. Gegen die „reitende Artilleriekaserne" oder den „vierstöckigen Hausbesitzer" wende man nicht ein, daß sie unlogisch seien, daß nicht die Kaserne, sondern die Artillerie reite. Ich könnte dazu fragen, was denn eigentlich „Artillerie" heißt: die Gesamtheit des maschinellen Belagerungsmaterials, und solches Material kann auch nicht besser reiten als eine Kaserne! Über den „vierstöckigen Hausbesitzer" darf man sich auch nicht ereifern, man braucht bloß an den „pathologischen Anatom" oder an das „bürgerliche Gesetzbuch" zu denken. Was den Ausdruck „reitende Artilleriekaserne" disqualifiziert, ist nicht seine unlogische Art, sondern die Tatsache, daß er nicht oder noch nicht gebräuchlich ist. Logik hin, Logik her! Es handelt sich hier nicht um eine Frage der Logik, sondern der Macht. Der „pathologische Anatom" hat die Macht, und der „vierstöckige Hausbesitzer" hat sie noch nicht.

Nun erhebe man mir nicht den Vorwurf, daß ich solche Ausdrücke empfehle. Der Linguist fällt gar kein Werturteil, er konstatiert Tatsachen. Es ist durchaus kein Erfordernis der Sprachform, daß sie logisch sei. Die Sprachform ist a l o g i s c h. Als „fußfrei" aufkam, bezeichnete Wustmann das als einen Ausdruck, der keinen Sinn gebe: es müsse „freifüßig" heißen. Aber „fußfrei" ist herrschend geworden, obwohl es in seiner begrifflichen Gestaltung nicht den schon vorhandenen Zusammensetzungen wie

„fehlerfrei“, „vogelfrei“ entspricht. Aber das ist nicht entscheidend. Der Wortbegriff wird eben von uns nicht vorgestellt, sondern gefühlt. Es handelt sich in der Sprache nicht um Begriffsvorstellungen, sondern um Begriffsgefühle. Das Sprechen verläuft empfindungsmäßig, und eine sichere Empfindung trägt die Neubildungen „fußfrei“, „handfrei“ und gibt ihnen eine Macht, an der aller Tadel der Sprachmeister zerschellt.

Auch die syntaktischen Erscheinungen sind alogisch. Der Deutsche gebraucht den Konjunktiv anders als der Romane. Jener sagt: Ich will, daß er kommt, der Romane: Volo ut veniat, Je veux qu'il vienne. Wenn der Konjunktiv hier logisch verwendet wäre, so müßte man zu der betrüblichen Erkenntnis kommen, daß linksrheinisch eine andere Logik herrsche als rechtsrheinisch. Wieviel hat der Konjunktiv im heutigen Französisch gegenüber dem Latein im Laufe der Jahrhunderte eingebüßt! Das ist alles empfindungsmäßig geschehen auf dem Wege der Analogie. Im Gegensatz zum Lateinischen „Si venisses vidisses“ heißt es im Französischen: „Si tu venais tu verrais“, mit dem Indikativ. Wenn man das formell ins Latein zurückbildet, „Si tu veniebas tu videre habebas“, so ergibt sich eine syntaktische Bildung, die Caesar barbarisch geklungen hätte und ihm wohl gänzlich unverständlich geblieben wäre. Und doch ist das jetzt das feinste Französisch, akademische loquela Parisiensis! Der Konjunktiv ist hinausgedrängt aus seinen eigensten Positionen. Wie würde man in früheren Jahrhunderten über Sprachvergewaltigung, Sinken des Sprachgefühls geklagt haben, wenn es damals schon muttersprachlichen Schulunterricht gegeben hätte, wieviel rote Tinte würde geflossen sein!

Und was im Französischen unmöglich geworden ist: „Si tu vinsses“ — das sagt der Italiener und der Spanier: „Se tu venissi“, „Si tu vinieses“. Ist nun des Franzosen Sprachgefühl verwilderter, weil er den Indikativ braucht? Wenn ein Kind sagt: „ich habe geschreibt“, so bildet es nicht eine falsche Form, sondern nur eine unübliche. Alle, die wir hier sind, tun dasselbe. Es muß auch einmal einer als erster gesagt haben statt „ich habe mich gerochen“: „ich habe mich gerächt“. Dieser erste beging einen Sprachschnitzer und wurde moniert. Aber wer heute sagen wollte: „ich habe mich gerochen“, der würde ausgelacht. Die einst „falsche“ Form ist jetzt „richtig“ geworden. Wer das Imperfektum „ich frug“ statt „fragte“ bildet, von dem sagt Wustmann, daß er einen schmachvollen Vorgang befördere. Dann muß die ganze Sprachentwicklung der früheren Jahrhunderte eine Schmach sein! Der Linguist bleibt diesen Vorgängen gegenüber kühl beobachtend. Er nimmt sich gewiß das Recht heraus, solche Neubildungen, die seinem künstlerischen Empfinden nicht zusagen, für seinen persönlichen Gebrauch abzulehnen; aber er entrüstet sich nicht darüber. Das kindliche „geschreibt“ ist eine Form der Zukunft. „Des Nachts“ — wer das zuerst gesagt hat nach Analogie von „des Tags“, der hat einen Sprachschnitzer begangen, ebensogut wie das Kind ihn begeht, das „ich habe geschreibt“ sagt. Doch ist die Form inzwischen herrschend geworden. Das ganze Sprachgebäude setzt sich aus einstigen Sprachschnitzern zusammen; das ganze Sprachleben baut sich auf Trümmern auf, nicht bloß der Form, sondern auch der Bedeutung. So erkennt man, daß der Begriff der sprachlichen Richtigkeit etwas sehr relatives ist. $2 \times 2 = 5$ wird in 500 Jahren noch falsch sein, aber

was heute als sprachlich „richtig" gelehrt wird, das kann dann „falsch" sein. Daraus geht hervor, daß der Begriff der Sprachrichtigkeit und Unrichtigkeit nicht etwa in mathematischem Sinne zu verstehen, sondern mit Gebräuchlichkeit und Ungebräuchlichkeit identisch ist. So weicht die linguistische Betrachtung der Sprache von der grammatischen ab; sie legiferiert nicht, sie beobachtet. Wir Linguisten haben es nicht auf eine Systematik der Sprache zu Lehrzwecken abgesehen, sondern auf eine Biologie der Sprache.

Das wirkt auch auf unser Verhältnis zu den alten Texten, die wir aus den Handschriften ans Licht bringen, z. B. den altfranzösischen. Ich meine, da sind vielzusehr die Grammatiker und viel zu wenig die Linguisten am Werke gewesen. Wir sind bisher viel zu sehr geneigt gewesen, die Texte zu korrigieren. Wir hätten lieber mehr von ihnen lernen sollen. Die zukünftige Textkritik wird weniger korrigieren, sie wird konservativer sein; sie wird nicht gleich Fehler sehen, sie wird linguistischer urteilen.

Nicht die Lust, aber die Zeit fehlt mir, um noch eine ganze Reihe sprachlicher Fragen ins Licht linguistischer Betrachtung zn rücken, z. B. die Frage der Fremdwörter; die Frage nach dem besten Deutsch, dem schönsten Französisch, oder die Frage, welche Sprache die wortreichste sei, eine Frage, die Dillettanten so gerne beschäftigt. Die Möglichkeit, aus einer Sprache in die andere zu übersetzen, ob der Wohlklang eine Rolle spielt, ob es schwer aussprechbare Wörter gibt, die darum geändert werden; ob es eine Furcht vor Mißverständnissen gibt, ob es überhaupt eine Absicht im Sprachwandel gibt, oder ob das Zweckmäßige im Sprachwandel nur im Resultat desselben liegt — das alles könnte hier zur Sprache kommen.

Doch möchte ich nur noch ein Wort über „Sprachverfall" sagen. Gewiß vollziehen sich alle sprachlichen Änderungen — und die Sprache lebt ja nur in Änderungen, so wie alles Leben — nicht ohne starke Reibungen und Unlustgefühle, insbesondere bei der älteren Generation, die sich in ihren Sprachgewohnheiten verletzt fühlt. Wenn jemand etwa die Inversion nach „und" hört, die er nicht verträgt, so gibt ihm das Veranlassung, gleich generalisierend über „Sprachverfall" zu klagen. Ja, wenn die Klagen über Sprachverfall berechtigt wären, dann wäre die ganze Sprachentwicklung ein unaufhörlicher Verfall, und doch verfällt die Sprache nur mit der Kultur. Die Sprache ist das eigentliche Kulturinstrument. Sie sinkt und steigt mit der Kultur, und wer mit einem italienischen Puristen behaupten wollte, daß die Sprache des 14. Jahrhunderts eine vollkommenere gewesen sei als die heutige, der sagt implizite, daß damals die Kultur höher gestanden hätte als heute. Die Klage über den Sprachverfall ist die Klage des Grammatikers und nicht des Linguisten. Der Grammatiker spricht vom Verfall der lateinischen Deklination beim Übergang ins Romanische, und wer „Verfall" sagt, bei dem klingt ein Unterton des Bedauerns mit. Es ist da gar nichts zu bedauern. Die Sprache ändert und schafft, setzt Neues, Brauchbares, Ebenbürtiges an Stelle des Alten. Wenn man diesen Verfall der Kasus im Lateinischen geschichtlich zurückverfolgen will, so sieht man, daß er in dem weitzurückliegenden Augenblick begann, da einst aus den Adverbien die Präpositionen hervorgingen. Das Aufkommen der Präposition ist der Tod des Kasus. Von dem Augenblick an steht das ganze Kasussystem der Sprache auf Abbruch, und die romanischen Sprachen haben diesen

Abbruch schließlich vollzogen, nachdem er über ein Jahrtausend gedauert hat. So erweitert sich bei linguistischer Betrachtung der Horizont. Man klagt nicht gleich, und, wo andere einen Verfall bejammern, sieht man mit Sympathie Etappen eines großen Entwicklungsvorgangs. Man pflegt die Klagen über Sprachverfall usw. mit dem Hinweis darauf zu begleiten, daß die Sprache Goethes uns heute abhanden gekommen ist. Einem solchen Urteil liegt eine Verwechslung zugrunde zwischen dem, was man Sprache nennt, und dem künstlerischen Gebrauch, den ein Individuum von dieser Sprache gemacht hat. Glauben Sie wirklich, daß unsere Sprache heute so verwildert ist, daß ein Künstler daraus nicht noch etwas Schönes schaffen kann? Die Sprache ist nicht so verwildert, daß sie jemanden hinderte, ein Goethe zu werden; auch in der Vaterstadt Goethes wird das niemandem verwehrt sein.

Man möchte vielleicht einwenden, dieses linguistische Denken rechtfertige schließlich alles. Ich höre den Ausdruck „Anarchist in sprachlichen Dingen". Das linguistische Denken mache den Menschen stumpf für Ordnung und Maß, es liefere die Sprache allen Launen und Willkürlichkeiten aus. Ich muß das bestreiten. Das linguistische Denken stärkt die sprachliche Selbständigkeit, es macht aus dem heteronomen einen autonomen, sprachlich freien Philologen, der den Anspruch erhebt, sich selbst Autorität zu sein, der die Regeln nicht als Gebote verehrt, sondern als Meinungen anderer für sich nachprüft. Das linguistische Denken macht verträglich, aber nicht stumpf; frei, aber nicht zügellos. Jeder muß solche persönliche Entscheidung für sich in Anspruch nehmen. Ich lehne die Inversion nach „und" ab, weil sie auf mich wirkt wie ein Zeichen der Un-

bildung, aber ich erkenne deutlich, daß sie kommen wird und aufhören wird, ein Zeichen der Unbildung zu sein. Ich sage: „Der König, gefolgt von seinem Hofe“ — und ich sehe nicht ein, warum mir die Grammatik das zu verbieten hätte. Mir liegt die Form „ich frug“ gar nicht, aber ich werde niemanden, der sie braucht, darum schelten. Ich bin nicht so rechthaberisch, mich anderen aufzudrängen, sondern werde ihnen dasselbe Recht lassen, das ich für mich in Anspruch nehme, nämlich die persönliche Entscheidung zu treffen.

Und nun noch ein Wort zu der Frage: Wie ist es mit dem Unterricht, dem fremdsprachlichen, dem muttersprachlichen? Bedarf der nicht der strengen Regel? Gewiß, der sprachliche Unterricht muß autoritativ erteilt werden, aber der Lehrer, der ihn erteilt, der soll sprachlich autonom sein, sowohl auf der höheren Schule wie auf der Universität. Mit linguistischem Denken soll er alle Probleme der Grammatik und Lektüre anfassen; er soll wissen, daß die Wege der Grammatik und der Logik weit auseinandergehen, er soll über der Grammatik stehen, auf einer höheren Warte. Ich weiß wohl, daß es heißt „Caesar non supra grammaticam“. Ich lasse dieses mittelalterliche Wort in seiner naiven Form gelten. Aber in einem höheren Sinne stelle ich ihm ein entschiedenes „Philologus supra grammaticam“ entgegen. Der Philologe soll auf der linguistischen Warte stehen, von der aus er hinaussieht auf das keimende und blühende Leben der Sprache, dieses Leben, das von keinem Schulbuch eingefangen werden kann, und das die Ängstlichen, die Alternden, die Geradlinigen beschränken möchten, und das ihnen zum Trotz immer Neues schafft, unbekümmert darum, ob der Sprachmeister dieses Neue

als unrichtig, als Verfall bezeichnet. Auf dieser Warte soll jeder stehen, der Sprache lehrt, die eigene oder eine fremde. Er soll selbstverständlich darüber wachen, daß seine Schüler die grammatischen Vorschriften befolgen, aber er soll für sich wissen, wie diese Vorschriften vielfach auf einer Verwechslung von Laut und Schrift beruhen, wie relativ die Begriffe von Sprachrichtigkeit und Unrichtigkeit sind, wie wenig berechtigt die Klagen von sprachlichem Verfall sind. Er wird selbstverständlich keine anderen Regeln lehren als die der Grammatik; er wird den erziehlichen Wert der Grammatik, die Autorität der Grammatik, den pädagogischen Wert dieser Autorität für uns alle, namentlich im Jugendalter, anerkennen und ausnutzen — aber ihre wissenschaftliche Bedeutung nicht überschätzen. Er wird die Autorität nicht zur Tyrannei werden lassen, über der er die Sprache selbst übersieht. So werden die Erklärungen, mit denen ein linguistisch denkender Lehrer arbeitet, andere sein als bei einem, der nur grammatisch denkt, und die Korrektur der Schülerfehler wird auch anders sein. Das könnte z. B. im Französischen bei dem sogenannten „accord du participe passé" eintreten, dessen regelhafte Betätigung zu einem Eckstein des Unterrichts geworden ist. Solche Überschätzung verdanken wir der Grammatik. Die Linguistik wird sie auf das richtige Maß zurückführen — mit Erlaubnis der hohen Unterrichtsbehörde. Es gibt Schülerfehler, die mehr sprachliches Denken verraten als die Befolgung einer grammatischen Regel; darüber habe ich früher einmal vor Ihnen, zu Köln*, gesprochen. Die linguistische Sprachbetrachtung

*) [Die tempora historica im Französischen. Die Neueren Sprachen 12, 1905, S. 106.]

muß das unentbehrliche Korrelat der grammatischen sein. Der Philologe bedarf ihrer. Er soll in allen seinen Hantierungen davon überzeugt sein, daß die Kräfte, die den angeblichen Sprachverfall schaffen, die nämlichen Kräfte sind, die das Sprachleben regieren, seit es sprechende Geschöpfe gibt, und die aus den primitiven Sprachen jene wunderbaren Instrumente haben hervorgehen lassen, die unsere Kultursprachen sind, und die das unvergleichliche, herrliche Arbeitsfeld darstellen, dem unsere Lebensarbeit gilt.

Über Aufgabe und Methode der Volksvorlesungen.*)

Wir sprechen heute von „Volkskultur“ und bezeichnen damit das Ziel mannigfacher, konvergierender Bildungsbestrebungen, die unserer Zeit eigentümlich sind. Diese Bildungsarbeit richtet sich an solche, die durch ihre tägliche Erwerbstätigkeit, durch des Lebens Not und Zwänge verhindert sind, ihre elementare Schulbildung auszubauen und dazu zu kommen, sich auf dem weiten Gebiete moderner Kulturarbeit umzusehen. Man will sie zu dieser Umschau anleiten, befähigen. Dazu dienen insbesondere die sogenannten Volksvorlesungen.

Die nächstliegende Aufgabe einer Vorlesung ist: Wissen zu vermitteln. Ihr unmittelbares Ziel ist: durch Mitteilung von Wissen den Intellekt zu schulen. Und hier möchte ich gleich mit Nachdruck zweierlei hinzufügen.

Erstens: die intellektuelle Schulung bedarf des künstlerischen Untertones, um voll zu erklingen. Nicht nur soll der Vortrag in seiner Form künstlerisches Streben verraten — davon gleich nachher ein Wort — sondern er soll auch von der Hülfe der bildenden Kunst, von Rezitation und Musik, wenn immer möglich, Gebrauch machen. Licht-

*) [Vortrag, gehalten in der allgemeinen Gelehrtenversammlung des Ausschusses für Volksvorlesungen zu Frankfurt a. M. am 19. März 1909.]

bilder, Verteilung von Reproduktionen, Lieder, Worte und Weisen sollen Auge und Ohr in den Dienst des Verständnisses und in den Dienst der künstlerischen Miterziehung zwingen. Die Schulung des Intellekts durch den Vortrag muß, wo immer der Stoff sich eignet, auch mit einer Anleitung zum Sehen und Hören, mit einer Anleitung zu Kunstverständnis und Kunstgenuß verbunden sein, der ja dann noch besondere Veranstaltungen (Konzerte, Theateraufführungen) dienen, von denen hier weiter nicht die Rede sein soll.

Zweitens: So nachdrücklich ich die künstlerische Miterziehung fordere, so nachdrücklich lehne ich alles moralisierende Beiwerk ab. Betonung pädagogischer Absicht, moralisierende Nutzanwendung ist als unwillkommene Schulmeisterei zu vermeiden. Der Hörer merkt die Absicht und wird verstimmt. Indem wir den Intellekt schulen, schulen wir zugleich moralisch, ohne ein Wort darüber zu verlieren. Indem wir das Urteil schulen, schulen wir auch das Wollen, denn: unsoziales Wollen beruht immer auf einem falschen Urteil. Indem wir Licht verbreiten, dienen wir auch der Sittlichkeit.

Das Urteil schulen! Wenn es Aufgabe der Vorlesungen ist, Wissen mitzuteilen, so ist die Mitteilung dieses Wissens doch nicht Selbstzweck, sondern unsere Absicht geht darüber hinaus auf das eigentliche Ziel dieser Bildungsbestrebungen: die Schulung des Urteils, die Förderung der intellektuellen Autonomie, die Erziehung zur geistigen Selbständigkeit.

Es handelt sich in unseren Vorlesungen nicht sowohl um Verbreitung gelehrter Kenntnisse, als um Verbreitung von Bildung; nicht um schulmäßigen Unterricht, sondern um

intellektuelles Befreien. Es ist unser Ideal, autonome Menschen zu bilden, selbständige, volle Persönlichkeiten.

Wir können ja nicht daran denken, dieses Ideal zu verwirklichen — wenn es anders überhaupt erreichbar ist. Aber wir können danach streben, „strebend uns bemühn". Gibt es denn im Leben überhaupt etwas anderes als das Streben nach Zielen, die wir nicht erreichen?

Daß man also die Bildung autonomer Menschen als eine Utopie bezeichnet, schreckt mich nicht. Ja ich widerspreche dieser Auffassung nicht einmal. Aber sie soll uns nicht lähmen.

Daß der Philister unsere Bestrebungen verwirft und von den Gefahren der Halbbildung spricht, soll uns nicht kümmern. Wir haben schlimmere Gegner, die in Natur und Leben liegen und besonders drei:

Einmal die Unbegabtheit einer großen Anzahl von Menschen, deren Fassungskraft versagt und die dazu bestimmt scheinen, heteronom zu bleiben. Dann die Not des Lebens, die den Menschen erschöpft und seine Aufnahmefähigkeit herabsetzt, wenn nicht zerstört. Und endlich — besonders in nicht demokratischen Ländern — die Aussichtslosigkeit des Strebens, die Unmöglichkeit aufzusteigen und sich einen bessern Platz an der Sonne zu erkämpfen. Denn Aussicht weckt Streben; ihr Fehlen lähmt.

Ich habe hier nicht zu erörtern, welches die Chancen der Zukunft in der Bekämpfung dieser drei Widerstände sein können. Jedenfalls wollen wir gegen sie kämpfen, sonst wären wir hier nicht beisammen.

Wir sind eben Idealisten, aber vernünftige, die sich resignieren und sich vorläufig mit folgendem zufrieden geben:

Auf dem Weg zu unserem Ideal, der Bildung autonomer Menschen, ist unsere Aufgabe, da wir noch ganz am Anfang des Weges stehen, die: geistige Interessen zu wecken und die Menschen, die der Alltag in seinen engen Kreislauf bannt, für einige Stunden herauszuheben über dieses Alltagsinteresse, zu bewirken, daß sie aufblicken und sich recken, um über den Alltag hinauszusehen in ein Land der Verheißung, wo Tausende der begabtesten Menschen sich um Aufhellung der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Menschengeschlechts mühen. Wir wollen ihnen von dem erzählen, was unsere beglückende Lebensarbeit ausmacht. Wir wollen ihnen erzählen, wie ein Reisender erzählt, der fremdes Land gesehen hat.

Schon diese eine Vortragsstunde, dem Alltag abgekämpft, ist ein Gewinn, wenn auch gar nichts weiteres aus ihr folgte, wenn sie nur eine edlere Form der Unterhaltung wäre, dem Klatsch, dem Wirtshaus, der Straße abgerungen, ein Sandkorn zum Bau des großen Tempels, der unser Ideal ist.

Aber freilich ist es wünschenswert, daß die Vorlesung auch Folgen habe, und daß, wenn die große Menge sie tags darauf vergessen haben sollte, einige übrigbleiben, deren Intellekt in Bewegung gesetzt worden ist, die eine „innere Erleuchtung" erfahren haben, deren Interesse erwacht ist, die sich Gedanken machen und das Bedürfnis fühlen, ein Mehreres zu vernehmen, und so auf den Weg geraten, der zur Möglichkeit genußreicher und verständiger Beschäftigung mit Werken der Wissenschaft und der Kunst leitet — auf jenen Weg, der zur Autonomie führt. Das ist auch der Weg, der von der sogenannten Schundliteratur ablenkt.

Ja, wenn am Ende nur einer ist, der diesen Persönlichkeitsweg geht, so war die Vorlesung der Mühe wert. Ist denn nicht überhaupt unser Unterricht, auch der reguläre, in seiner wahrhaft bildenden Wirkung nur auf wenige beschränkt? Wieviel Studenten tragen denn aus dem Hörsaal der Universität die Lust und Fähigkeit zu selbständiger, wissenschaftlicher Arbeit mit ins Leben hinaus?

Seien wir billig, resigniert, aber nicht entmutigt. Wir müssen nicht mit Zahlen rechnen, sondern mit Menschenwerten. Begnügen wir uns, aber freuen wir uns auch, Anregungen zu säen in der Gewißheit, daß nicht alle Körner auf steinigen Boden fallen, und Ideen auszustreuen, an denen wir uns selbst gebildet haben.

Aus diesen Anschauungen über die Aufgabe der Volksvorlesungen ergibt sich mir für ihre Methode etwa folgendes:

Der Redner soll gar keine Vorkenntnisse voraussetzen, sondern nur voraussetzen, daß die Menschen, die seinem Rufe gefolgt sind, begierig sind, etwas über das zu hören, was im Titel genannt ist. Der Titel ist der Index. Seine richtige Formulierung ist von großer Wichtigkeit.

Es handelt sich nicht um eine schulmäßige Darbietung von Kenntnissen, etwa wie in einer Vorlesung im Hörsaal der Universität, sondern um eine Darbietung des Stoffes, welche die möglichst große Summe von Anregung in sich schließt. Nicht sowohl als ein Wissender soll der Hörer das Lokal verlassen, denn als einer, der nun erst recht wissen möchte, als ein Strebender. Die Vorlesung soll ganz auf Anregung gestellt sein. Das will heißen, daß die Form dabei außerordentlich beteiligt ist.

Nicht Stoffliches mitzuteilen ist die Hauptsache, sondern die Art der Mitteilung ist das Entscheidende. Nicht das

Was, sondern das Wie gibt den Ausschlag. Die Darbietung ist eine Frage der Formgebung, der Kunst. Der Vortrag soll künstlerische Arbeit in einfacher schlichter Sprache sein. Der Redner soll seinen Stoff besonders deshalb vollständig beherrschen, damit er ihn künstlerisch beherrschen und gestalten kann. Die Lichter, die Farben, die Perspektive, die Figuren, die Staffage dieses Vortrags — alles bis auf den Rahmen, der ihn einschließt, soll mit künstlerischer Absicht gestaltete Arbeit sein. Es soll eine harmonische Verbindung von konkretem Detail und von weiten Perspektiven, von realistischem Vordergrund und fernen Horizonten bestehen.

Die Kunst populärer wissenschaftlicher Darstellung, die viele so geringschätzen, ist schwer. Sie ist schwerer als die der fachmännischen wissenschaftlichen Darstellung.

Mit dieser Kunst verhält es sich wie mit der Kunst überhaupt: alle Stoffgebiete sind ihr zugänglich. Die Volksvorlesungen brauchen kein Wissensgebiet auszuschließen: ars omnia vincit. Es muß nur der richtige Mann da sein, der den Stoff gestalten kann. Aber wohl gibt es leichtere und schwerere Stoffe.

Ob Einzelvorträge oder Lehrgänge ist keine Prinzipienfrage. Vom Standpunkt der Anregung aus hat auch der Einzelvortrag sein Recht neben dem ausgedehnten „Lehrgang". Ich fürchte, daß die, die lauter ausgedehnte Lehrgänge verlangen, das Bessere wollen, das des Guten Feind ist. Man kann die Weltgeschichte in einer Stunde anregend darstellen.

Ich sprach von weiten Perspektiven, fernen Horizonten, die eröffnet werden sollen, denn ich glaube, daß die Vorlesung immer auch auf eine Höhe führen muß, von der

aus Menschenland zu überschauen ist. Der Vortrag soll auf eine prinzipielle Erkenntnis hinauslaufen, auch wenn diese nicht ausdrücklich und lehrhaft ausgesprochen wird. Auch hier muß dem Takt des einzelnen vieles überlassen bleiben. Aufdringliche Lehrhaftigkeit ist unter allen Umständen zu vermeiden. Aber ebenso sicher ist zu wünschen, daß eine Vorlesung gleichsam einen Beitrag zum Bau einer Weltanschauung darstelle. Danach hungern die strebenden Menschen. Das spezielle Erlebnis der einzelnen Vorlesung soll eingefügt werden in unser Wissen vom Leben, soll seinen Platz angewiesen bekommen in der Fragestellung nach den Problemen des Lebens. Es soll, möchte ich sagen, eine Ahnung der großen Einheit des Lebens durch das Ganze gehen. Solche Betrachtung gibt dem einzelnen Geschehnis nicht nur eine Bedeutung, die ihren Widerhall im Hörer findet, sondern es fließt aus solcher Betrachtung auch etwas, das versöhnend und ermutigend wirkt und zu einem höheren Standpunkt der Lebensbeurteilung emporzieht, als der Alltag ihn bietet, und ein reineres, ruhigeres Licht verbreitet, als das flakkernde, rußende Licht der Bierbankbetrachtung. Das hat eine große soziale Tragweite, deren der Vortragende sich wohl bewußt sein soll.

Wir wollen in den Dingen des Naturerkennens zu naturwissenschaftlichem Denken anleiten, in den geschichtlichen Dingen zu historischem Denken führen, kurz: ne pas tant enseigner les choses qu'à en juger, wie Montaigne sagt. Wir wollen nicht sowohl Philosophie lehren, als philosophieren lehren, wie Kant es einmal ausdrückt.

Aber, wenn weite Fernen unsrer Erkenntnis erschlossen werden sollen, so soll nachdrücklich auch auf die Grenzen

unseres Erkennens hingewiesen werden. Probleme aufdecken und die Grenzen der Beantwortung zeigen — eines muß das andere ergänzen. Es soll nicht als positives Wissen ausgegeben werden, was bloße Spekulation, was bloße Metaphysik, was bloßer Glaube ist. Jedes soll bei seinem Namen benannt werden, und die intellektuelle Erziehung soll zugleich eine Lehre der Bescheidenheit in sich schließen — jene Lehre der Bescheidenheit und Selbstbescheidung, die uns geistigen Arbeitern die tägliche Forschung immer von neuem bringt.

Wir wollen uns davor hüten, in unseren Hörern eine Sicherheit des Wissens zu erzeugen, die wir selbst nicht besitzen. Hier liegt, was man die Gefahr der Halbbildung nennt: das rasche Fertigsein und Absprechen über Dinge, mit denen man nicht vertraut ist — all das, was man mit dem Namen „Aufkläricht" bezeichnet. Aufklären wollen wir, aber jede Selbstüberhebung des Aufklärichts bekämpfen wir durch das freimütige Geständnis der Grenzen unseres Wissens.

„Das wird euch nicht helfen, ihr werdet doch Halbgebildete erziehen", erwidert man uns. Nun, auch das schreckt mich nicht. Alles menschliche Tun ist unvollkommen und hat auch Schattenseiten. Es fragt sich nur, wo die tieferen Schatten liegen: über der Jahrhunderte alten intellektuellen Hülflosigkeit und Heteronomie der großen Menge, oder in den Mißverständnissen, welche unsere Bildungstätigkeit vorübergehend wecken mag. Die Halbbildung ist der Schatten, den die Bildung auf ihrem Wege wirft — auch bei den sogenannten „Gebildeten". Ich habe nicht selten Männer der Wissenschaft getroffen, die mit großer Sicherheit über Arbeitsgebiete aburteilten, die sie

nicht autonom durchforscht hatten. Das sind Halbgebildete, trotz ihrer Gelehrtheit, und um ihretwillen wird man nicht die Wissenschaft überhaupt bekämpfen wollen!

Die wahre Bildung offenbart sich vor allem darin, daß der Mensch die Grenzen seiner Erkenntnis kennt und eingesteht; daß er weiß, wo er sagen darf, aber auch sagen muß: ignoro, das weiß ich nicht.

Bildung ist Takt.

Und indem wir Wissen verbreiten, wollen wir auch Lehren jenes Taktes geben, der die Grenze des Wissens respektiert.

Es liegt in meiner Auffassung vom Anregungszweck der Volksvorlesung, daß die Vortragenden nicht auf eine bestimmte Weltanschauung eingeschworen sein müssen: Im Hause der wissenschaftlichen Forschung sind viele Wohnungen, wie im Hause Gottes. Das dürfen auch unsere Hörer wissen.

„Damit schafft ihr nur Verwirrung!" hält man uns entgegen. Ja, ohne solch innere Kämpfe entstehen keine autonomen Menschen. Nur eines muß vermieden werden: die Polemik gegen Andersdenkende. Die gehört nicht hinein.

Daß der Zweck der Vorträge durch Merkblätter und Literaturangaben wesentlich gefördert wird, hat uns die Erfahrung gelehrt. Sie sind zur stehenden Einrichtung geworden.

Grundsätzlich sollte nach jedem Vortrag Gelegenheit zu Fragen gegeben werden, und mit der Zeit werden wir auch dazu kommen, förmliche Übungen zu veranstalten. Ein erster Anfang dazu sind jene Vereinigungen von Freunden der Astronomie, der Physik und Chemie, die sich im Anschluß an einige Lehrgänge gebildet haben. Der Versuch solcher Übungen liegt auch vor in der Einführung

von Lektürestunden, in denen z. B. Goethes „Faust“ behandelt wird, und das leitet hinüber zu unseren Unterrichtskursen.

Es liegt vielleicht in der zukünftigen Entwickelung unserer Bestrebungen, daß diese Vortragstätigkeit einmal förmlich und systematisch ausgestaltet werde, daß das ganze Gebiet des Wissens in systematischer Gliederung periodisch behandelt werde. Dazu gehört ein eigenes großes Heim mit Vortragssälen, mit Lesehallen und Unterrichtszimmern: das Gebäude einer „Volkshochschule“. Solcher Plan findet mich nicht enthusiastisch: Ich fühle darin etwas wie Aufdringlichkeit. Ich fürchte, es liegt eine Überschätzung des systematischen Lehrens und Lernens darin.

Wir haben es vorläufig mit einer freien Auswahl von Vorlesungen aus den verschiedensten Wissensgebieten zu tun, einer Auswahl, an der ja die Arbeiterkreise durch ihre Deligierten selbst beteiligt sind.

In dieser Beschränkung wollen wir unser Bestes geben. Überlassen wir es der Zukunft, die Dinge weiter reifen zu lassen, indem ein Jahr unserer gemeinsamen Arbeit vom andern lernt.

Darum halten wir fest, daß den besten Teil unserer Leistungen die Anregung ausmacht, denn auch von unserer Tätigkeit gilt, was Ernest Renan von der Erziehung überhaupt gesagt hat: l’essentiel de l’éducation, ce n’est pas la doctrine enseignée, c’est l’éveil. Wir wollen Wissen verbreiten, um Anregung zu einer Tätigkeit zu schaffen nach dem Worte der „Zueignung“:

Warum sucht’ ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Heinrich Morfs Schriften.[1]

1876

1. Auch Homer schläft bisweilen . . . Arch. 55 S. 458.

1878

2. Die Wortstellung im altfranz. Rolandsliede. Diss. Straßb. von 1877 . . . . Romanische Studien 3 S. 199—294.
3. Aus dem Escorial . . . . N. Z. Z. Nr. 359, 361, 363, 365, 367, 373.
4. Aus Spanien . . . . Ebd. Nr. 375, 377, 379, 381, 385, 391, 392—94, 396—98, 400, 406, 418, 437, 439, 440, 442, 446, 450, 452, 454, 456, 457, 460.

1879

5. Aus Spanien . . . . Ebd. Nr. 94, 100, 104, 110, 114, 116, 124, 126, 138, 140, 154, 443, 445, 451, 455, 461, 469, 471, 473, 479, 481, 487, 489, 493.

1881

6. Die Chansons de geste . . . . . . Fkf. Z. 12. 15. 16. XI.
7. *C. Buhlmann, Die Gestaltung der Chansons de geste Fierabras im Ital. Marb. 1880* . . . . Zs. 5 S. 423—43.
8. *Don Juan Manuel, El Libro de la Caza, hg. v. G. Baist. Halle 1880* . . Litbl. S. 448—53.

---

[1]) Zu jedem Jahre sind erst die eigenen Arbeiten Morfs gegeben, dann folgen in Kursivdruck die Anzeigen. Ein Verzeichnis der Abkürzungen befindet sich am Schluß der Bibliographie S. 420.

9.	*F. Bischoff, Der Conjunctiv bei Chrestien, Halle 1881*	D. Litzt. S. 1512.
10.	*Beiträge zur Kritik der franz. Karlsepen, veröff. v. E. Stengel, Marb. 1881*	D. Litzt. S. 1713.
11.	*Lothringischer Psalter, hg. v. F. Apfelstedt.* Afz. Bibl. *4, 1881*	D. Litzt. S. 1999.
12.	*v. Reinhardstöttner, Dr. C., Theoret. prakt. Grammatik der ital. Sprache. 2. Aufl. München 1880*	Zs. f. österr. Gymn. 32 S. 130—135.

1882

13.	Voltaire und Monseigneur Biort . .	Bund Stgbl. Nr. 41-46.
14.	Zur Beurteilung Somaizes	Behrens Zs. 4 S. 213 bis 229.
15.	Die Correspondenz des kleinen Abbé	Fkf. Z. 17.—21. I.
16.	Eine Brautwerbung der hohen Finanz des 18. Jahrhunderts	Bund Stgbl.
17.	*Hendrych, J., Die aus d. lat. Wurzel* 'fac' *entstandenen franz. Wörter. Görz.*	Litbl. S. 390.
18.	*Messire Thibaut, Li romanz de la poire, hg. v. F. Stehlich. Halle 1881* .	D. Litzt. S. 431.

1883

19.	El Poema de José nach der Hs. der Madrider Nationalbibliothek Lpz. . .	Gratulationsschrift der Berner f. d. Zürcher Univ.
20.	Zwei sonderbare Heilige.	Fkf. Z. Bund Stgbl. 23. VI. u. Ess. I, 312.
21.	Die Jugend der Frau von Epinay . .	Fkf. Z. 18., 19. u. 20. VIII.
22.	*Fornaciari, R., Sintassi ital. dell' uso moderno. Firenze 1881*	Litbl. S. 25—28.
23.	*Poetik Boileau's v. Ferd. Kaulen. Hannover 1882*.	Litbl. S. 393.

1884

24. Étude sur la date, le caractère et l'origine de la Chanson du Pèlerinage de Charlemagne . . . . Rom. 13 S. 185—232
25. Schriftsteller und Akademie . . . . Bund Stgbl. Nr. 18—22.
26. *Friedrich Diez' kleinere Arbeiten u. Recensionen, hg. v. H. Breymann. Münch.-Lpz. 1883*. . . . . Gött. gel. Anz. S. 134 bis 144.
27. *Fesenmair, J., D. Diego Hurtado de Mendoza. Münch. 1882* . . . . Litbl. S. 484.
28. *E. Etienne, La vie St. Thomas le Martir. Paris 1883* . . . . D. Litzt. S. 1049.
29. *E. Etienne, De diminutivis, intensivis, collectivis et in malam partem abeuntibus in frangogallico sermone nominibus. Paris 1883* . . . . D. Litzt. S. 1240.

1885

30. *Orthographia gallica, hg. v. Stürzinger, J.* Afz. Bibl. *1884* . . . . D. Litzt. S. 1272.
31. *Redolfi, A., Das Lautverhältnis des bergellischen Dialekts. Halle 1884*. . Gött. gel. Anz. S. 849 bis 866.

1886

32. La folie Tristan du ms. de Berne . . Rom. 15 S. 558—574.
33. Drei bergellische Volkslieder. . . . Gött. Nachr. S. 73—90.
34. Zeittafel zu Vorlesungen über Molière. Bern . . . .
35. Voltaire und das Theater zu Genf .. Beil. Allg. Z. 24. XII.
36. Die sogenannte Lehramtsschule und das Studium des Französischen . . Berner Schulblatt Nr. 42—45, S. 219/20; 227/8; 231/2; 237/9.
37. *La vie intime de Voltaire aux Délices et à Ferney p. L. Perey et G. Maugras. 2ᵉ éd. Paris 1885* . . . . Litbl. S. 231.

38. *A. Tobler, Vermischte Beiträge zur franz. Grammatik. Lpz. 1886* . . . . D. Litzt. S. 1718.

1887

39. Kaiser Karls Pilgerfahrt. . . . . . Nat. Nr. 51 u. Ess. I, 41.
40. Trois chansons populaires de la Surselva Rev. pat. gallor. I, S. 115—123.
41. Sociedad raetoromana des Grisons . Ebd. I S. 238.
42. Manducatum = manducatam en valaisan et en vaudois . . . . . . Rom. 16 S. 278—287.
43. Molières Jugend (1622—1643). . . Nat. Nr. 22, 23.
44. Der franz. Roman im 17. Jahrh.. . Ebd. Nr. 40.
45. Pierre Corneille . . . . Ebd. Nr. 47.
46. Don Juan. . . . . Ebd. Nr. 5.
47. Aus der Geschichte des franz. Dramas Samml. gemeinverständl. wiss. Vorträge 21 u. Ess. I, 101.
48. Die Quellen der Molièrebiographie. Bund Stgbl. 46.
49. *Baluffe, A., Molière inconnu. Sa vie. Tome I. Paris 1886* . . . . Litbl. S. 122—129.
50. *Becker, K., Syntakt. Studien über die Plejade. Darmst. 1885*. . . . . . . Ebd. S. 352.
51. *Gilliéron, J., Mélanges Gallo-Romans. Paris 1886* . . . . Ebd. S. 398.
52. *Ziesing, Th., Erasme ou Salignac? Étude sur la lettre de F. Rabelais. Paris 1887* . . . . Ebd. S. 480.
53. *Tobler, A., Vermischte Beiträge zur franz. Grammatik. Lpz. 1886* . . . . Ebd. S. 211—220.
54. *Die Lais der Marie de France, hg. von K. Warnke* Bibl. Norm. 3 *1885* . . . D. Litzt. S. 716.
55. *A. Odin, Phonologie des patois du Canton de Vaud. Halle 1886* . . . . Ebd. S. 1082.

1888

56. Die sprachl. Einheitsbestrebungen in der rätischen Schweiz, Bern.
Abgedruckt als: Ein Sprachenstreit in der rätischen Schweiz, Bern . . Ess. I, 418.

57. Die Untersuchung lebender Mundarten und die Bedeutung für den akad. Unterricht . . . . Verh. Philol. Zürich 1887 S. 171—186 u. Behrens Zs. 10 S. 187—206.
58. Die Cäsartragödien Voltaires und Shakespeares . . . . Behrens Zs. 10 S. 214 bis 234 u. Ess. I, 261.
59. Die Liebe in den Dichtungen der Troubadours und Trouvères . . . . Nat. Nr. 21.
60. François de Malherbe . . . . Ebd. Nr. 28.
61. Ein italienisches Volksbuch (Reali di Francia) . . . . Ebd. Nr. 39.
62. Die franz. Akademie . . . . Ebd. Nr. 49, 50.
63. Voltaires Jugend . . . . Bund Stgbl. 20—22.
64. Jean-Jacques Rousseau auf der Petersinsel . . . . Ebd. 31.
65. Vom alten Paris . . . . Fkf. Z. 7., 8. IV.
66. Stimmen über die Bedeutung der Stenographie . . . . gesammelt v. E. Hüeblin, Wetzikon.
67. *Fournel, V., Le Vieux Paris. Tours* 1887 . . . . Litbl. S. 267.
68. *Un jésuite homme de lettres au 17e s. Le P. Bouhours p. G. Doucieux. Paris 1886* . . . . Ebd. S. 359.
69. *Revue des patois Gallo-Romans p. J. Gilliéron et Rousselot II. Paris 1888* Ebd. S. 503—508.
70. *A. Odin, Étude sur le verbe dans le patois de Blonay. Halle 1887* . . . D. Litzt. S. 1602.

1889

71. Wie Voltaire Rousseaus Feind geworden ist . . . . Fkf. Z. 4. IV. u. Ess. I, 361.
72. Bouhours . . . . Nat. R.37 u. Ess.I,223.

73. Voltaire und Bossuet als Universalhistoriker . . . . Ebd. Nr. 32 u. Ess. I, 300.
74. Kreolisches . . . . Ebd. Nr. 19.
75. Das romanische Ludwigslied . . . . Ebd. Nr. 44.
76. Voltaires Weltanschauung . . . . . N. Z. Z. 352.
77. *Revue des patois Gallo-Romans p. p. Gilliéron et Rousselot I. Paris 1887* Gött. gel. Anz. S. 11 bis 27.
78. *Geschichte der ital. Literatur von A. Gaspary, 1. u. 2. Bd. Berlin 1888* Nat. Nr. *34*.
79. *Christian von Troyes sämmtl. erhaltene Werke hg. v. W. Foerster II. Bd. Der Löwenritter (Yvain). Halle 1887* D. Litzt. S. 236.
80. *Les ennemis de Chapelain p. A. Fabre. Paris 1888* . . . . Litbl. S. 24—27.
81. *Schindler, D., Vokalismus der Mundart von Sornetan, Diss. Lpz. 1887* Ebd. S. 143.
82. *Querelles de philosophes. Voltaire et J.-J. Rousseau p. G. Maugras 2ᵉ éd. Paris 1886* . . . . Ebd. S. 382—385.

1890

83. Das Studium der romanischen Philologie . . . . Akad. Antrittsrede Zürich u. Ess. II, 331.
84. Voltaire und der Gottesglaube . . . Nat. Nr. 20.
85. Von der Chanson de Roland bis zum Orlando furioso . . . . N. Z. Z. 80.
86. *Robles, F., Guillén, Leyendas de José. Zaragoza 1888* . . . . Litbl. S. 34.

1891

87. Drei Vorposten der franz. Aufklärung: St. Evremond — Bayle — Fontenelle Nat. Nr. 41, 42 u. Ess. I, 240.

88. Tutti e tre . . . . Philol. Abh. H. Schweizer-Sidler gewidmet Zürich S. 71—79.
89. Voltaires Psychologie . . . . . . Nat. Nr. 23.
90. Negerfranzösisch . . . . N. Z. Z. 42.
91. *W. Meyer-Lübke, Grammatik der rom. Sprachen I. Bd. Lpz. 1890* . . . . D. Litzt. S. 987.
92. *Bourgoin, A., Les maîtres de la critique au 17e s. Paris 1889* . . . . Litbl. S. 274.
93. *Lemaître, J., Corneille et la poétique d'Aristote. Paris 1888* . . . . . . Ebd. S. 22.
94. *Bouquet, F., Points obscurs et nouveaux de la vie de P. Corneille. Paris 1888* . . . . Ebd. S. 23.
95. *Provenzalische Renaissance. Nerto Prov. Erzählung v. Mistral, deutsch von A. Bertuch. Straßb. 1891* . . . Zürcher Post 3. I.

1892

96. Notes pour servir à l'histoire de la légende de Troie en Italie et en Espagne . . . . Rom. 21 S. 18—38.
97. Gil Blas . . . . Nat. Nr. 23.
98. Dalembert . . . . Ebd. Nr. 42 u. Ess. II, 189.
99. *Gorra, E., Testi inediti di storia trojana, Torino 1887* . . . . . . Rom. 21 S. 88—107.

1893

100. Aus dem philos. Jahrh.: Denis Diderot . . . . Nat. Nr. 19—21 u. Ess. I, 327.
101. *Ph. A. Becker, Jean Lemaire, der erste human. Dichter Frankr. Straßb. 1893* . . . . Litbl. S. 245.

102. *L. Clédat, Précis d'orthographe et de grammaire phonétiques. Paris 1890* Phonetische Studien VI S. 111–114.

1894

103. François Rabelais . . . . Nat. Nr. 18, 19.
104. 5. Aufl. von Hettner, H. Geschichte der franz. Literatur im 18. Jahrh. Braunschw., hg. v. H. Morf.
105. Die franz. Literatur zur Zeit Ludwigs XII. . . . . Behrens Zs. 16 S. 265 bis 282.
106. *L. Dollfuß, Études sur le moyen âge espagnol. Paris 1894*. . . . . . . Litbl. S. 341.
107. *R. Doumic, Histoire de la littérature française. Paris 1893* . . . . . . Ebd. S. 358–364.

1895

108. Notes pour servir à la légende de Troie en Italie et en Espagne. . . Rom. 24 S. 174—196.
109. Der Verfasser von 'Paul et Virginie'. Fkf. Z. 260 u. Ess. I, 381.
110. Die französische Literatur zur Zeit Franz I. . . . . Arch. 94 S. 207—256.
111. Molières Ende . . . . Nat. Nr. 51.
112. Die Bibliothek Petrarcas . . . . . Ebd. Nr. 14 u. Ess. I, 172.
113. *Marchot, P., Solution de quelques difficultés de la phonétique franç. Laus. 1893* . . . . Arch. 94 S. 345–353.

1896

114. Die französische Literatur in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. . . Behrens Zs. 18 S. 157 bis 201.
115. Madame de Staël . . . . Nat. Nr. 45, 46 u. Ess. I, 397.

116. Ein Idiotikon der welschen Schweiz. N. Z. Z. 218.
117. Die französische Literatur zur Zeit des ersten Kaiserreichs . . . . . . Bund Stgbl.
118. *Schneegans, H., Geschichte der grotesken Satire. Straßb. 1894* . . . Arch. 97 S. 443–447.
119. *Dasselbe* . . . . Nat. Nr. 25.
120. *Tobler, G., Vincenz Bernhard Tscharner, Neujahrsbl. Bern 1896* . . . . Arch. 97 S. 448.
121. *J.-J. Rousseau, Du contrat social, éd. p. E. Dreyfuß-Brisac. Paris 1896* . . . . Litbl. S. 164.
122. *Fern. Araujo, Estudios de Fonétika kastelana. Toledo, Madr. Paris 1894* Ebd. S. 15.

1897

123. Molière . . . . D. Rdsch. u. Ess. 1, 185
124. Die französische Literatur in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.. . . . . Behrens Zs. 19 S. 1 bis 61.

1898

125. Voltaire et l'affaire Calas in „La Revue de Paris“ . . . . N. Z. Z. 45.
126. Vom Rolandslied zum Orlando furioso D. Rdsch. u. Ess. I, 1.
127. Das liturgische Drama von den fünf klugen und den fünf thörichten Jungfrauen (Sponsus) . . . . Zs. 22 S. 385—91.
128. Geschichte der französischen Literatur. Ein Handbuch. I. Buch: Das Zeitalter der Renaissance, Straßb.

130. Das französische Volkslied, Zürich . Sammlung von franz. Volksliedern aus verschiedenen Gegenden u. Zeiten. Lesezirkel Hottingen.
131. *Frank, F., Dernier voyage de la reine de Navarre. Toul et Paris 1897* . Arch. 101 S. 230.
132. *G. Monval, Chronologie molièresque. Paris 1897* . . . . Litbl. S. 192.
133. *M. Souriau, La préface de Cromwell. Paris 1897* . . . . Ebd. S. 339—342.
134. *J. Passy et A. Rambeau, Chrestomathie française. Paris 1897* . . . . Ebd. S. 186.

1899

135. Blaise Pascal . . . . Nat. Nr. 20.

1900

136. Spielmannsgeschichten . . . . . . N. Z. Z. 71—73, 1. III. u. Ess. I, 143.
137. Die sieben Infanten von Lara . . D. Rdsech. u. Ess. I, 55
138. Deutsche und Romanen in der Schweiz . . . . N. Z. Z. 241—250 u. Zürich selbständig 1901 u. Ess. II, 220.
139. *Gauchat, L., Étude sur le ranz des vaches fribourgeois. Zürich 1899* Litbl. S. 68—71.
140. *Ritter, E., Notes sur Madame de Staël. Genève 1899* . . . . Arch. 105 S. 455.
141. *La Divina Commedia di Dante Alighieri, da G. A. Scartazzini Vol. I. L'Inferno 2ª ed. Lpz. 1900* . . . N. Z. Z. 4. XI.

1901

142. Zu Tolstois 'Macht der Finsternis'. N. Z. Z. 15.
143. Begnadigung? . . . . Ebd. 141.

144. Mirèio (Zum 70. Geburtstag Mistrals) . . . . N. Z. Z. 3. u. 4. II. u. Lesezirkel Hottingen 20. Jahresbericht S. 42 bis 50.

145. Notizen: 'Il Pedante' und Molières Tartuffe. . . . . Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte 1 S. 272.

146. Die Rothschild-Bibliothek 1891—1900 Fkf. Z. 29. XI.

147. *Faguet, E., Histoire de la littérature française. Paris 1900* . . . . . . D. Litzt. S. 1377.

148. *Brunetière, F., Manuel de l'Histoire de la Littérature française. Paris 1898* . . . . Arch. 106 S. 212 bis 221.

149. *Toinet, R., Quelques recherches autour des poèmes héroïques-épiques franç. du 17e s. Tulle 1899* . . . Ebd. 107 S. 207.

150. *Rigal, E., Le théâtre franç. avant la période classique. Paris 1901* . . . Ebd. 107 S. 443.

151. *Italienische Briefe zum Rückübersetzen v. H. Breitinger. Zürich 1901* N. Z. Z. 4. IV.

1902

152. Vom schweizerischen Idiotikon. . . Fkf. Z. 20. X.

153. Rede zur Eröffnungsfeier. . . . . Akad. für Sozial- u. Handelswiss. Frankf. Jena S. 66.

154. 'Ridicule' und 'réticule' . . . . . Fkf. Z. 8. XI.

155. Rothschild-Bibliotheken . . . . . . Ebd. 12. VI.

156. Das Molière-Gastspiel in Frankfurt 'Les Précieuses ridicules' und 'Tartuffe'. . . . . Fkf. Z. 26. I.

1903

157. Das französische Volkslied . . . . Arch. 111 S. 122—157 u. Ess. II, 36.

158. Aus Dichtung und Sprache der Romanen I. Straßb.	
159. Gaston Paris	Fkf. Z. 12. u. 13. III. u. Ess. I, 520.
160. Frederi Mistral der Dichter der Mirèio	D. Rdsch. u. Ess. I, 464
161. Société amicale Gaston Paris . .	Arch. 111 S. 186.
162. Die Gründung einer Société des Études Rabelaisiennes	Ebd. 111 S. 185.
163. Rede des abtretenden Rektors Prof. Dr. H. Morf.	Akad. für Sozial- u. Handelswiss. Frankf. Rektoratswechsel.
164. *Rousseau, Du contrat social, nouv. éd. p. G. Beaulavon. Paris 1903* . .	Arch. 111 S. 465.
165. *Lou Cansounié de la Prouvènço. Avignon, Roumaniho et Marsiho [1903]*	Ebd. 111 S. 237.
166. *Scholl, Dr. S., Guillaume Tardif u. seine frz. Übers. des L. Valla. Kempten 1903*	Ebd. 111 S. 464.
167. *Voretzsch, Prof. Dr. C., Einführung in das Stud. der afz. Sprache, 2. Aufl. Halle 1903*	Ebd. 111 S. 465.

1904

168. Bericht des Rektors über die zwei ersten Studienjahre 1901—1903 . .	Akad. für Sozial- u. Handelswiss. Frankf.
169. Francesco Petrarca	D. Rdsch. u. Ess. II, 9.
170. Louis P. Betz.	Fkf. Z. 2. II. u. Goethe-Jahrb. 25.
171. Jean-Jacques Rousseau	Jahrb. d. Freien Deutschen Hochstifts Ffk. S.78–94 u. Ess. II, 196.
172. Zum sog. Deutlichkeitstrieb	Arch. 113 S. 154—56.

173. Die Gründung einer Société Jean-Jacques Rousseau . . . . Arch. 112 S. 394.
174. Die Société amicale Gaston Paris. Ebd. 112 S. 395.
175. Petrarca gegen Dante . . . . . . Ebd. 112 S. 395.
176. Chateaubriands Nuit chez les sauvages d'Amérique . . . . Ebd. 112 S. 397.
177. Eine Société des Textes français modernes . . . . Ebd. 113 S. 154.
178. *G. Wenderoth, Étienne Pasquiers poetische Theorien. Diss. Marb. 1903* . Ebd. 112 S. 234.
179. *Fuchs, Dr. M., Tableau de l'histoire de la littérature française. Bielefeld 1904* . . . . Ebd. 112 S. 243.
180. *Langlois, E., Recueil d'arts de seconde rhétorique. Paris 1902* . . . Ebd. 112 S. 229.
181. *Petrarcas poetische Briefe in Versen übers., hg. v. F. Friedersdorff. Halle 1903* . . . . Ebd. 112 S. 467.
182. *Wohlfeil, Dr. P., Die deutschen Molière-Übersetzungen. Fkf. 1904* . . . Ebd. 112 S. 462.
183. *Bédier, J., Études critiques. Paris 1903* . . . . Ebd, 112 S. 463.
184. *Maccabez, E., F.-B. de Félice et son Encyclopédie, Yverdon. Diss. Laus. 1903* . . . . Ebd. 112 S. 464.
185. *Sauer, K. M., u. Runge, H., Kleine span. Sprachlehre. 4. Aufl., Heidelb. 1903* . . . . Ebd. 112 S. 478.
186. *M. Niedermann, Spécimen d'un précis de phonétique hist. du latin. La Chaux-de-Fonds 1904* . . . . . . Ebd. 113 S. 446.
187. *R. Menéndez Pidal, Manual elemental de gramática histórica española. Madrid 1904*. . . . . Ebd. 113 S. 239.
188. *Rigal, E., La comédie de Molière. Paris 1904* . . . . Ebd. 113 S. 459.
189. *Langlois, Ch.-V., La société française au 13e s. 2e éd. Paris 1904* . . . . Ebd. 113 S. 458.

190. *Bonnefon, P., La société française du 17e s. Paris 1903* . . . . . . Arch. 113 S. 458.
191. *Heymann, W., Franz. Dialektwörter bei Lexikogr. des 16. bis 18. Jahrh. Diss. Gieß. 1903* . . . . Ebd. 113 S. 217.
192. *Polentz, E., Die relative Satzverschmelzung im Franz. Berlin 1904*. Ebd. 113 S. 217.
193. *Meder, F., Inwiefern kann der frz. Unterr. an höh. Schule e. Vertiefung erfahren? Lpz. 1904* . . . . Ebd. 113 S. 218.
194. *Meinicke, M., Das Praefix Re- im Franz. Diss. Berl. 1904* . . . . . . Ebd. 113 S. 216.
195. *Meyer, P., De l'expansion de la langue franç. en Italie pendant le moyen-âge. Roma 1904*. . . . . . Ebd. 113 S. 478.
196. *Taine, H., Sa vie et sa correspondance. Paris 1902—04* . . . . . . Ebd. 113 S. 492.
197. *Bouvier, B., L'œuvre de Zola. Genève s. d.* . . . . Ebd. 113 S. 492.
198. *Passy, J., L'origine des Ossalois. Paris 1904* . . . . Ebd. 113 S. 493.
199. *Thomas, A., Nouveaux essais de philologie franç. Paris 1905*. . . . . Ebd. 113 S. 493.

1905

200. Jubiläumsausgabe von: Der sinnreiche Junker Don Quichote von der Mancha übers. v. L. Braunfels. 1.—4. Bd. herg. v. H. Morf. Straßb.
201. Don Quichote . . . . Fkf. Z. 29. I.
202. Adolf Tobler. Zum 23. Mai 1905. . Ebd. 23. V.
203. Die Société des Textes français modernes. . . . . Arch. 115 S. 189.
204. Die tempora historica im Französischen. . . . . Verh. Neuphil. Cöln S. 74—76 u. N. Spr. 12 S. 306—11.
205. Schiller und die Ungelehrten . . . Fkf. Z. 25. IV. Abendbl.

206. *A. Morel-Fatio, Études sur l'Espagne 3e sér. Paris 1904* . . . . Arch. 114 S. 257.
207. *Aus roman. Sprachen u. Literaturen. Festschr. H. Morf, Halle 1905* . . . Ebd. 115 S. 430—463.
208. *Schädel, B., Mundartliches aus Mallorca. Halle 1905* . . . . Ebd. 115 S. 256.
209. *Baldensperger, F., Goethe en France. Paris 1904* . . . . Ebd. 114 S. 222.
210. *Menger, L. E., The anglo-norman dialect. New York, London 1904* . Ebd. 114 S. 267.
211. *Revue des Études Rabelaisiennes II*. Ebd. 114 S. 264.
212. *Ritter, E., Les quatre dictionnaires français. Genève 1905* . . . . . . Ebd. 114 S. 267.
213. *Opere di Alessandro Manzoni. Milano 1905* . . . . Ebd. 114 S. 270.
214. *Heyse, P., Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrh. Bd. V. Stuttg. 1905* . . . . Ebd. 114 S. 270.
215. *Fitzmaurice-Kelly, J., Littérature espagnole. Paris 1904* . . . . . . Ebd. 114 S. 272.
216. *Hugo Schuchardt an Adolf Mussafia. Graz 1905* . . . . Ebd. 114 S. 477.
217. *Brunot, F., Histoire de la langue française. Tome I., Paris 1905* . . Ebd. 114 S. 481.
218. *Tobler, A., Vermischte Beiträge zur franz. Grammatik. Berlin 1905* . . Ebd. 114 S. 482.
219. *Waßmuth, Th., Untersuchungen der Reime des afz. Artusromans Li Atre perillos. Diss. Bonn 1905*. . . . . Ebd. 114 S. 482.
220. *Kling, J. O., Nichtakademische Syntax bei Voltaire. Diss. Marb. 1905* . Ebd. 114 S. 483.
221. *Meyer, P., Pour la simplification de notre orthographe. Paris 1905*. . . Ebd. 114 S. 484.
222. *Novati, Attraverso il Medio Evo. Bari 1905* . . . . Ebd. 114 S. 486.
223. *Passerini, G. L., e Mazzi, C., Un decennio di bibliografia Dantesca. Milano 1905* . . . . Ebd. 115 S. 269.

224. *Farinelli, A., Appunti su Dante in Ispagna nell età Media. Torino 1905* Arch. 115 S. 270.
225. *Panzer, Fr., Märchen, Sage und Dichtung. München 1905* . . . . . Ebd. 115 S. 470.
226. *Grundriß der romanischen Philologie, hg. v. G. Gröber. I. Bd. 2. Aufl. Straßb. 1906* . . . . Ebd. 115 S. 476.
227. *Roques, M., Méthodes étymologiques. Paris 1905* . . . . Ebd. 115 S. 476.
228. *Voretzsch, C., Einführung in das Studium der afrz. Literatur. Halle 1905* Ebd. 115 S. 478.
229. *Lefranc, A., Les navigations de Pantagruel. Paris 1905* . . . . Ebd. 115 S. 479.
230. *Finsler, G., Die Conjectures académiques des Abbé d'Aubignac. Lpz. 1905* Ebd. 115 S. 480.
231. *Becker, Ph. A., Molières Subjektivismus. Berlin 1905* . . . . Ebd. 115 S. 480.
232. *Tobler, A., Vermischte Beiträge zur franz. Grammatik. Berlin 1905* . . Ebd. 115 S. 483.
233. *Lambert, L., Chants et Chansons populaires du Languedoc. Par., Lpz. 1906* . . . . Ebd. 115 S. 485.
234. *Thomas, A., Le nominatif pluriel asymétrique des substantifs masc. en ancien provençal. Paris 1905* . . . Ebd. 115 S. 485.
235. *Flamini, Fr., Varia, pagine di critica e d'arte. Livorno 1905* . . . . . . Ebd. 115 S. 486.
236. *Der sinnreiche Junker Don Quichote von der Mancha. Übers. v. L. Braunfels. Straßb. 1905* . . . . Ebd. 115 S. 488.

1906

237. Pierre Corneille zur 300. Wiederkehr seines Geburtstages . . . . D. Rdsch. u. Ess. II, 102.
238. Camille Chabaneau . . . . Fkf. Z. 4. III.
239. Aus Gaston Paris' Werkstatt . . . Allg. Z. Beil. Nr. 37 S. 293 Mai.

240. *Roger, M., L'enseignement des lettres classiques d'Ausone à Alcuin. Paris 1905* . . . . Arch. 116 S. 235.
241. *Luchsinger, Chr., Das Molkereigerät in den roman. Alpendial. der Schweiz. Diss. Zürich 1905* . . . . Ebd. 116 S. 236.
242. *Paris, G., La littérature franç. au moyen âge. 3ᵉ éd., Paris 1905* . . Ebd. 116 S. 237.
243. *Rigal, F., La mise en scène dans les tragédies du 16ᵉ s. Paris 1905* . . Ebd. 116 S. 238.
244. *Heiß, H., Studien über die burleske Modedichtung Frankreichs im 17. Jahrh. Erl. 1905*. . . . . Ebd. 116 S. 239.
245. *Pletscher, Th., Die Märchen Charles Perraults. Berl. 1906* . . . . Ebd. 116 S. 240.
246. *Waldberg, M. v., Der empfindsame Roman in Frankreich. I. Straßb., Berl. 1906* . . . . Ebd. 116 S. 240.
247. *Annales de la Société J.-J. Rousseau I. Genève 1905* . . . . Ebd. 116 S. 241.
248. *Burghardt, E., Über den Einfluß des Englischen auf das Anglonorm. in syntakt. Beziehung. Diss. Göttingen 1905* . . . . Ebd. 116 S. 242.
249. *Brunot, F., La réforme de l'orthographe. Paris 1905* . . . . Ebd. 116 S. 243.
250. *Flamini, Fr., Avviamento allo studio della Divina Commedia. Livorno 1906* Ebd. 116 S. 245.
251. *Scartazzini, G. A., Dantologia. 3ª ed., Milano 1906* . . . . Ebd. 116 S. 246.
252. *Hanssen, F., De los adverbios mucho, muy y much. 1905* . . . . Ebd. 116 S. 247.
253. *Panzer, F., Der roman. Bilderfries am südl. Choreingang des Freiburger Münsters* . . . . Ebd. 116 S. 474.
254. *Niedermann, M., Précis de phonétique historique du latin. Paris 1906* Ebd. 116 S. 479.

255. *Jacques Amyot, Les vies des hommes illustres grecs et romains. 1906* . . Arch. 116 S. 481.
256. *Massis, H., Comment Emile Zola composait ses romans. Paris 1906.* Ebd. 116 S. 484.
257. *Alge, G., Lezioni d'italiano. 3. Aufl. Lpz. 1904.* . . . . Ebd. 116 S. 485.
258. *Morel-Fatio, A., Etudes sur l'Espagne. Paris 1906* . . . . Ebd. 116 S. 487.
259. *Pușcariu, S., Etymolog. Wörterbuch der rumän. Sprache. Heidelb. 1905.* Ebd. 116 S. 488.
260. *Bibliothèque littéraire de la Renaissance VI u. VII. Paris 1906* . . . Ebd. 117 S. 232.
261. *Jordan, L., Wortgeschichtliches. Erlangen 1906.* . . . . Ebd. 117 S. 233.
262. *Quiehl, K., Französ. Aussprache und Sprachfertigkeit. 4. Aufl.. Marb. 1096* Ebd. 117 S. 236.
263. *Lenz, R., Los elementos indios del castellano de Chile. Santiago 1904 bis 05* . . . . Ebd. 117 S. 240.
264. *Klincksieck, Fr., Chrestomathie der franz. Literatur des 17. Jahrh. Lpz. 1905* . . . . Ebd. 117 S. 472.
265. *Paris, G., Esquisse historique de la littérature franç. au moyen âge. P. o. D.* . . . . Ebd. 117 S. 472.
266. *Lefranc, A., Défense de Pascal. 1906* Ebd. 117 S. 473.
267. *Wenderoth, O., Der junge Quinet u. seine Übers. von Herders 'Ideen'. Diss. Tüb. 1906* . . . . Ebd. 117 S. 474.
268. *Lumbroso, A., Souvenirs sur Maupassant. Rome 1905* . . . . Ebd. 117 S. 475.
269. *Rockel, K.,* Goupil. *Diss. Bresl.* . . Ebd. 117 S. 476.
270. *Brunot, F., Histoire de la langue française. II. Paris 1906.* . . . . Ebd. 117 S. 477.
271. *Borgese, G. A., Storia della critica romantica in Italia. Napoli 1905* . Ebd. 117 S. 478.
272. *Staaff, E., Étude sur les pronoms abrégés en anc. espagnol. Lpz. 1906* Ebd. 117 S. 480.

1907

273. Die romanische Schweiz und die Mundartenforschung . . . . Arch. 119 S. 399 bis 423 u. Ess. II, 288.
274. Eine Ascoli-Stiftung . . . . Arch. 119 S. 206.
275. Società di Filologia Moderna . . . Ebd. 119 S. 206.
276. *Passy, P., Petite phonétique comparée des principales langues européennes. Lpz. 1906* . . . . Ebd. 118 S. 260.
277. *Annales de la Société J.-J. Rousseau II. Genève 1906* . . . . Ebd. 118 S. 268.
278. *Vouga, P., Essai sur l'origine des habitants du Val de Travers. Halle 1906* . . . . Ebd. 118 S. 270.
279. *Farinelli, A., Giosuè Carducci. Trieste 1907* . . . . Ebd. 119 S. 270.
280. *Baldensperger, F., Études d'histoire littéraire. Paris 1907* . . . . Ebd. 119 S. 475.
281. *Thieme, H. P., Guide bibliographique de la littérature franç. de 1800 à 1906. Paris 1907* . . . . Ebd. 119 S. 476.
282. *Roßmann, Ph., Handbuch für einen Studienaufenthalt im frz. Sprachgebiet. 3. Aufl., Marb. 1907* . . . . Ebd. 119 S. 477.
283. *De Sanctis, Fr., Saggio critico sul Petrarca. Napoli 1907* . . . . . . Ebd. 119 S. 478.
284. *Tallgren, O. J., La Gaya ó Consonantes de Pero Guillén de Segovia. Helsinki 1907* . . . . Ebd. 119 S. 480.

1908

285. Zur intellektuellen Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich . Fkf. Z. 17. I. u. 17. II.
286. *Aucassin et Nicolette p. H. Suchier, 6e éd., Paderborn 1906* . . . . . . Arch. 120 S. 249.
287. *Crane, T. F., Jean Rotrou's Saint Genest and Venceslas. Boston 1907* . Ebd. 120 S. 251.

288. *Lücking, G., Französ. Grammatik f. d. Schulgebrauch. 3. Aufl., Berl. 1907* . . . . Arch. 120 S. 253.
289. *Imbriani, V., Studi letterari e bizzarie satiriche. Bari 1907* . . . . Ebd. 120 S. 255.
290. *Zauner, A., Altspan. Elementarbuch. Heidelb. 1908* . . . . Ebd. 120 S. 256.
291. *Körting, G., Lateinisch-romanisches Wörterbuch. 3. Aufl., Paderborn 1907* Ebd. 120 S. 475.
292. *Gauchat, L., Warum verändert sich die Sprache? Zürich 1908* . . . . Ebd. 120 S. 476.
293. *Annales de la Société J.-J. Rousseau, III, Genève 1907* . . . . Ebd. 120 S. 478.
294. *Bartsch-Wiese, Chrestomathie de l'ancien français. 9e éd., Lpz. 1908* . . Ebd. 120 S. 478.
295. *Anthologie des Poètes franç. contemporains. I, Paris 1906*. . . . . . Ebd. 120 S. 479.
296. *Lanson, G., Histoire de la littérature franç. 9e éd., Paris 1906*. . . . . Ebd. 120 S. 480.
297. *Bédier, J., Les légendes épiques. I, Paris 1908* . . . . Ebd. 120 S. 481.
298. *Rigal, E., Molière. Paris 1908* . . Ebd. 120 S. 483.
299. *Tobler, A., Vermischte Beiträge zur französ. Grammatik. 4. Reihe, Lpz. 1908* . . . . Ebd. 120 S. 484.
300. *Panzini, A., Dizionario moderno. Milano 1908* . . . . Ebd. 120 S. 487.
301. *Vézinet, F., Les maîtres du roman espagnol contemporain. Paris 1907* Ebd. 120 S. 488.
302. *Herzog, E., Neuere Literatur über allg. sprachwiss. Probleme. 1908* . . Ebd. 121 S. 209.
303. *Farinelli, A., L''umanità' di Herder e il concetto della 'razza'. 1908* . . Ebd. 121 S. 215.
304. *Le Miroir aux Dames p. A. Piaget. Neuchatel 1908* . . . . Ebd. 121 S. 229.
305. *Bédier, J., Les légendes épiques, II, Paris 1908* . . . . Ebd. 121 S. 230.

306. *Langlois, Ch.-L., La vie en France au moyen âge. Paris 1908* . . . . Arch. 121 S. 231.
307. *Villey, P., Les livres d'histoire mod. utilisés par Montaigne. Paris 1908*. Ebd. 121 S. 231.
308. *Farrer, L., La vie et les œuvres de Claude de Sainliens. Paris 1908* . . Ebd. 121 S. 232.
309. *Lanson, G., Voltaire. Paris 1906* . Ebd. 121 S. 233.
310. *Wittmer, L., Étude de littérature comparée. Charles de Villiers. Genève 1908* Ebd. 121 S. 233.
311. *Werner, M., Alfred de Musset. 1908* Ebd. 121 S. 233.
312. *Jaberg, K., Sprachgeographie. Aarau 1908* . . . . Ebd. 121 S. 234.
313. *Horluc, P., et Marinet, G., Bibliographie de la syntaxe du franç. Paris 1908* . . . . Ebd. 121 S. 234.
314. *Passy, J., et Rambeau, A., Chrestomathie franç. 3éd., Lpz. 1908* . . . Ebd. 121 S. 234.
315. *Beyer, Fr., Franz. Phonetik. 3. Aufl., Köthen 1908*. . . . . Ebd. 121 S. 234.
316. *Walter, M., Zur Methodik des neusprachl. Unterr. Marb. 1908* . . . Ebd. 121 S. 235.
317. *Methode Toussaint-Langenscheidt: Französisch. 90. Aufl., Berlin* . . Ebd. 121 S. 235.
318. *Thomas, A., Cartulaire du prieuré de Notre-Dame-du-Pont. Toulouse 1908* . . . . Ebd. 121 S. 236.
319. *Schrötter, W., Ovid u. die Troubadours. Halle 1908* . . . . Ebd. 121 S. 236.
320. *Keller, W., Das toskan. Volkslied. Diss. Basel 1908* . . . . Ebd. 121 S. 237.
321. *Rojas, F. de, La Celestina. Madrid 1907* . . . . Ebd. 121 S. 239.
322. *Staaff, E., Étude sur l'ancien dial. léonais. Uppsala, Lpz. 1907* . . . . Ebd. 121 S. 239.
323. *Mérimée, E., Précis d' histoire de la littérature espagnole. Paris 1908* . . Ebd. 121 S. 239.
324. *Schädel, B., Manual de fonètica catalana. Cöthen 1908* . . . . Ebd. 121 S. 240.

325. *Studi di filologia moderna Anno I, fasc. 1—2. 1908* . . . . Arch. 121 S. 465.
326. *Sammlung vulgärlateinischer Texte, hg. v. W. Heraeus und H. Morf, 1. Heft. Heidelberg 1908* . . . . . Ebd. 121 S. 483.
327. *Pour les lettres romanes de Belgique, causerie par le Baron Fr. Béthune. Louvain 1908* . . . . Ebd. 121 S. 483.
328. *Pirson, J.,* Quomodo *en latin vulgaire. Erlangen 1908* . . . . Ebd. 121 S. 483.
329. *Bertoni, G., Testi antichi francesi. Roma, Milano 1908* . . . . Ebd. 121 S. 484.
330. *Gelzer, H., Einl. zu einer krit. Ausg. des altfrz. Yderromans. Diss. Straßb. 1908* . . . . Ebd. 121 S. 484.
331. *Cyrano de Bergerac, Le pédant joué. 1908* . . . . Ebd. 121 S. 485.
332. *Rivarol* . . . . Ebd. 121 S. 485.
333. *Racine, Jean, Abrégé de l' Histoire de Port-Royal. Paris 1908* . . . . Ebd. 121 S. 486.
334. *Nicolini, F., Il pensiero dell' abate Galiani. Bari 1909* . . . . Ebd. 121 S. 486.
335. *Chateaubriand, Fr.-A., Atala. Paris 1906* . . . . Ebd. 121 S. 486.
336. *Villey, P., Les sources italiennes de la Deffense et illustration de la langue françoise de J. de Bellay. Paris 1908* Ebd. 121 S. 487.
337. *Reynier, G., Le roman sentimental avant l'Astrée. Paris 1908* . . . . Ebd. 121 S. 488.
338. *Kinkel, H., Lessings Dramen in Frankreich. Diss. Heidelbg. 1908* . . . . Ebd. 121 S. 488.
339. *Pfandl, L., Hippolyte Lucas, sein Leben und seine dramat. Werke. Diss. München 1908* . . . . Ebd. 121 S. 489.
340. *Nyrop, Kr., Grammaire hist. de la langue franç., tome 3. Lpz. 1908* . . Ebd. 121 S. 489.

341. *Enderlein, E., Zur Bedeutungsentwicklung des bestimmten Artikels im Franz. Diss. Marburg 1908* . . . Arch. 121 S. 489.
342. *Tobler, A., Vermischte Beiträge zur französ. Grammatik, 3. Reihe, 2. verm. Aufl. Lpz. 1908* . . . . Ebd. 121 S. 490.
343. *Tobler, A., Mon chéri, Anrede an weibliche Personen. — Malgré qu'il en ait. 1908* . . . . Ebd. 121 S. 490.
344. *Jud, J., Was verdankt der franz. Wortschatz den germ. Sprachen? Zürich 1908* . . . . Ebd. 121 S. 491.
345. *Körting, G., Etymologisches Wörterbuch aer franz. Sprache. Paderborn 1908* . . . . Ebd. 121 S. 492.
346. *Dante e la Lunigiana. Milano 1909* . Ebd. 121 S. 493.
347. *Nolhac, P. de, Pétrarque et l'humanisme. Paris 1907* . . . . Ebd. 121 S. 494.
348. *Fornaciari, R., Fra il nuovo e l'antico, Mailand 1909* . . . . Ebd. 121 S. 494.
349. *Salvioni, C., L'episodio della 'Prineide' e il poeta milanese C. A. Pellizzoni. Milano 1908* . . . . Ebd. 121 S. 494.
350. *Salvioni, C., Spigolature siciliane* . . Ebd. 121 S. 494.
351. *Merlo, Cl., Gl'italiani* amano, dicono *e gli odierni dialetti umbro-romaneschi. Perugia 1908* . . . . Ebd. 121 S. 495.
352. *Merlo, Cl., Degli esiti di lat. — GN — nei dialetti dell' Italia centromeridionale. Torino 1908* . . . . Ebd. 121 S. 495.

1909

353. Über Aufgabe und Methode der Volksvorlesungen . . . . Fkf. Z. 16. XII. u. Bericht über das Verwaltungsjahr 1907/08 Ausschuß f. Volkshochschulen Frankf.

354. Die romanischen Literaturen . . . Kultur d. Gegenwart. Berlin, Leipzig.
355. Demokratie und Universität. . . . Fkf. Z. 25. XII.
356. Mundartenforschung und Geschichte auf roman. Gebiet. . . . . Bulletin de dialectologie romane I. S. 1—17.
357. Bemerkung der Redaktion . . . . Arch. 122 S. 101.
358. *Revue de dialectologie romane. I. 1909* Ebd. 122 S. 218.
359. *Die romanischen Literaturen und Sprachen von H. Zimmer, Kuno Meyer, Stern, Morf, Meyer-Lübke. Kultur d. Gegenwart, 1909* . . . Ebd. 122 S. 218.
360. *Crescini, V., Romania. 1908/09* . . Ebd. 122 S. 218.
361. *Kristian von Troyes, Erec und Enide, hg. v. W. Foerster. Halle 1909* . . . Ebd. 122 S. 219.
362. *A. France, Le crime de S. Bonnard. hg. v. Wespy. 1908* . . . . Ebd. 122 S. 220.
363. *Stendhal, Collection des plus belles pages 1908* . . . . Ebd. 122 S. 220.
364. *Cushing, M. G., Pierre Le Tourneur. New York 1908* . . . . Ebd. 122 S. 221.
365. *Sydow, P., Die franz. Originalkomödie des 16. Jahrh. Halle 1908* . . . Ebd. 122 S. 221.
366. *Menéndez Pidal, R., Cantar de Mio Cid. Madr. 1908*. . . . . Ebd. 122 S. 223.
367. *Evangelios e epistolas. . en romance segun la version castellana del siglo XV hecha p. G. Garcia de Santa Maria p.p. Collyn y Staaff. Uppsala 1908*. Ebd. 122 S. 223.
368. *Homero, La Iliada. Version p. L. Segalá y Estalella, Barcelona 1908*. . Ebd. 122 S. 224.
369. *Bédier, J., Les chansons de croisade p. p. Bédier et Aubry. Paris 1909*. . Ebd. 122 S. 459.
370. *La vie de Saint Quentin par Huon le roi de Cambray. Helsingf. 1909* . . Ebd. 122 S. 460.
371. *Raoul de Houdenc, Le Songe d'Enfer. Paris 1908* . . . . Ebd. 122 S. 460.

372. *Pellissier, G., Lectures classiques. Paris (o. D.)* . . . . Arch. 122 S. 460.
373. *Fontenelle. Pages choisies des Grands Écrivains, Paris 1909* . . . . . . Ebd. 122 S. 461.
374. *Bornecque, H., et Röttgers, B., Recueil de morceaux choisis d'auteurs français, 2e éd.* . . . . Ebd. 122 S. 461.
375. *Lanson, G., Manuel bibliographique de la littérature française moderne. I, Paris 1909* . . . . Ebd. 122 S. 464.
376. *Reynold, G. de, Histoire littéraire de la Suisse au XVIIIe siècle. I, Laus. 1901* . . . . Ebd. 122 S. 465.
377. *Vianey, J., Le pétrarquisme en France au XVIe siècle. Montpellier, Paris 1909* . . . . Ebd. 122 S. 465.
378. *Schmidt, H., Französ. Schulphonetik. Cöthen 1909* . . . . Ebd. 122 S. 467.
379. *Wechßler, E., Das Kulturproblem des Minnesangs. I, Halle 1909* . . . . Ebd. 122 S. 468.
380. *Léon, A., Une pastorale basque: Hélène de Constantinople. Paris 1909* . Ebd. 122 S. 472.
381. *Briefe des Prinzen L.-L. an H. Schuchardt. Paris 1909* . . . . Ebd. 123 S. 454.
382. *Schuchardt, H., Sprachgeschichtliche Werte. Graz 1909* . . . . Ebd. 123 S. 454.
383. *[Fanklin, A.] Guide des savants, des littérateurs et des artistes dans les Bibliothèques de Paris par un vieux bibliothécaire. Paris, Lpz. 1908* . . Ebd. 123 S. 454.
384. *Gesellschaft für roman. Literatur 21. Bd. Folque de Candie, hg. v. O. Schultz-Gora I. Bd.* . . . . Ebd. 123 S. 487.
385. *Niedermann, M., Zur griech. und latein. Wortkunde. Straßb. 1909* . . Ebd. 123 S. 487.
386. *Pichon, R., Histoire de la littérature latine 4e éd. Paris 1908* . . . . . Ebd. 123 S. 488.

387. *Pirson, J., Le latin des formules méroving. et caroling.* . . . . . . Arch. 123 S. 488.
388. *Meyer-Lübke, W., Zur Geschichte der Dreschgeräte. Heidelb. 1909* . . . . Ebd. 123 S. 488.
389. *Chrestien's von Troyes Contes del Graal (Baist)* . . . . Ebd. 123 S. 490.
390. *Baist, G., Parzival und der Gral. Freiburg 1909* . . . . Ebd. 123 S. 490.
391. *Le Mistere de saint Quentin, herg. v. H. Chatelain. Saint-Quentin 1908* . Ebd. 123 S. 490.
392. *Les poètes du terroir du XVe siècle au XXe siècle. Textes choisis. Paris (o. D.)* . . . . Ebd. 123 S. 491.
393. *Klincksieck, Fr., Anthologie der frz. Literatur des 18. Jahrh. Lpz. 1910* . Ebd. 123 S. 491.
394. *Honoré d'Urfé. Oeuvres poétiques choisies p. G. Michaut. Paris 1909* . Ebd. 123 S. 491.
395. *Taine, H., Pages choisies p. V. Giraud. 2e édit., Paris 1909* . . . . Ebd. 123 S. 492.
396. *Voretzsch, C., Zur Geschichte der Nibelungensage in Frankreich u. Deutschland 1909* . . . . Ebd. 123 S. 492.
397. *Luchaire, A., La société franç. au temps de Philippe-Auguste. Paris 1909* . . . . Ebd. 123 S. 492.
398. *Rébelliau, A., Bossuet historien du protestantisme. 3e édit., Paris 1909* . Ebd. 123 S. 493.
399. *Falter, H., Die Technik der Komödien von Eugène Labiche. Diss. Würzb. 1909* . . . . Ebd. 123 S. 494.
400. *Behrens, B., Schwan, E., Grammatik des Altfrz. 8. Aufl., Lpz. 1909* . . . Ebd. 123 S. 494.
401. *Pernoux, Ch., Die Formen des Praesens Indicativi von Être im gallorom. Sprachgebiet. Diss. Basel 1909* . . Ebd. 123 S. 494.
402. *Callais, Die Mundart von Hattigny und die Mundart von Ommeray. Metz 1909* . . . . Ebd. 123 S. 495.

403. *Meyer, P., Documents linguistiques du Midi de la France, Paris 1909* . Arch. 123 S. 496.
404. *Kalepky, Th., Lexikographische Lesefrüchte. II. Teil, Berlin 1909* . . . Ebd. 123 S. 496.
405. *Stefano, Ant. de, La Noble Leçon des Vaudois du Piémont. Paris 1909* . . Ebd. 123 S. 497.
406. *Wilkins, E. H., Boccaccio studies. Baltimore 1909* . . . . Ebd. 123 S. 498.
407. *Tuttle, E. H., Notes on the foreign element in Rumanian. 1909* . . . . Ebd. 123 S. 499.

1910

408. Zum Gedächtnis Adolf Toblers . . Fkf. Z. 22. III.
409. Adolf Tobler. Ein Lebensbild. . . Arch. 124 S. 246—258 u. Ess. II, 367.
410. Das Seminar für romanische Philologie . . . . in Lenz, M., Geschichte der Univ. Berlin III S. 232.
411. *Salvioni, C., Commemorazione di Gr. J. Ascoli 1910* . . . . Arch. 124 S. 194.
412. *Jacobius, H., Luftschiff u. Pegasus. Halle 1909* . . . . Ebd. 124 S. 195.
413. *Les amours de P. de Ronsard Vandomois commentées par Muret. Paris 1910* . . . . Ebd. 124 S. 226.
414. *Correspondance de J.-J. Rousseau avec L. Usteri. Zürich 1910* . . . . . . Ebd. 124 S. 226.
415. *Rajna, P., Una rivoluzione negli studi intorno alle 'Chansons de geste'. Torino 1910* . . . . Ebd. 124 S. 228.
416. *Küchler, W., Empfindsamkeit und Erfühlungskunst im Amadisroman* . Ebd. 124 S. 229.
417. *Augé-Chiquet, M., La vie, les idées et l'œuvre de J.-A. de Baïf. Paris 1909* . . . . Ebd. 124 S. 229.

418. *Les amours de J.-A. de Baïf, éd. p. Augé-Chiquet. Paris 1909* . . . . . Arch. 124 S. 229.
419. *Lachèvre, Fr., Le libertinage devant le parlement de Paris. Paris 1909* . . Ebd. 124 S. 229.
420. *Drouhet, Ch., Le poète François Mainard. Paris (o. D.)* . . . . Ebd. 124 S. 230.
421. *Vézinet, F., Molière, Florian et la littérature espagnole. Paris 1909* . . Ebd. 124 S. 230.
422. *Sakmann, P., Voltaires Geistesart und Gedankenwelt. Stuttg. 1910* . . . . Ebd. 124 S. 231.
423. *Counson, A., Chateaubriand en Belgique. 1909* . . . . Ebd. 124 S. 231.
424. *Brunot, F., Histoire de la langue franç. Tome III. Paris 1909* . . . Ebd. 124 S. 231.
425. *Lavergne, G., Le parler bourbonnais au XIIIe et XIVe s. Paris 1909* . . Ebd. 124 S. 232.
426. *Manz, G., Das Verbum nach den frz. Grammatiken von 1500—1750 zusammengestellt. Halle 1909* . . . . Ebd. 124 S. 232.
427. *Jeanjaquet, J., L' extension du français et la question des langues en Suisse. Neuchâtel 1910* . . . . . Ebd. 124 S. 232.
428. *Vossler, K., Grammatik und Sprachgeschichte. 1910* . . . . Ebd. 124 S. 418.
429. *Boccaccio, Opere, Decameron, giorn. dec. mit Einl. v. Gröber. Bibl. rom.* . Ebd. 124 S. 437.
430. *Festschrift zum 14. Neuphilologentage in Zürich 1910* . . . . Ebd. 124 S. 438.
431. *Voretzsch, C., Balduins Tod. Tübingen 1910* . . . . Ebd. 124 S. 441.
432. *Söderhjelm, W., Bemerkungen zur* Disciplina clericalis *1910* . . . . . Ebd. 124 S. 442.
433. *Franklin, A., Les rois et les gouvernements de la France. Paris 1906* . . Ebd. 124 S. 442.
434. *Faral, E., Les jongleurs en France au moyen âge. Paris 1910* . . . . . . Ebd. 124 S. 442.
435. *Söderhjelm, W., La nouvelle française au XVe siècle. Paris 1910* . . . . . Ebd. 124 S. 444.

436. *Pérouse, G., Georges Chastellain. Paris 1910* . . . . Arch. 124 S. 444.
437. *Oliver, Th. Edw., Some analogues of* Maistre Pierre Pathelin. *1909* . . Ebd. 124 S. 444.
438. *Behrens, P., Beiträge zur frz. Wortgeschichte und Grammatik. Halle 1910* Ebd. 124 S. 445.
439. *Muret, E., De l'orthographe des noms de lieu de la Suisse romande. Neuchâtel 1910* . . . . Ebd. 124 S. 445.
440. *Vossler, K., Die Kunst des ältesten Trobadors. Trieste 1910* . . . . . Ebd. 124 S. 446.
441. *D'Ovidio, Fr., Versificazione ital. e arte poetica medievale. Milano 1910* Ebd. 124 S. 447.
442. *Maugain, G., Documenti bibliografici e critici per la storia della fortuna del Fénelon in Italia. Paris 1910* . . . Ebd. 124 S. 447.
443. *Waldberg, M. v., Studien und Quellen zur Geschichte des Romans. I, Berlin 1910* . . . . Ebd. 124 S. 448.
444. *Menéndez Pidal, R., L'épopée castillane à travers la littérature espagnole. Paris 1910* . . . . Ebd. 124 S. 448.
445. *Hanssen, F., La Seguidilla. Santiago de Chile 1909* . . . . Ebd. 124 S. 448.
446. *Schwyzer, E., Sprache und Religion. 1910* . . . . Ebd. 125 S. 230.
447. *Cosquin, E., Étude de folk-lore comparé 1910* . . . . Ebd. 125 S. 231.
448. *Annales de la Société de J.-J. Rousseau V. I 1909* . . . . Ebd. 125 S. 256.
449. *Neuse, R., Landeskunde von Frankreich. I, Lpz. 1910*. . . . . Ebd. 125 S. 256.
450. *Kristian von Troyes, Cligés, hg. v. Foerster. 3. Aufl., Halle 1910* . . . Ebd. 125 S. 257.
451. *Faral, E., Mimes français du XIIIe s. Paris 1910* . . . . Ebd. 125 S. 258.

452. *Paris, G., Mélanges de littérature franç. du moyen âge p. p. M. Roques. Paris 1910* . . . . Arch. 125 S. 259.
453. *Järnström, Edw., Recueil de chansons pieuses du XIIIe s. 1910* . . . . . Ebd. 125 S. 259.
454. *Joubert, Pensées. Paris 1909* . . . Ebd. 125 S. 259.
455. *Plattard, J., L'œuvre de Rabelais. Paris 1910* . . . . Ebd. 125 S. 260.
456. *Bardenwerper, K., Die Anwendung fremder Sprachen und Mundarten in den frz. Mysterien des Mittelalters. Diss. Halle 1910*. . . . . Ebd. 125 S. 260.
457. *Hård af Segerstad, K., Quelques commentaires sur la plus ancienne chanson d'états franç., le Livre des manières d'Étienne de Fougères. Uppsala 1906* . . . . Ebd. 125 S. 260.
458. *Walker, Th., Die altfranzös. Dichtungen vom Helden im Kloster. Diss. Tüb. 1910* . . . . Ebd. 125 S. 260.
459. *Claß, H., Auffassung und Darstellung der Tierwelt im frz. Roman de Renart. Diss. Tüb. 1910* . . . . . Ebd. 125 S. 260.
460. *Lefranc, A., Maurice de Guérin. Paris 1910* . . . . Ebd. 125 S. 261.
470. *Baldensperger, F., Études d'histoire littéraire. IIe série, Paris 1910* . . Ebd. 125 S. 261.
471. *Machens, J., Der Infinitiv mit* de *und der Infinitiv ohne Präposition. Fulda 1909* . . . . Ebd. 125 S. 262.
472. *Lecomte, Ch., Le parler dolois. Paris 1910* . . . . Ebd. 125 S. 263.
473. *Jeanroy, A., Les études méridionales à la Sorbonne. 1910*. . . . . Ebd. 125 S. 264.
474. *La Genèsi trad. en prouvençau pèr Fr. Mistral. Paris 1910* . . . . . Ebd. 125 S. 264.
475. *Millardet, G., Recueil de textes des anciens dialectes landais. Paris 1910* Ebd. 125 S. 265.

476. *Millardet, G., Étude de dialectologie landaise. Toulouse 1910* . . . . . Arch. 125 S. 265.
477. *Salvioni, C., Spigolature siciliane. 1910* . . . . Ebd. 125 S. 267.
478. *Institut d'Estudis Catalans. Anuari 1908* . . . . Ebd. 125 S. 267.
479. *Becker, R., Gonzalo de Berceos* Milagros *und ihre Grundlagen. Diss. Straßb. 1910* . . . . Ebd. 125 S. 268.
480. *Koch, Max, Sibilanten und Palatale im Altspanischen. Diss. Halle 1910* Ebd. 125 S. 269.
481. *Hanssen, Fr., Spanische Grammatik auf historischer Grundlage. Halle 1910* . . . . Ebd. 125 S. 269.
482. *Cuervo, R. J., Apuntaciones criticas sobre el lenguaje Bogotano. 5ª edic. Paris 1907* . . . . Ebd. 125 S. 270.
483. *Lenz, R., Los elementos indios del castellano de Chile. I, Santiago de Chile 1910* . . . . Ebd. 125 S. 271.
484. *Subak, J., Vorl. Bericht über eine . . . unternommene Forschungsreise nach der Balkanhalbinsel* . . . . . Ebd. 125 S. 271.
485. *Gartner, Th., Handbuch der rätorom. Sprache und Literatur. Halle 1910* . Ebd. 125 S. 271.
486. *Guarnerio, P. E., Appunti lessicali bregagliotti. 1910* . . . . Ebd. 125 S. 272.
487. *Philippide, A., Un specialist romîn. la Lipsca Jași 1910* . . . . Ebd. 125 S. 272.
488. *Schiff, M., La fille d'alliance de Montaigne: Marie de Gournay* . . . . . Ebd. 125 S. 478.
489. *Ettmayer, K. v., Vorträge zur Charakteristik des Altfrz. 1910* . . . . . . Ebd. 125 S. 478.
490. *Brunot et Bony, Méthode de langue française. Paris* . . . . Ebd. 125 S. 478.

1911

491.	Frankreich zur Zeit Richelieus und Mazarins (1610—1660).	Intern. Wochenschr. 5 S. 165 Nr. 199 u. Ess. II, 102.
492.	Antrittsrede.	Akad. Wiss. Sitzber. S. 697.
493.	Gedächtnisrede auf Adolf Tobler .	Ebd. S. 710.
494.	Zur sprachlichen Gliederung Frankreichs.	Ebd. Abh.
495.	Aus Dichtung und Sprache der Romanen. II, Straßb.	
496.	Vortrag vom 15. XI. 10 über zwei Stellen der Divina Commedia . .	Ges. Stud. neuer. Spr. Arch. 126 S. 209.
497.	Schweizertum	Monatsblatt des Schweizerklub Berlin
498.	*Gutzmann, H., Physiologie der Stimme u. Sprache. 1909*	Arch. 126 S. 270.
499.	*Landau, M., Hölle und Fegfeuer in Volksglaube, Dichtung u. Kirchenlehre. Heidelb. 1909*	Ebd. 126 S. 271.
500.	*Lot, F., Diplômes d'études et dissertations inaugurales. Paris 1910* . .	Ebd. 126 S. 271.
501.	*Breymann-Steinmüller, Neusprachliche Reform-Literatur. 4. Heft, Lpz. 1909*	Ebd. 126 S. 273.
502.	*Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande 9e année. Lausanne 1910*	Ebd. 126 S. 290.
503.	*Chrestomathie de l'ancien français. 10e édit. Bartsch-Wiese. Lpz. 1910* .	Ebd. 126 S. 291.
504.	*Raynaud, G., La chastelaine de Vergi. Paris 1910*	Ebd. 126 S. 291.
505.	*Dufour, Th., Quelques lettres de J.-J. Rousseau. Genève 1910*	Ebd. 126 S. 291.

506. *Stewart, H. F., and Tilley, A., The romantic movement in French literature. Cambridge 1910* . . . . . . Arch. 126 S. 291.
507. *Hazard, P., Journal de Guinguené 1807—1808. Paris 1910* . . . . . Ebd. 126 S. 292.
508. *Des Granges, Ch.-M., Histoire de la littérature franç. Paris* . . . . . . Ebd. 126 S. 293.
509. *Lanson, G., Manuel bibliogr. de la littérature franç. moderne. III, Paris 1911* . . . . Ebd. 126 S. 293.
510. *Guy, H., Histoire de la poésie franç. au XVIe s. Paris 1910* . . . . . . Ebd. 126 S. 294.
511. *Ruutz-Rees, C., Charles de Sainte-Marthe, New York 1910* . . . . . Ebd. 126 S. 294.
512. *Crescini, V., Nuove postille al trattato amoroso d'Andrea Cappellano, Venezia 1910* . . . . Ebd. 126 S. 294.
513. *Lachèvre, Fr., Le libertinage au XVIIe siècle. Paris 1911* . . . . Ebd. 126 S. 295.
514. *Gaiffe, F., Le drame en France au XVIIIe s. Paris 1910* . . . . . . Ebd. 126 S. 295.
515. *Bettelheim, A., Beaumarchais, eine Biographie. 2. Aufl., München* . . Ebd. 126 S. 296.
516. *Brunot, F., Histoire de la langue franç. III, Paris 1911* . . . . . . Ebd. 126 S. 296.
517. *Klinghardt, H., und Fourmestraux, M. de, Franz. Intonationsübungen. Cöthen 1911* . . . . Ebd. 126 S. 297.
518. *Boillot, F., Le patois de la commune de la Grand' Combe (Doubs.) Paris 1910* . . . . Ebd. 126 S. 298.
519. *Brunot, F., L'enseignement de la langue franç. Paris* . . . . Ebd. 126 S. 298.
520. *Daire, Dictionnaire picard d'après le ms. autogr. par A. Ledieu. Paris 1911*. . . . . Ebd. 126 S. 299.
521. *Glossaire du patois de Blonay p. Louise Odin. Lausanne 1910* . . . . . . Ebd. 126 S. 299.

522. *Schultz-Gora, O., Altprovenzal. Elementarbuch. 2. Auflage. Heidelb. 1911* . . . . Arch. 126 S. 300.
523. *Crescini, V., Canzone francese d'un trovatore prov. Padova 1910* . . . . Ebd. 126 S. 300
524. *Bacci, O., Indagini e problemi di storia letteraria italiana. Livorno 1910* . . . . Ebd. 126 S. 301
525. *Hazard, P., La révolution franç. et les lettres ital. Paris 1910* . . . . . Ebd. 126 S. 302.
526. *Graf, Art., L'anglomania e l'influsso inglese in Italia nel secolo XVIII. Torino 1911* . . . . Ebd. 126 S. 302.
527. *Jeanroy, A., Giosuè Carducci, l'homme et le poète. Paris 1911* . . . . . Ebd. 126 S. 303.
528. *Tirso de Molina, Obras I* . . . . . Ebd. 126 S. 303.
529. *Fabra, P., Qüestions de gramatica catalana. Barcelona 1911* . . . . . Ebd. 126 S. 304.
530. *Roudet, L., Eléments de phonétique générale. Paris 1910* . . . . Ebd. 126 S. 484.
531. *E. Philipon, L'u latin dans le domaine franco-provençal. 1911* . . . Ebd. 126 S. 499.
532. *Niedermann, M., Histor. Lautlehre des Latein. 2. Aufl., Heidelb. 1911* . Ebd. 126 S. 500.
533. *W. Küchler, Martin Fumées Roman 'Du vray et parfait amour'* . . . . Ebd. 126 S. 500.
534. *Annales de la Société de J.-J. Rousseau. VI, 1910* . . . . Ebd. 126 S. 501.
535. *Klein, A., Die altfranzös. Minnefragen. I, Marb. 1911* . . . . Ebd. 126 S. 502.
536. *La Satire Menippée, ed. by P. Demey. London 1911* . . . . Ebd. 126 S. 502.
537. *Rigal, E., De Jodelle à Molière. Paris 1911* . . . . Ebd. 126 S. 503.
538. *Petry, L., Paul Arène, ein Dichter der Provence. Halle 1911* . . . . . Ebd. 126 S. 504.
539. *Bézard, J., De la méthode de littéraire. Paris 1911* . . . . Ebd. 126 S. 504.

540. *Barth, P., Die Naturschilderung in Senancours* Obermann. *Diss. Tüb. 1911* . . . . Arch. 126 S. 504.
541. *Beszard, L., Étude sur l'origine des noms de lieux habités du Maine. Paris 1910* . . . . Ebd. 126 S. 506.
542. *Foerster, W., und Koschwitz, E., Altfranzös. Uebungsbuch. 4. Aufl., Lpz. 1911*. . . . . Ebd. 127 S. 264.
543. *Oeuvres de François Rabelais, I. Paris 1911* . . . . Ebd. 127 S. 265.
544. *Koschwitz, E., Proben Pariser Aussprache. 4. Aufl., Marb. 1911* . . . Ebd. 127 S. 266.
545. *Fleury, Abbé E., Hippolyte de la Morvonnais. Paris 1911* . . . . . Ebd. 127 S. 267.
546. *Cohen, G., Rabelais et le théâtre. Paris 1911* . . . . Ebd. 127 S. 267.
547. *Nöckler, A., Crébillon der Jüngere. Diss. Lpz. 1911* . . . . Ebd. 127 S. 267.
548. *Mainone, Fr., Laut- und Formenlehre in der Berliner franko-venez. Chanson de geste von Huon d'Auvergne. Diss. Greifsw. 1911* . . . . Ebd. 127 S. 268.
549. *Pillet, A., Beiträge zur Kritik der ältesten Troubadours. Breslau 1911*. Ebd. 127 S. 269.
550. *Dante, La vita nuova per cura di Scherillo. Mail. 1911*. . . . . . . Ebd. 127 S. 270.
551. *Panconcelli-Calzia, G., Italiano. Lpz. 1911*. . . . . Ebd. 127 S. 271.
552. *Hilka, A., Der Zauberer Neptanabus nach einem bisher unbek. Erfurter Text. 1911* . . . . Ebd. 127 S. 458.
553. *Hilka, A., 'Liber de monstruosibus hominibus orientis'. Bresl. 1911* . . Ebd. 127 S. 458.
554. *Monaci, E., Facsimili di documenti per la storia delle lingue e delle letterature romanze. Roma 1910*. . . . Ebd. 127 S. 489.

555. *Künzler, Fr., Die Ermitage-Zeit als ein Markstein in Rousseaus Leben. Diss. Zürich 1911* . . . . Arch. 127 S. 491.
556. *Thomas, A. B., Moore en France. Paris 1911* . . . . Ebd. 127 S. 491.
557. *Hervier, M., Les écrivains français. Paris o. D.* . . . . Ebd. 127 S. 491.
558. *Giraud, V., Les maîtres de l'heure. 2. Aufl., Paris 1911* . . . . Ebd. 127 S. 492.
559. *Lauvrière, E., Alfred de Vigny, sa vie et son œuvre. Paris 1909* . . . . . Ebd. 127 S. 492.
560. *Gaschet, R., La jeunesse de P.-L. Courier. Paris 1911* . . . . Ebd. 127 S. 492.
561. *Fankhauser, Fr., Das Patois von Val d'Illiez (Unterwallis). Diss. Bern 1911* . . . . Ebd. 127 S. 493.
562. *Leopardi, G., I canti. 3ª ediz., Mailand 1911.* . . . . Ebd. 127 S. 494.
563. *Portal, E., Antologia provenzale. Milano 1911* . . . . Ebd. 127 S. 494.
564. *Coster, A., Baltasar Gracián,* El Héroe. *Chartres 1911* . . . . Ebd. 127 S. 495.
565. *Ford, J. D. M., Old Spanish Readings. London o. D.* . . . . Ebd. 127 S. 495.

1912

566. Vom Ursprung der provenzalischen Schriftsprache . . . . Akad. Wiss. Sitzber. S. 1014—35.
567. Trinkspruch zur 70. Geburtstagsfeier von A. de Claparède . . . . Monatsblatt d. Schweizerklub Berlin.
568. Vom linguistischen Denken . . . . Verh. Neuphil. Ffk. S. 37.
569. Eine Handschrift der Franciade Ronsards, Gesang I u. II . . . . Arch. 129 S. 459—467

570.	6. Aufl. von Hettner, H., Geschichte der franz. Literatur im 18. Jahrh. Braunschweig, hg. v. H. Morf.	
571.	Friedrich der Große als Aufklärer. .	Wissen u. Leben 6. Jahrg. 1.
572.	Vortrag 25. IV. 11 über den Atlas linguistique (Auszug)	Gesellsch. Stud. neuer. Spr. Arch. 128 S. 212.
573.	Vortrag 12. XII. 11 über Voltaire und Lessing (Auszug)	Ebd. 128 S. 220.
574.	An der Wiege der klassischen Lyrik Frankreichs	Intern. Wochenschr. 6 S. 162.
575.	Literarische Mitteilung	Litbl. S. 358.
576.	*Panconcelli-Calzia, G., Bibliographia phonetica. Annotationes phoneticae 1910/11.*	Arch. 128 S. 433.
577.	*Rosset, Th., Recherches expérimentales pour l'inscription de la voix parlée. Paris 1911.*	Ebd. 128 S. 433.
578.	*Wechßler, Ed., Weltanschauung und Kunstschaffen im Hinblick auf Molière und Victor Hugo. Marb. 1911* .	Ebd. 128 S. 434.
579.	*Finsler, G., Homer in der Neuzeit von Dante bis Goethe. Lpz. 1912* . .	Ebd. 128 S. 435.
580.	*L'histoire par les contemporains: Le mouvement romant. par P. v. Tieghem. Paris 1912.*	Ebd. 128 S. 440.
581.	*Petri Alfonsi Disciplina clericalis von A. Hilka und W. Söderhjelm. Helsingf. 1911.*	Ebd. 128 S. 464.
582.	*Oulmont, Ch., Les débats du clerc et du chevalier dans la littérature poétique du moyen âge. Paris 1911.* . . .	Ebd. 128 S. 466.
583.	*Chateaubriand, Mémoires d'outre-tombe p. Giraud. Paris 1911* . . .	Ebd. 128 S. 467.

584. *Ch. Lescœur, La division et l'organisation du territoire français. Berlin 1910* . . . . Arch. 128 S. 469.
585. *Champion, P., Vie de Charles d'Orléans. Paris 1911* . . . . Ebd. 128 S. 470.
586. *Oulmont, Ch., La poésie morale, polit. et dramat. à la veille de la Renaiss. Paris 1911* . . . . Ebd. 128 S. 470.
587. *Lognon, H., Pierre de Ronsard, Essai de biographie. Paris 1912*. . . . . Ebd. 128 S. 470.
588. *Schütte, E., J.-J. Rousseau, seine Persönlichkeit u. sein Stil. Lpz. 1910* Ebd. 128 S. 471.
589. *Lacretelle, P. de, Les orgines et la jeunesse de Lamartine. Paris 1911*. Ebd. 128 S. 471.
590. *Bonnier, Ch., Le pays de Pevelle. Liverpool 1911*. . . . . Ebd. 128 S. 472.
591. *Rosset, Th., Les origines de la prononciation moderne étudiées au XVIIe s. Paris 1911* . . . . Ebd. 128 S. 473.
592. *Bourguin etc., L'enseignement du franç. Paris 1911* . . . . Ebd. 128 S. 474.
593. *Souza, R. de, Du rythme en français. Paris 1912* . . . . Ebd. 128 S. 475.
594. *Menéndez Pidal, R., Cantar de mio Cid, texto, gramática y vocabulario. Madrid 1911* . . . . Ebd. 128 S. 478.
595. *Colton, M. A., La phonétique castillane. Paris 1909* . . . . Ebd. 128 S. 479.
596. *Festschrift zum 15. Neuphilologentage in Frankfurt a. M. 1912* . . . Ebd. 129 S. 267.
597. *Busse, Dr. B., Wie studiert man neuere Sprachen? 2. Aufl. Stuttg. 1912* . . . . Ebd. 129 S. 267.
598. *Wartburg, W. v., Die Ausdrücke für die Fehler des Gesichtsorgans in den roman. Sprachen und Dialekten. Diss. Zürich 1912*. . . . . Ebd. 129 S. 277.

599. *Niedermann, M., Ueber einige Quellen unserer Kenntnis des späteren Vulgärlatein. Lpz. 1912.* . . . . . Arch. 129 S. 277.
600. *Jud, J., Les noms des poissons du Lac Leman. Zürich 1912* . . . . . Ebd. 129 S. 278.
601. *La chastelaine de Vergi éd. P. Raynaud. 2e éd. par L. Foulet* . . . . Ebd. 129 S. 279.
602. *Petri Alfonsi disciplina clericalis v. A. Hilka u. W. Söderhjelm. II, Helsingf. 1912.* . . . . Ebd. 129 S. 279.
603. *Oeuvres de François Rabelais. Éd. critique. Paris 1912* . . . . Ebd. 129 S. 279.
604. *Klincksieck, Fr., Der Brief in der frz. Literatur des 19. Jahrh. Halle 1912.* Ebd. 129 S. 280.
605. *Sondheimer, J., Die Herodespartien im lateinischén liturgischen Drama und in den frz. Mysterien. Halle 1912* Ebd. 129 S. 281.
606. *Wahl, A., Montesquieu als Vorläufer von Aktion und Reaktion. 1912* . . Ebd. 129 S. 281.
607. *Delafarge, D., La vie et l'œuvre de Palissot. Paris 1912.* . . . . Ebd. 129 S. 281.
608. *Fuchs, M., Théodore de Banville 1823–91. Paris 1912* . . . . Ebd. 129 S. 282.
609. *Beaurepaire-Froment, Bibliographie des chants populaires franç. 3e éd. Paris o. D.* . . . . Ebd. 129 S. 283.
610. *Fuchs, M., Lexique du 'Journal des Goncourt'. Paris 1912* . . . . . . Ebd. 129 S. 283.
611. *Stölten, Otto, Die Entwicklung des bildl. Ausdrucks in der Sprache Victor Hugos. Diss. Jena 1911.* . . . Ebd. 129 S. 283.
612. *Ronjat, J., Comptes consulaires de Grenoble. 1912* . . . . Ebd. 129 S. 284.
613. *Vey, E., Le dialecte de Saint-Étienne au XVIIe s. Paris 1911* . . . . . Ebd. 129 S. 284.
614. *Les obres d'Auzias March. Barcelona.* Ebd. 129 S. 286.

615. *Pietsch, K., Zur spanischen Grammatik 1912* . . . . Arch. 129 S. 287.
616. *Förster, B., Die sogenannten facet. Werke Noëls du Fail. Diss. Lpz. 1912* Ebd. 129 S. 528.
617. *Burri, A., Johann Rudolf Sinner von Ballaigues. 1730—87. Diss. Bern 1912* . . . . Ebd. 129 S. 529.
618. *Magne, E., Voiture et les origines de l'Hôtel de Rambouillet, Paris 1911* . Ebd. 129 S. 529.
619. *Haas, J., Frankreich, Land und Staat. Heidelb. 1910* . . . . . Ebd. 129 S. 532.
620. *Heuckenkamp, F., Die provenz. Prosaredaktion des geistl. Romans von Barlaam u. Josaphat. Halle 1912* . Ebd. 129 S. 533.
621. *Opere di Alessandro Manzoni. Milano 1912* . . . . Ebd. 129 S. 534.

1913

622. Vortrag 30. IV. 12 über Friedrich den Großen als Aufklärer (Auszug) . Gesellsch. Stud. neuer. Spr. Arch. 130 S. 166.
623. Vortrag 29. X. 12 über eine bisher unbekannte Fassung der ersten zwei Gesänge von Ronsards Franciade (Auszug) . . . . Ebd. 130 S. 170.
624. Vortrag: Molières Hoffestspiel vom Tartuffe (1664) (Auszug) . . . . . Akad. Wiss. Sitzber. S. 919.
625. *A. Camilli, Il sistema Ascoliano di grafia fonetica* . . . . Arch. 130 S. 461.
626. *Schmidt, J., Le jugement d'Amours. Diss. Jena 1913* . . . . Ebd. 130 S. 463.
627. *Oeuvres complètes de Stendhal. Paris 1913* . . . . Ebd. 130 S. 464.
628. *Voretzsch, K., Einführung in das Stud. der afz. Literatur. 2. Aufl., Halle 1913* Ebd. 130 S. 465.

629. *Wiedenhofen, A., Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der frz. Farce. Diss. Münster 1913*	Arch. 130 S. 466.
630. *Nyrop, Kr., Grammaire historique de la langue franç. 4, Lpz. 1913*	Ebd. 130 S. 466.
631. *Poésies de Uc de Saint-Circ p. p. Jeanroy et Salverda de Grave. Toul. 1913*	Ebd. 130 S. 468.
632. *Jeanroy, A., Carducci et la Renaissance ital. 1912/13*	Ebd. 130 S. 470.
633. *Las burlas veras, ed. by Millard Rosenberg. Philadelphia 1912* . . .	Ebd. 130 S. 471.
634. *Peter, C. v., Die Entwicklung des franz. Romans. Berl. 1913*	Ebd. 131 S. 264.
635. *Kuhnke, A., Charles Estienne: 'Les abusez' u. ihre Quelle. Diss. Bresl. 1912*	Ebd. 131 S. 266.
636. *Gilliéron, J., et Roques, M., Études de géographie ling. Paris 1912*	Ebd. 131 S. 268.

1914

637. Geschichte der französischen Literatur im Zeitalter der Renaissance. 2. Aufl., Straßb.	in Gröbers Grundriß der roman. Philologie, Neue Folge.
638. Die Universität und die Universitäten	Fkf. Z. 25. X.
639. Adresse an Herrn Hugo Schuchardt zum 50jähr. Doktorjubiläum . . .	Akad. Wiss. Sitzber. S. 694.
640. Vortrag 22. IV. 13 über die Sprache Chrestiens von Troyes (Auszug) . .	Ges. Stud. neuer. Spr. Arch. 132 S. 161.
641. Vortrag 28. X. 13 über den Ausdruck 'Plejade' zur Bezeichnung der Dichterschule der franz. Renaissance (Auszug)	Ebd. 132 S. 164.

642. *Ronjat, J., Le développement du langage observé chez un enfant bilingue. Paris 1913* . . . . Arch. 132 S. 230.
643. *Annales de la Société J.-J. Rousseau. 9, 1913.* . . . . Ebd. 132 S. 252.
644. *Stendhal, Oeuvres complètes p. E. Champion. Paris 1914* . . . . Ebd. 132 S. 254.
645. *Kempel, E., Das Handschriftenverhältnis u. die Sprache des afz. Heldengedichtes Maugis d'Aigremont. Diss. Gött. 1913.* . . . . Ebd. 132 S. 256.
646. *Faral, E., Recherches sur les Sources lat. des contes et romans courtois du moyen âge. Paris 1913* . . . . . . Ebd. 132 S. 258.
647. *Champion, P., François Villon. Paris 1913* . . . . Ebd. 132 S. 258.
648. *Brunot, F., Histoire de la langue franç. IV, Paris 1913* . . . . . . Ebd. 132 S. 259.
649. *Fitzmaurice-Kelly, J., Littérature espagnole. 2e éd., Paris 1913* . . . . Ebd. 132 S. 267.
650. *Decurtins, C., Rätoroman. Chrestomathie, II. Ergbd. Erlang. 1912* . . Ebd. 132 S. 268.
651. *Saroïhandy, J., Vestiges de phonétique ibérienne. 1913.* . . . . Ebd. 132 S. 466.
652. *Cocchia, E., La vita di San Mummoleno. Napoli 1914* . . . . Ebd. 132 S. 467.

1915

653. Civitsa Dei . . . . Intern. Monatsschr. 9. Jahrg. Heft 6.
654. Von der Form schriftlicher Arbeiten . Roman. Seminar Berl.
655. Kriegsschriften für das Ausland . . Fkf. Z. 25. X.
656. Englands Handelskrieg und die Neutralen. Eine Denkschrift Beaumarchais'. Ebd. 29. VIII.
657. Gewichtige Stimmen über das Werkjahr . . . . Voss. Z. 27. VI.

658.	Vortrag: Geschichte der lateinischen Wörter gallus, gallina, pullus im Gallorom. (Auszug)	Akad. Wiss. Sitzber. S. 131.
659.	Vortrag vom 12. V. 14 über Le Tartuffe (1664—1669).	Ges. Stud. neuer. Spr. Arch. 133 S. 424.

1916

660.	Vortrag vom 9. III. 15 über Gallus, Gallina, Pullus im Galloromanischen.	Ges. Stud. neuer. Spr. Arch. 134 S. 399.
661.	Vortrag vom 26. X. 15: Francesca und Paolo (Auszug)	Ges. Stud. neuer. Spr. Arch. 134 S. 405.
662.	Galeotto fu il libro e chi lo scrisse . .	Akad. Wiss. Sitzber. S. 373, 1118—1138.
663.	Die Wissenschaft im Kriege	Voss. Z. 23. IV.
664.	Von der Form schriftlicher Arbeiten (Erweiterte Fassung)	Roman. Seminar Berl.
665.	Miguel de Cervantes.	Intern. Monatsschr. 11. Jahrg. Heft 3.
666.	Vortrag vom 24. X. 16 über die Persönlichkeit des Cervantes	Ges. Stud. neuer. Spr. Arch. 135 S. 426.

1917

667.	Mitteilung über die Etymologie von franz. habiller (Auszug)	Akad. Wiss. Sitzber. S. 499.
668.	Mitteilung über die Folioausgabe der Essays Montaignes durch Marie de Gournay von 1635 (Auszug) . . .	Ebd. S. 517.
669.	Lessings Urteil über Voltaire (Auszug)	Ebd. S. 623.

1918

670. Vortrag vom 30. X. 17 über Negerfranzösisch (Kreolisch) (Auszug) . . Ges. Stud. neuer. Spr. Arch. 137 S. 81.

671. Vorwort zu: Kurzes Verzeichnis der roman. Handschriften, Berlin . . . Mitteilungen aus der königl. Bibliothek.

Abkürzungen.

Akad. Wiss.	Preußische Akademie der Wissenschaften Berlin.
— Abh.	= Abhandlungen.
— Sitzber.	= Sitzungsberichte.
Allg. Z. Beil.	= Allgemeine (Münchner) Zeitung Beilage.
Arch.	= Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen[1]).
Behrens Zs.	= Zeitschrift für neufranzösiche Sprache und Literatur.
Bund Stgbl.	= Der Bund, Sonntagsblatt Bern.
D. Litzt.	= Deutsche Literaturzeitung.
D. Rdsch.	= Deutsche Rundschau.
Ess.	= H. Morf, Aus Dichtung und Sprache des Romanen I 1903, II 1911.
Fkf. Z.	= Frankfurter Zeitung.

[1]) Als Morf 1903 die Redaktion des Archivs übernahm, gestaltete er dessen Bibliographie so um, daß er fast jeder Neuerscheinung ein Wort der Kritik mit auf den Weg gab. In der Zusammenstellung von Morfs Schriften sind Anzeigen von geringem Umfang fortgeblieben. Im wesentlichen habe ich mich an den Index des Archivs gehalten, der allerdings für die Bände 113—120 im Stich läßt.

Ges. Stud. neuer. Spr.	= Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen.
Gött. gel. Anz.	= Göttingische Gelehrte Anzeigen.
Gött. Nachr.	= Nachrichten von der königl. Gesellschaft der Wissenschaften und der Georg Augusts-Universität, Göttingen.
Intern. Monatsschr.	= Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik.
Intern. Wochenschr.	= Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik.
Litbl.	= Literaturblatt für germanische und romanische Philologie.
Nat.	= Die Nation, Wochenblatt für Politik, Volkswirtschaft und Literatur.
N. Spr.	= Die Neueren Sprachen.
N. Z. Z.	= Neue Zürcher Zeitung.
Rev. pat. gallorom.	= Revue des patois galloromans.
Rom.	= Romania.
Verh. Philol.	= Verhandlungen der Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner.
Verh. Neuphil.	= Bericht über die Verhandlungen des allgemeinen deutschen Neuphilologenverbandes.
Voss. Z.	= Vossische Zeitung.
Zs.	= Zeitschrift für romanische Philologie.
Zs. f. österr. Gymn.	= Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.

Druck von Hermann Böhlaus Nachfolgern,
Hof-Buchdruckerei in Weimar.